

*Carl Michaels*

# *Die Indionas*

*Roman*

Erstes Kapitel

## *Aufbruch in die Neue Welt*

**A**no war verzweifelt, hatte alles verloren und auch keine Heimat mehr. Nur das nackte Leben war ihm geblieben. Aber selbst das würde er mit großer Wahrscheinlichkeit bald schon verlieren. Er sah mit Entsetzen, wie die paradiesische Natur der Inseln von Tobalis zerstört wurde. Dämonische Urkräfte mussten am Werk gewesen sein, als der Ko-Ka-Kulimba Feuer spuckte, dem Pum-Pui die Kuppe des Gipfels wegflog und sich ein riesiger Krater auftat. Aus beiden Vulkanen schossen Magmafontänen hoch empor in den Himmel, ehe das Glutgeröll der Lavaströme in einer alles hinwegreißenden Feuerwalze an den dampfenden Berghängen der Vulkane sich ins Meer ergoss.

Ungeheure Flutwellen überschwemmten im Heiligen Tal binnen kurzem die Erdpyramiden und Ahnengräber der Indis bis hinauf zu den Spitzen. Die Hitze war unerträglich, der Schwefelgestank bestialisch, das Atmen eine Qual.

Ob Inka, seine Frau, und die Kinder, die ihm alles bedeuteten, noch lebten, wusste er nicht. Vom Dorf war nichts zu sehen, verschwunden die mit Schilf und Palmfasern bedeckten Rundspitzdächer der Pfahlbauten, die dort unten auf der breiten Lichtung am Fluss gestanden hatten. Der Fluss war jetzt ein reißender Strom, der mit unbändiger Gewalt dahinfloss, weite Gebiete des Urwaldes bis zur Mündung in den Roten Sund der Korallensee unaufhaltsam unter Wasser setzte und in seinen hellbraun umher brodelnden Schlammfluten rasend schnell versinken ließ. Ano weigerte sich zu glauben, was er sah. Warum nur hatte sie der Zorn des Großen Geistes mit solch unerbittlicher Härte heimgesucht?

Was war mit den Jagdgefährten geschehen, die unterwegs an seiner Seite plötzlich verschwanden, einfach nicht mehr da waren, in seiner Nähe schneller noch als wie in den Sümpfen des Urwalds vom Erdboden im Nu mit Haut und Haaren verschluckt wurden? Ob einer vom Trupp seiner Jäger noch lebte? Wenn überhaupt, konnten nur wenige seines Volkes das Seebeben, den Tsunami und den unmittelbar darauf folgenden Ausbruch der beiden Vulkane überlebt haben.

Anasazi, der Schamane, war einer von ihnen. Er lebte einsam in einer Strandhütte und hatte vor nicht allzu langer Zeit ein Doppelrumpffloß gebaut, so wie es der Große Geist verlangte. Dieser Katamaran lag in einer abgelegenen, kleinen Bucht unweit seiner Strandhütte, die von hohen Klippen umgeben war.

Ano hatte sich instinktiv auf eine dieser Klippen geflüchtet, als ihm im Dschungel bei der Waldbüffeljagd das erste heftige Beben durch Mark und Bein ging, der Boden sich plötzlich vor seinen Augen öffnete, ein Riesenloch in der Erde klaffte, worin ein ungeheurer Waran, eine allesfressende Großechse mit wildem Gebrüll und flammenumzuckten Geschnauf verschwand. Da packte ihn, den kühnen Jäger, die blanke Angst. „Bei allen guten Geistern! Keine Fallgrube! Was für ein Feuerloch?!“ staunte Ano. Der Boden wurde heiß unter seinen Füßen. Er rannte davon, lief und lief, ohne zu wissen, wohin.

Jetzt stand er wie versteinert dort oben in schwindelnder Höhe auf der Klippe, sah wie mehr und mehr Landmasse dieser wunderschönen, subtropisch-grünen Welt unterging, Atoll für Atoll seiner Heimat mit unvorstellbarem Getöse und Krachen im Meer versank.

Die Erde unter seinen Füßen begann erneut zu beben, der Fels zu schwanken, und immer wieder stürzten Gesteinsbrocken polternd und krachend in die Tiefe. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.

Plötzlich war Ano hellwach, klar im Kopf, und bereit, um sein Leben bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Die Angst, die seine Glieder lähmte, war wie weggeblasen, ja, mobilisierte auf einmal all seine Kräfte. Er sprang, hangelte und kletterte rasch zwischen Felsbrocken hinab in die Tiefe. Als er unten am Fuße des steilen Bergpfades angekommen war, lief er so schnell er konnte den Rest des Weges bis zur Bucht.

Im letzten Augenblick erreichte Ano den Katamaran. Völlig erschöpft und außer Atem heftig keuchend, taumelte er, stürzte über den Wellenbordrand und fiel kopfüber ins Boot von Anasazi, das gerade eben vom Sog zurückweichender Wasserwellen mitgerissen wurde. Sie hatten großes Glück. Vorbei am Riff einer sinkenden Insel, wurde der Katamaran durch den Roten Sund aufs offene Meer hinaus katapultiert. Nur schemenhaft sah Ano die Menschen an Bord, frierende, in Felldecken gehüllte Gestalten, die überall kauern auf den Querbalken der Tragdecks saßen. Dann verlor er das Bewusstsein. Um ihn herum toste das Meer. Eine Sinfonie des Grauens, die er nicht mehr hörte.

Am anderen Morgen, als sie auf hoher See waren, erwachte Ano. Er lag auf dem Rücken, blickte zum Himmel und staunte, dass er noch lebte. Arme, Brust

und Beine abtastend, stellte er fest, dass ihm nur seine Halskette fehlte. „Wenn das alles ist“, dachte er. „Ich werde wieder zur Jagd gehen, Tiere erlegen, Klauen und Zähne im Überfluss haben.“ Dann richtete er sich zum Sitzen langsam auf, vermied beim Hochkommen jede abrupte Bewegung, hatte keine Schmerzen aber Hunger und fand zwischen seinen Beinen eine Kokosnuss und drei Bananen, von denen er eine sogleich mit beiden Händen aufbrach und schälte. Heißhungrig biss er hinein und war dankbar für die Nahrung, die ihm jemand in den Schoß gelegt hatte. Vielleicht die alte Frau, die dort drüben mit dem Jungen an der anderen Seite auf den Querbalken des Decks saß, angelehnt an die schräge Wellenbordwand gegenüber, erschöpft und starren Blickes vor sich hinstierend, als schlafe sie mit offenen Augen. Ihr langes, schlohweißes Haar verdeckte eine Hälfte ihres edlen, hageren Gesichts, je nachdem, wie der Wind wehte. Kannte er sie - oder den Jungen? Nein, nicht dass er wüsste, aber beide mussten vom Stamm der Indis sein, so wie sie gekleidet waren, in knielange beigefarbene Wickelgewänder aus Leinen und Leder, die auch Inka, seine Frau, getragen hatte. Wie dem auch sei, herrlich süß schmeckte die Banane, deren festes aber saftiges Fruchtfleisch Anos Lebensgeister schon beim ersten Biss weckte, seine Sinne und Gedanken schärfte. Er blickte hinaus aufs Meer, spürte etwas vom Ewigwirken des Großen Geistes, dort in der weiten Ferne und hier im Jetzt des Augenblicks.

Warm war der Wind, dunkelgrau der Himmel und die Sonne eine diffuse Scheibe matt schimmernden Goldes, die durch den Eruptionsstaub des feinen Ascheregens mit wechselhaft morbiden Licht schien, kraftlos und unwirklich, verhüllt von einem gespenstischen Schleier allgegenwärtiger Geisterscharen. Schwefelgeruch lag in der Luft. Man konnte das unheimliche Wirken dunkler Mächte spüren. Es grollte, donnerte, blitzte und funkelte wenig später in den herrlichsten Farben eines überirdisch schönen Wetterleuchtens. Die Sicht wurde besser. Der Himmel klarte auf, als die wallenden Grauschleier einer plötzlichen Helligkeit wichen. Die Sonne erschien mit prachtvoll gleißendem Leuchten, strahlte wie eh und je mit all ihrer lebensspendenden Kraft.

Eine Wolke von der Farbe des Roten Sunds zog am Horizont herauf und schwebte in nördlicher Richtung dahin. Es schien, als steige Rauch aus der Mitte der korallenroten Wanderwolke empor, weiße Kringelwölkchen, wie die beim Ratsfeuert ritual aus dem Kopf einer Tonpfeife.

„Folge der Roten Wolke“, hörte Anasazi die Stimme seiner Seele sagen, aus der zu ihm der Große Geist sprach. Hatte nicht Manitou ihm Wissen und Kraft gegeben, den Katamaran zu bauen, damit die letzten vom Stamme der Onas gerettet werden konnten? Ja, bei all dem Furchtbaren, dem Unfassbaren, was sie durchmachen mussten, war der Große Geist doch gut zu ihnen gewesen, schenkte er doch einigen von ihnen das Leben und würde diesen, seinen auserwählten roten Kindern den Weg in eine neue Welt weisen.

Wenngleich es nach der letzten Eisschmelze keine direkte Landbrücke zum Festland mehr gab, könne man es derzeit doch bei gutem Wetter wagen, dieselbe

Strecke auf dem Seeweg zu bewältigen, ohne dabei ein allzu großes Risiko auf sich nehmen zu müssen. Die Überfahrt dorthin würde kaum länger als sieben Sonnen und Monde dauern. Das war zu schaffen. Proviant hatten sie fürs Erste genug, denn jeder von ihnen hatte in höchster Not alles an Essbarem in Decken gerafft, das Bündel geschultert und an Bord geschleppt. Kokosnussmilch und Wasser in Büffelhautschläuchen oder Muschelamphoren gab es, um den Durst zu stillen; Bananen, Kokosnussfleisch und Früchte aller Art als Nahrung. Feuer zum Wärmen und Kochen machte man mit dem Bruchstück eines Kristalls, der wie ein Brennglas beim Erhitzen von getrocknetem Meeresschwammzunder oder dürrem Holz funktionierte. Mit Seeschneckenhörnern schöpfte man Wasser aus dem Boot, benutzte sie als Signalhorn, oder blies hinein, um sie als Musikinstrument bei Tanz- und Kultzermonien der Ahnenrituale zu gebrauchen.

Anasazi orientierte sich an Sonne, Mond und Sternen, oder an einer kleinen Eisenerznadel, die durch einen Korke in der mit Palmöl gefüllten Halbschale einer Kokosnuss schwamm und mit der dünneren Spitze unentwegt nach Norden zeigte. Mit diesem steinzeitlichen Kompass würden sie den Weg bis zur Mündung des Gelben Flusses nicht verfehlen können, da war sich Anasazi ziemlich sicher und klopfte zuversichtlich mit einer Hand auf den Medizinbeutel an seiner Brust, prall gefüllt mit Gummiharzperlen aus jenem fernen Land im Westen, aus dem die Vorfahren der Indis kamen.

Anasazi stand am Ruder des Katamarans, der *Mochica*, benannt nach der sanftmütigen Himmelsbotin vom Winde, die ihn guten Mutes auf eine bessere Welt hoffen ließ. In der letzten Nacht war das Meer ruhig geblieben. Leichter Seegang, keine schweren Wellenbrecher. Bis jetzt war alles gut gegangen, obwohl der Nebel in der Frühe die Sicht erschwerte. Gegen Mittag änderte sich das Wetter.

Der Wind kam von achtern, blies kräftig aus südöstlicher Richtung. In der Bootsmitte, vor der mit Palmfasern, Bananenblättern und Fellen verkleideten Bambusholzkajüte, hing am Mast das große trapezförmige Bastmattensegel, das sich mächtig aufblähte.

Die beiden Bootsrümpfe der *Mochica* hoben und senkten sich mal zur einen, mal zur anderen Seite, korrigierten die Lage und stabilisierten dann die mit Hanfseilen zusammengebundene Balkentragfläche des Floßdecks, gebaut aus leichtem Balsaholz und Bambusrohr. Wenig später schoss der Katamaran über die Wellen, wendig und kippstabil, als würde er über die Wellenkämme dahinfliegen. Keiner musste mehr mit den Seitenrudern paddeln, allein der Wind sorgte für eine solch rasante Fahrt, dass von einer Minute auf die andere echte Lebensfreude bei der leidgeprüften Schar der Heimatlosen aufkam.

Die meisten von ihnen waren Onas, eine Schicksalsgemeinschaft mit einer Gruppe von zweiundzwanzig Menschen, elf Männern, sechs Frauen und fünf Kindern. Außer Cusco, einem Krieger und Jagdgefährten Anos, gab es an Bord nur drei Überlebende vom Stamme der Indis. Einer davon war die alte Huanaka mit ihrem neunjährigen Enkelsohn, der brav auf Deck an ihrer Seite saß,

versonnen mit kleinen Muschelschalen spielte und Ano, den Häuptling der Indionas, mit heimlich scheuen Blicken seiner schönen, koskosnussbraunen Indi-Augen bewunderte. Er tat dies voller Inbrunst mit dem reinen Herzen eines Knaben, denn Ano war für ihn ein untrügliches Vorbild an Tapferkeit. Ja, so wollte er, Kim-Ko, auch einmal werden, ein großer Jäger und Häuptling.

Ano blickte herüber und schenkte dem Jungen ein Lächeln, ein breites Lächeln der Zuversicht, dass Kim-Ko nach dem schrecklichen Verlust der Eltern und Geschwister erstmals wieder neue Kraft gab und Huanaka unvergesslich bleiben sollte. Sie fühlte sich geehrt, auch wenn der Häuptling kein Wort mit ihr sprach, er es verzog, im Schweigen dem verschlungenen Weg seiner Gedanken zu folgen. Es mussten ernste Überlegungen sein, geprägt von tiefer Besorgnis um das Gemeinwohl der Überlebenden beider Stämme, schwierig lösbare, sehr komplexe Dinge, die ihn unaufhörlich beschäftigten, jedoch im stoisch gefassten Ausdruck seines eher heiter wirkenden Gesichts kaum sichtbar wurden. Nachdem Ano eine zweite Banane gegessen hatte, knackte er mit dem messerartigen Faustkeil am Gürtel die Koskosnuss, trank einen Schluck der köstlich schmeckenden Milch und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. Die leere Kokosnuss rollte davon, als er sie beiseite legte und die fellgefütterten Wildlederstulpen bis an die Knie hochzog, sie mit den daran baumelnden Schnürriemen festband. Dann löste Ano die mit Reptilienhaut durchwirkte, rote Schutzscherbe über dem Gürtel des Lendenschurzes und wand sie sich als Stirnband um das lange, blauschwarze Haar. Er verknotete das breite, leuchtend rote Band am Hinterkopf, stand auf und ging nach achtern zum Heckrunder. Der sehnige, bronzebraune Körper des jungen Häuptlings bewegte sich trotz des Seegangs mit der tigerhaften Geschmeidigkeit eines Jägers auf der Pirsch. Er griff in seine kleine, praktische Jagdtasche am Gürtel und warf dem Jungen im Vorrübergehen eine ohrengroße Muschelschale zu, die in Form und Aussehen dem Rückenpanzer einer Schildkröte glich. Kim-Ko fing sie auf, war entzückt und Großmutter Huanaka staunte über diese ungewöhnlich schöne Muschel mit Stammeszeichen der Indis.

„Wenn das Wetter so bleibt, werden wir früher als erwartet auf dem Festland sein“, meinte Anasazi lachend. Die Lockenpracht seines grauschwarzen Haares wirbelte im Wind, während Ano mit besorgtem Gesicht auf ihn zukam und zum Himmel deutete, wenig erfreut über das, was er sah.

„Das wird sich bald ändern. Da bin ich mir sicher!“ In der Ferne zog eine einzelne dunkle Wolke im Blau des Himmels herauf.

„Wer von uns beiden ist der Kapitän?“, blickte Anasazi ihn verwundert an. Die dunklen, tiefschwarzen Augen funkelten, als brenne ein inwendiges Feuer darin, nur einen Augenblick, dann strahlten sie wieder mit magisch schönem Glanz, träumerisch und weltentrückt, wie die eines weisen, blinden Sehers, entzückt von Visionen, die nur er allein zu sehen vermochte.

Die Stimme Anos drang mit großer Klarheit an sein Ohr und holte Anasazi zurück in die Wirklichkeit dieser Welt.

„Kapitän ist keiner von uns. Weder du noch ich haben das Können ein solcher zu sein. Du bist der Schamane, ich Häuptling aller Indionas. Wir wollen das Beste für unser Volk, nicht nur für den Stamm der Onas“, sagte Ano und legte zur Bekräftigung seiner Worte die rechte Hand auf das Herz.

„Ja, uns allen, den Stämmen der *Indis* und *Onas* stehen schwere Prüfungen bevor. Es ist der Wille Manitous.“

„Warum prüft er uns mit solch allmächtiger Unerbittlichkeit? Siehst du nicht, dass ein Taifun heraufzieht, der uns alle in die Ewigen Jagdgründe schickt?!“

„Allein der Große Geist weiß, wann dem so sein wird. Glaube und vertraue ihm. Er wird uns den Weg in die Neue Welt weisen.“

„Aber Inka, die Kinder, und so viele der Stämme unseres Volkes – sind sie nicht alle tot?“

„Ja, viele von uns hat er abberufen, aber Inka und deine Söhne sind keineswegs tot. Ich habe sie und andere vor dem großen Seebeben auf das Festland gebracht. Da warst du auf der Jagd. Sie leben am Gelben Fluss.“

„Was hast du - das hast du wirklich getan?!“, stammelte Ano vor Freude und schämte sich seiner Tränen nicht, die ihm von den hohen Wangenknochen über das ebenmäßig schöne Gesicht rannen und im Wind mit der Gischt des Meeres davon stiebten.

„Ja, in weiser Voraussicht, hatte ich doch geahnt, welch Unheil auf uns zukommt.“

„Wie kann ich dir jemals dafür danken, was du für Inka, meine Söhne und mich getan hast?“

„Nicht nötig, vergiss es, aber hadere nicht mit deinem Schicksal. Der Mensch wächst oftmals mit seinen Aufgaben. Sieh nur, die armen, verängstigten Brüder und Schwestern, die Mütter und Kinder zweier Volksstämme aus dem Blut unserer edlen Ahnen erwachsen. Geh zu ihnen! Sei ihnen ein Vorbild an Tapferkeit. Ja, hilf ihnen, mach ihnen Mut. Sie brauchen dich, ihren Häuptling, denn jetzt gilt es dem Taifun zu trotzen!“

„Habe ich es doch gesagt! Mein Instinkt trügt mich nicht, denn davon hängt das Leben eines Jägers ab“, sagte Ano und ging zur Kajüte, vor der die kleine Schar der letzten *Indis* und *Onas* lagerten, nur noch wenige zweier Stämme eines vormals großen indionasischen Volkes aus der paradisiisch schönen Inselwelt von Tobalis.

Er sprach mit hoffnungsvoll klaren Worten, sagte, was auf sie zukäme und worauf es ankommen würde, um sich vor dem Unwetter bestmöglichst zu schützen. Keiner solle sich fürchten, die Frauen und Kinder den Anordnungen der Männer folgen, die ihr Leben mit dem ihres eigenen schützen würden. „Von euch Männern erwarte ich alles, nur keine Feigheit. Gebt euer Bestes, euer Leben - einer für den anderen, so wie ich es bis zum letzten Augenblick tun werde. Der Große Geist stellt uns alle einmal mehr auf eine harte Probe. Zeigen wir ihm, dass er sich auf uns, die letzten vom Stamm der Indionas, verlassen kann. Wir, seine auserwählten, roten Kinder, werden auch im Augenblick

höchster Not und Bedrängnis weder jammern noch klagen, sondern zu handeln wissen.“

Die Männer befestigten Hanfseile am Mast, die jeder als Lauf- und Sicherungsleine um die Hüften schlang. Frauen und Kinder wurden ebenso am Mast festgebunden, indem Männer von oben Sicherheitsleinen durch das Bananenblättdach in die Kajüte herabließen. Am Wichtigsten aber war, dass das Mangrovenholz des Mastes nicht zerbrach und hart genug war, dem Sturm zu trotzen. Der Mast musste halten, sonst waren sie alle verloren.

Die Luft wurde unerträglich heiß. Jeder Windhauch war erstorben. Trübrotes Sonnenlicht fiel auf die spiegelglatte See. Am nordwestlichen Horizont ballten sich die Sturmwolken und türmten sich mit einmal zu einer schwarzen Säule auf, die rasend schnell größer und größer wurde.

„Refft das Segel, ihr Männer!“ rief Anasazi. Kaum war das geschehen, brach die Hölle über sie herein. Mit dämonischem Geheul peitschte der Wind das Wasser. Der Katamaran schoss mit grauenerregender Geschwindigkeit dahin und wurde zum Spielball des Meeres. Vom Bug bis zum Heck wurde das Boot von der entfesselten See überspült, Wogen und Wellenbrecher, die sich zu tiefschwarzen Wasserwänden auftürmten, Monsterwellen, die alles unter sich begraben würden.

„Das ist das Ende“, dachte Ano, aber der Mast stand noch. „Ich muss kämpfen, durchhalten, werde nicht aufgeben und jedem helfen, ihn zu retten versuchen, solange meine Kräfte es vermögen. Der Große Geist ist mein Zeuge!“ Seine Laufleine zerriss. Er rutschte, versuchte Halt zu finden und griff ins Leere. Eine, noch eine, Hände, zwei oder mehr erfassten ihn, die er festhielt, solange, bis sie ihm entglitten. Menschen schrien, aber keiner hörte den anderen, das heulende Inferno übertönte alles, selbst die Todesschreie derer, die über Bord gingen, im Nu verschwanden und in die tiefste Tiefe des Meeres hinabgezogen wurden.

Dann krachte es ganz fürchterlich. Zu sehen war nichts, aber Anasazi schrie so laut, dass selbst die Frauen und Kinder in der Kajüte seine Worte verstehen konnten: „Ein Riff, nein, eine Sandbank, wir sind aufgelaufen, womöglich irgendwo an einem dieser neugeborenen Atolle gestrandet!“ Es knirschte und ächzte überall, aber der Mast war nicht gebrochen, stand noch, zwar etwas krumm und schief, mit Schlagseite nach Steuerbord, doch er war dort, wo er hingehörte.

Jemand anders aber war verschwunden: Ano. Er hatte getan, was er für die Brüder und Schwestern seines Stammes als Häuptling tun konnte, ihnen in größter Seenot selbstlos geholfen, so manchen vor dem Ertrinken bewahrt und war vermutlich bei einem dieser gefährlichen Rettungsmanöver über Bord gespült worden. Nur so konnte es gewesen sein. Dann allerdings war Ano ohne Zweifel ganz sicher tot, lag schon auf dem Grund des Meeres, denn wer bei solch einem Taifun über Bord ging, hatte nicht die geringste Chance zu überleben und ward nie und nimmer mehr gesehen.

Blankes Entsetzen stand in den Gesichtern der Überlebenden. Huanaka, die alte Indionasierin klagte händeringend und jammerte laut, ganz klein und erbärmlich am Mast auf Deck, ein armseliges festgezurrtes Bündel Elend. Von inwendigem Schmerz und herzzereißender Trauer ergriffen rief sie: „Ano, o Inti, wo ist Ano?!“ Sie zitterte am ganzen Leibe, schluchzte unaufhörlich, konnte sich kaum beruhigen. „Alles wird gut. So sei doch still. Da hilft kein Klagen, kein Jammern. Ano würde das nicht wollen, Omama. Er ist in den Ewigen Jagdgründen. Der Große Geist liebt ihn.“ Ihr Enkelsohn löste die Sicherheitsleine um ihre Hüften, tröstete sie, schmiegte sich eng an ihre Schulter und zeigte ihr die in allen Farben schillernde Perlmuttermuschel einer ohrengroßen Austernmuschel. Kim-Ko hielt Anos Muschelschale in der Hand, von der in diesem Moment ein zauberhafter, rosig schimmernder Schein ausging, wie jener, den die Rote Wolke im Dämmerblau des heraufziehenden Morgens abgab. Ein feines, kaum merkliches Lächeln ging über das altes Gesicht von Huanaka. Das Stammeszeichen, die Gravur einer Schildkröte auf dem Rücken der Austernmuschel, schien sich auf dem schwankenden Boot im Wechselspiel des Lichts vor ihren Augen zu bewegen.

Das Wetter klarte auf, der Spuk der Hölle war vorbei. Allein die Trauer um den jungen Häuptling war groß. Er und noch zwei Männer waren im Meer ertrunken. Sie gedachten ihrer in dieser Nacht nicht nur in stillem Gedenken sondern auch mit Tänzen und Gebeten, bliesen voller Mitgefühl in ihre Seehörner zum Abschiedssalut der Toten auf ihrem Weg in die Welt der Geister und Ahnen. Bei Sonnenaufgang machten sich die Männer daran, den Mast zu richten und den Katamaran wieder flott zu machen. Jeder wusste, dass der Große Geist es so wollte, dass diejenigen von ihnen, die diese Reise überlebten, stark genug waren, um am Gelben Fluss eine neue Heimat zu finden.

„Folge der Sonne an Backbord, aber halte Kurs Nordnordwest“, sagte Anasazi zu Oneida, dem er das Ruder übergab. Auf den alten Muschelfischer war Verlass. Oneida war trotz seines Alters noch sehr rüstig. Schlank und sehnig war sein Körper, offen und ehrlich das Gesicht, mit breiter Nase und schönem vollen Mund. Silbergrau wie sein Stoppelbart waren auch die Strähnen in seinem schulterlangen, schwarzen Haar, das er ohne Stirnband trug. Außer dem Lendenschurz trug er eine Perlmutterkette um den Hals. Oneida hatte herrlich grüne Augen, so scharf wie ein Luchs. Er war der Erste, der „Land voraus!“ rief und zum Horizont zeigte.

Jetzt sah auch Anasazi das langgestreckte, dunkelgrüne Archipel an Steuerbord. „Tatsächlich, überall kleine Inseln. Oneida, nimm Kurs auf das erstbeste Eiland voraus. Männer, kommt alle mal her! Seht ihr die Vögel, die Palmen?! Dort gibt es bestimmt Nahrung, Wild, Beeren und Früchte in Hülle und Fülle. Hoffentlich auch Wasser. Jedenfalls können wir endlich unsere Vorräte auffüllen. Es wird höchste Zeit.“

Alle Frauen, Kinder und Männer standen jubelnd an Deck. Einige der Männer machten sich bereit, um an Land zu gehen. Sie holten Speere,



Schleudern, Pfeile und Bogen aus den hochgebundenen Bananenblattköchern unter der Palmfaserdecke des Kajütendachs hervor, während der Katamaran langsam auf den weißen Sandstrand glitt. Die Männer sprangen von Bord, schoben aber den Katamaran wieder zurück ins Wasser, denn keiner von ihnen wusste, ob die Insel von anderen Menschen bewohnt war. Es gab Kannibalen, von denen sie schon gehört hatten. Das brauchte ihnen der Schamane nicht zu sagen. Es war in jedem Fall besser für die Frauen und Kinder, wenn sie mit Anasazi und Oneida in sicherer Entfernung auf See blieben.

„Jetzt könnten wir Ano gut gebrauchen“, dachten die Männer. Da waren sie insgeheim alle einer Meinung. Ja, Ano war ein hervorragender Jäger, schlau und mutig, den sie im letzten Sommer wegen seiner besonderen Kühnheit und Führungsqualitäten erneut zum Häuptling gewählt hatten, wenngleich er noch jung an Jahren war. Nicht die Abstammung aus altonaisch edlem Geschlecht, nein, allein der Mut und sein Charisma hatte den Ausschlag gegeben, dass ihn die Männer beider Stämme nach kurzer Beratung in freier Wahl mit offenem Handzeichen einmal mehr zum Häuptling auserwählten. Ihm vertrauten sie, ihn liebten sie. Und da der Geist Anos mit ihnen war, machten sie reiche Beute. Das konnten alle an Bord des Katamarans sehen, als die Männer nach einiger Zeit wieder aus dem dichten Grün des Urwaldes hervortraten. Sie hatten Babi rusa, rehähnliche Wildschweine erlegt, die sie aufgespießt auf den Schultern an einem langen Jagdspeer zu zweit trugen. Bananen und Granatäpfel wurden gepflückt, Beeren in den Büschen gesammelt, und sie waren hoch hinauf bis in die Kronen der Palmen geklettert, um geschickt wie die Affen Kokosnüsse zu ernten. Dabei hatte einer der Männer aus der Höhe der Baumwipfel einen kleinen Wasserfall in den Bergen entdeckt, ein anderer Rauchsignale, nicht allzu weit von ihrem Landeplatz entfernt.

„Habt ihr kein Wasser mitgebracht? Wollt ihr uns verdursten lassen?! Jeder von euch hat doch zwei Schläuche zum Füllen dabei!“, rief Maya, die Frau von Oneida. Sie sprang von Bord und watete durchs seichte Wasser „Bei allen Dämonen, muss ich denn wirklich alles selbst besorgen?!“

Die Hände in die Hüften gestemmt, stand sie wenig später mit dunklen, feurig blitzenden Glutaugen vor den Männern am Strand. Yuana, ihre beste Freundin, war ihr mit zwei krugartigen Muschelamphoren gefolgt und sagte: „Maya, bleib ganz ruhig und lass uns mit den Amphoren Wasser holen, während die Männer das Wildbret ausweiden. Sie sollen Meerwasser zur Reinigung und zum Salzen des Fleisches nehmen. Ist das der Weg zur Quelle, Iyac?“ Yuana zeigte zur Sonne über dem höchsten Berghügel. „Ja, Yuana, ich werde euch dorthin führen“, antworte der junge Jäger bereitwillig.

Seltsame Gebilde hingen in den Bäumen, die beim näheren Betrachten wie kleine Affenköpfe aussahen. Sie mussten mal größer gewesen sein, aber Sonne und Wind hatten sie schrumpfen lassen. Es ging zwar kein übler Geruch von ihnen aus, aber diese Schrumpfköpfe hatten etwas Unheimliches, verbreiteten ein ungutes Gefühl.

„Dort ist die Quelle, beeilen wir uns mit dem Wasserholen, und dann nichts wie weg“, flüsterte Maya Yuana ins Ohr. Sie nickte, sank beim Wasserschöpfen auf die Knie und sah plötzlich, wie eine Horde kleiner dunkelhäutiger Männer aus dem Busch trat, schwarz und behaart wie die Affen.

„Vergesst das Wasser, es geht um euer Leben. Lauft, lauft, so schnell ihr könnt!“, rief Iyac und schleuderte seinen Speer, ehe noch der Anführer der Insulaner mit grimmig drohender Gebärde den seinen schleudern konnte. Iyacs Speer traf den mordlüsternen Buschmann mitten in die Brust. Das tiefschwarze, überaus scharfe, flachgeschliffene Vulkangestein der Speerspitze durchdrang mit rasant schnittiger Leichtigkeit dessen Herz, und der Affenmensch war schon tot, ehe er zu Boden stürzte.

Die Muschelamphoren lagen am Boden, die Frauen rannten zurück durch den Busch zum Landeplatz. Indessen lief Iyac in anderer Richtung davon, verfolgt von den kleinen schwarzen Männern, die ihn töten wollten. Rache für den toten Anführer und Hunger auf Menschenfleisch, ja, das war es, was sie vorwärts trieb, als sie die Verfolgung aufnahmen. Wie Bluthunde, die platten Nasen schnüffelnd am Boden, dann witternd ihre Köpfe hebend und mit rot unterlaufenen Augen einherblickend, waren sie auf der Spur von Iyac, der sich ihnen da und dort im Grün zeigte, um ihre Wut anzustacheln, die sie blind machte, derart rasend, dass sie nur ihn verfolgten. Genau das war die Absicht von Iyac, höchst riskant aber kühn und wirkungsvoll, wie es sich für einen Schüler von Ano gehörte. Er würde sich bestimmt in den Ewigen Jagdgründen freuen, denn aus ihm, Iyac, dem jungen Jäger, war jetzt ein tapferer Krieger geworden. Da traf ihn hinterrücks die Keule eines Affenmenschen, und Iyac war tot und bei Ano, um mit ihm in einer anderen Welt zu jagen. Dort würden sie frei und glücklich sein, jeden Tag aufs Neue das Wild nach Herzenslust erlegen.

Maya und Yuana erreichten den Strand, da waren die Männer schon wieder an Bord des Katamarans. Das blutige Weidwerk war erledigt. Der Strand war sauber, keine Reste, die brauchbaren Nahrungsmittel alle an Bord.

„Menschenfresser“, rief Yuana atemlos. „Sie sind hinter uns her! Iyac, wo bleibt er nur?“ Maya war schon im Wasser und schrie „Anker lichten, Leinen los, wir kommen!“ Die Frauen wateten, stolperten, fielen ins Wasser und schwammen hinüber zum Boot. Während sie von den Männern an Bord gezogen wurden, erschienen die ersten Affenmenschen am Strand. Als sie die Frauen auf dem Boot erblickten, stürzten sie sich mit wildem Geschrei ins Wasser.

„Werft Fleischreste ins Wasser!“, keuchte Maya.

„Bei allen guten Geistern, es hat Iyac erwischt!“, dachte Oneida, holte den Schleppanker ein und machte die Leinen los, während die beiden Zwillinge Peyote und Poncas Innereien und sonstige Reste der Wildschweine über Bord warfen.

Im Nu färbte sich das Wasser blutrot. Tigerhaie tauchten auf, schnappten sich die umher schwimmenden Fleischbrocken und verschmähten auch nicht den einen oder anderen Affenmenschen, der es voll unbändig blinder Wut

gewagt hatte sich dem Boot zu nähern, obschon er die tödliche Gefahr nur allzu gut kannte, die von den Haien in diesen Gewässern ausging, sobald sie Blut witterten. Die schon von Natur her und aus gutem Grund ansonsten eher wasserscheuen Affenmenschen wussten dies ganz gewiss, aber die Jagd nach süßem Menschenfleisch und ihr unstillbarer Rachedurst waren stärker gewesen, als sie in die Falle gingen. „Das ist für Iyac, ihr Bestien, ihr Menschenfresser!“, knurrte Anasazi grimmig. Es war fürchterlich, all das viele Blut und Geschrei, das leiser und leiser wurde, als die Strömung den Katamaran erfasste und auf das offene Meer hinaustrieb.

Jetzt waren sie nur noch eine kleinere Sippschaft, die verwandtschaftliche Blutsbande von sieben Männern, sechs Frauen und fünf Kindern, also achtzehn Indionasier zweier Stämme, welche dereinst aufgrund kultureller und sprachlicher Gemeinschaft zum Volk der Indis und Onas wurden. Beide glaubten an den Großen Geist. Für die Indis, die von Westen her übers Meer kamen, hieß er Inti, für die Onas, die schon auf Tobalis lebten, war es Manitou, den sie als höchstes Wesen verehrten. Beide Stämme verschmolzen, wuchsen zu einem großen Volk heran, lebten gemeinsam in Frieden und teilten ihr Glück miteinander. Allein nur am Dialekt konnte man mit feinem Gehör unterscheiden, wer ein Indi oder Ona war. Doch dann, eines schönen Tages, brachen die Feuer der Hölle und die todbringenden Flutwellen des Meeres über Tobalis herein, unaufhaltsam und mit absoluter Endgültigkeit. Bis auf wenige wurden alle Indis und Onas gleichermaßen von dieser ungeheuren Toba-toba Katastrophe vernichtet. Und sie, ja sie auf dem Katamaran, diesem einzigen Halt, der ihnen das unabdingbare Gefühl von Geborgenheit und Hoffnung schenkenden Mochica, waren die Letzten jenes indionaischen Volkes, das verzweifelt nach einer neuen Heimat suchte. Aber wenn sie morgen kein Wasser finden würden, dann könnten sie nicht mehr lange durchhalten. Vom Saft der Früchte allein konnten sie nicht leben. Die Beeren waren ungenießbar. Die Kinder wurden krank, hatten sich erbrechen müssen. „Gut zur Heilung von Wunden, aber nicht zum Essen“, sagte Anasazi, der Schamane. Er legte die Hände auf den Bauch der Kinder, murmelte geheimnisvolle Worte und gab ihnen Kräutertee zu trinken.

„Morgen werden sie wieder gesund und munter sein“, sagte Anasazi zu den dankbar dreinblickenden Müttern.

Danach ging er zu Oneida ans Ruder und sagte besorgt: „Die nächste Insel, die in Sicht kommt, werden wir ansteuern, mit oder ohne Eingeborene. Wir brauchen dringend Trinkwasser!“

„Die Nacht bricht herein. Heut‘ geht es nimmer, aber gleich morgen in der Frühe werden wir es versuchen“, antwortete Oneida mit einem kurzen Blick auf die Kompassnadel, ehe es dunkel wurde.

Das Meer war ruhig. Eine leichte Brise wehte von Südost. Die Menschen an Bord rollten sich nach dem Essen in ihre Fellecken und schliefen unter freiem

Himmel. Einige träumten von der neuen Welt, andere blickten empor zu den Sternen. Yuana küsste Peyote, indem zärtlich sie ihre Nasen aneinanderrieben.

In dieser Nacht konnte man am Himmel helle, blinkende Lichtpunkte sehen, die im Sternbild des Büffels strahlten. Es waren keine Sterne, vielleicht Astroiden oder Meteoriten. Kometen konnten es nicht sein, denn sie hatten keinen Lichtschweif. Den Onas waren solche Lichtgebilde nicht unbekannt, hatten sie doch auf einer ihrer Nachbarinseln den Einschlag eines Meteors gesehen. Nach dem Aufprall war ein Riesenloch entstanden, das sich randvoll mit Wasser füllte und zu einem blaugrün schimmernden Gewässer wurde, ein tiefer See von enormer Größe, den sie voller Ehrfurcht Toba nannten. Was die Onas aber bei allen guten Geistern nicht wissen konnten, war, dass es diesmal keine Meteoriten waren, sondern, dass aus den unermesslichen Tiefen der Galaxie Helix ein Raumgleiterschwader außerirdischer Art Kurs auf den Planeten Erde genommen hatte und in östlicher Richtung am Himmel dahinflog.

„Vielleicht ist dort die Neue Welt zu finden“, sagte Anasazi und zeigte zum Nachthimmel. Oneida blickte nach Osten, wohin zwei der Lichtpunkte sich wie hellaufleuchtende Sternschnuppen bewegten, und meinte. „Gut möglich, aber die werden wir beide nicht mehr sehen, vielleicht im Traum, ja, das könnte sein. Ich jedenfalls lege mich jetzt bis morgen früh aufs Ohr.“

Hundemüde überließ er Anasazi das Ruder, der hellwach war und kein Auge zutun konnte. Die Welt der Sterne faszinierte ihn derart, dass er in allem den Großen Geist sah. Nur er konnte der Schöpfer all dieser herrlichen Welten sein.

Oneida wurde aus dem Schlaf gerissen. In der Morgendämmerung hörte er die Schreie eines neugeborenen Kindes. Er ging zur Kajüte, aus der die Schreie kamen. Die Frauen standen um Ko-Kita herum, die vor der im Boden eingepflockten Kastenbank der kniehohen Backskiste auf einer Bastmatte lag. Sie strahlte, hielt ihr Baby im Arm und sagte: „Endlich ist Ki-Ke-Pu da.“ Die Frauen stupsten sich mit dem Ellbogen heimlich in die Rippen und schmunzelten wohlwissend. Ja, der Junge wollte immer schon so schnell wie möglich aus dem Bauch der Mutter heraus. Er musste Ko-Kita ganz schön zugesetzt haben, denn oft genug hatte sie während der Schwangerschaft seine Strampelei nur schwer ertragen können. Umso glatter aber verlief die Geburt ihres Kindes. Maya und Layana hielten ihre Hände, als Ko-Kita auf die Kastenbank kletterte und ohne zu zögern mit offenen Augen voller Bravour von der Kante der Backskiste herabsprang. Der Schmerz hätte sie fast zerrissen, als sie am Boden in der Hocke ihren Sohn gebar. Sie schrie, dann ihr Sohn. Jetzt waren beide glücklich, das konnte Oneida sehen. Ihm wurde ganz warm ums Herz. Er ging hinaus und hielt den Kopf in den Wind, der an diesem Morgen recht frisch und ungestüm wehte.

Anasazi sah ihn mit zerzaustem Haar kommen und fragte: „Gut geschlafen?“ „Ja, an Deck unter freiem Himmel. Da war die Hitze erträglich. Von der Neuen Welt habe ich auch geträumt, aber was ich heute Morgen in der Frühe gesehen

habe war viel schöner, einfach fabelhaft, ein Geschenk Manitous. Unser Stamm hat Nachwuchs bekommen. Einen prächtigen Jungen namens Ki-Ke-Pu!“

„Wie wunderbar! Endlich gute Neuigkeiten! Den Jungen muss ich mir gleich mal genauer ansehen. Übernimm bitte das Ruder und steuere die nächste Insel an.“

„Vorher aber muss ich etwas essen. Hörst du nicht, mein Magen knurrt gewaltig.“

„Maya wird dir Bananenbrei zum Frühstück bringen“, sagte Anasazi fröhlich lachend. „Als Geburtshelfer sind wir beide sowieso überflüssig. Die Frauen unseres Stammes wissen selbst am besten, was bei Schwangerschaften und Geburten zu tun ist. Sie brauchen nur sehr selten einen Schamanen.“

Es war ein strammer Stammhalter, den Ko-Kita geboren hatte. Der Junge war gesund und munter, so kräftig wie er an der Mutterbrust saugte und mit den Beinchen strampelte. Anasazi beugte sich herab und streichelte Mutter und Kind über den Kopf: „Wer ist der Vater, Ko-Kita?“

Sie schwieg, als gäbe es da etwas zu verbergen. Ihr schönes, bronzefarbenes Gesicht war wie eine Maske, starr und bleich mit großen, dunklen Augen, aus denen jeglicher Glanz gewichen war. Dann sprach sie unter Tränen lächelnd aus, was die anderen Frauen an Bord bereits schon wussten, jene verschworene Gemeinschaft, die wie sie im Herzen das Geheimnis ihrer Schwangerschaft bis zu diesem Augenblick zu bewahren wusste: „Ki-Ke-Pu hat keinen Vater mehr. Es war Cusco, einer der drei Männer, die den Taifun nicht überlebt haben. Eine Monsterwelle hat ihn erwischt und aus meinem Leben urplötzlich hinweg gerissen. Ki-Ke-Pu wird ohne Vater aufwachsen, ein Halbweise sein.“

Anasazi blickte sie betroffen an, sah Trauer, Leid, die Angst in ihren Augen und sagte mitfühlend: „Dann werde ich versuchen, ihm ein guter Vater zu sein. Ko-Kita, wann immer du meine Hilfe brauchst, ich werde da sein!“

Der Schamane griff in seinen Brustbeutel, nahm von Gummiharzperlen und warf sie ins Feuer, worüber, an herabhängenden Deckenschnüren befestigt, ein schalenartiges Gefäß aus Ton mit Wasser kochte, in dem blutige Leinentücher schwammen. Aus der Glut des Holzkohlenfeuers stieg Heiliger Rauch empor, kleine, weiße Wölkchen, die einen angenehmen Duft verbreiteten. Er griff zur Decke, entnahm dem Gestrüpp der Palmfasern einen kleinen Wedel und verteilte damit den alles reinigenden Weihrauch im Raum, vertrieb die bösen Geister mit allerlei seltsamen Gesten und Zeichen. Verhüllt von antiseptisch feinen Nebelschwaden umschritt er Mutter und Kind und flehte dabei unentwegt mit beschwörenden Worten zum Großen Geist: „O Manitou, du schenkst Leben und Tod, gabst mir die Kunst, Gebrechen zu heilen, Dämonen des Körpers und der Seele auszutreiben. Gib mir auch die Kraft, diesem Kind ein guter Vater zu sein, es wie den eigenen Sohn zu lieben und zu achten, damit er als mein würdiger Nachfolger, deinen Willen zu erfüllen vermöge. O Herr des Himmels, der Geister und Ahnen, dem Reich der Ewigen Jagdgründe, erhöere die Bitte deines untertänigsten Dieners.“

Alle Frauen in der Kajüte hatten das feierliche Gelöbnis des Schamanen gehört, aber auch, wie Oneida in diesem Augenblick jubelnd ausrief: „Eine Trauminsel, herrlich, die werde ich ansteuern!“

„Heya, hoh, die muss ich sehen!“, staunte Anasazi. Mit einem „Hoodoo yahoo“ – Unheil weiche!“, unterbrach er die Zeremonie des Beschwörens aller guten und bösen Geister. Den Palmwedel in seiner zu Boden sinkenden Hand haltend, war er immer noch halb in Trance, als er leichthin etwas verwirrt sagte: „Ach ja, Maya, Oneida, dein Mann, braucht sein Frühstück.“ Lichtstrahlen durchdrangen die von aufsteigendem Weihrauch gereinigten Ritzen des Kajütendaches und berührten mit wonneseliger Wärme und nie zuvor gekannter Zärtlichkeit das Innere seines Herzens. Ihm wurde so anders, so heiter zumute. Er überreichte Ko-Kita den Palmwedel, lächelte ihr und dem Kind einmal mehr voller Güte sanft zu, schob den Bambusvorhang zur Seite und war mit einem raschen Schritt an Deck.

„Von dieser Insel habe ich letzte Nacht geträumt“, begrüßte ihn Oneida freudig erregt am Ruder.

„Bei allen guten Geistern der Oberwelt, was sehen meine Augen?! Ja wirklich, das ist eine wunderschöne Insel, die wir da ansteuern. Und wie es scheint, ist dies jungfräulich herrliche Eiland bisher von keinem Menschen entdeckt worden, unberührte Natur, so weit das Auge reicht“, dachte Anasazi gespannt und sich insgeheim fragend, ob diese zauberhafte Insel wirklich das Paradies sei, indem sie alle glücklich leben könnten.

„Bananenbrei macht nicht nur Kinder froh, alte Männer ebenso“, sagte Maya lachend, als sie Oneida das Frühstück brachte. Der setzte die Koskosnussschale an den Mund, schluckte und schlürfte in einem Zuge den ganzen Bananenbrei mit sichtlichem Wohlbehagen. Es triefte aus seinen Mundwinkeln, als er die Schale absetzte, sie mit einer kleinen Verbeugung an Maya übergab, und sprach: „Seid bedankt, liebholdes Weib. Jetzt bin ich wieder bei Kräften. Es kann losgehen, der alte Mann ist gestärkt und fit, das Meer ruhig und glatt.“

Wie die prachtvolle, übergroß und formvollendet schön gewachsene Perle einer offenen Riesenausternschale wirkte die Kugelkuppe des einzigen Berges inmitten der grünen Wälder, die von einem äußeren Ring feinen weißen Sandes umgeben waren. Wegen des geringen Tiefgangs der Mochica war es kein Problem über das bizarr sichtbare, seichte Unterwasserriff vor der Insel hinweg zu kommen. Aber so zauberhaft schön die Insel auch aussah, trauten sie dem Frieden nicht und schickten die Zwillinge Peyote und Poncas als Kundschafter aus. Sie versahen sich mit Faustkeilen, Kurzspeeren, Muschelhorn und zwei Büffelhautschläuchen. Vorsichtig glitten sie von Bord ins Wasser. Nur wenige Körperlängen brauchten sie zu schwimmen, konnten bald schon im Wasser stehen, das ihnen bis zur Brust reichte. Sie wateten an Land, um nur wenig später im dichten Grün des Strandgürtels zu verschwinden.

Die Onas auf der Mochica gingen in einer kleinen Lagune mit herrlich blauem Wasser vor Anker. Dort warteten sie voller Spannung auf die Rückkehr der Zwillinge.

„Hoffentlich finden sie bald Wasser, dann wird alles gut“, dachte Anasazi, dem die Sorge ums Überleben der letzten übrig gebliebenen Onas ins Gesicht geschrieben stand. Er schwieg, aber Herz und Gedanken waren bei den Kundschaftern, die sich zum Wohle aller auf unbekanntes Gebiet wagten. Die Zeit an Bord verstrich, ohne dass Peyote und Poncas sich sehen ließen. Die Sonne stand in strahlend blauer Höhe am Himmel, hatte längst schon den Zenit des Tages überschritten. Unruhig tauschten die Frauen einmal mehr heimliche Blicke aus, fragende Augen voller Ungeduld funkelnd und Gewissheit über den Verbleib der an Land verschollenen Männer fordernd, große, dunkle Augen, feurig und voll aufloderndem Zorn, die Anasazi und Oneida mit zunehmender Besorgnis zum Handeln drängten. Anasazi ergriff das Schneckenhorn am Mast und blies kräftig hinein, lauschte gespannt, erhielt aber keine Antwort von den Kundschaftern.

„Langsam wird mir das Ganze unheimlich. Diese Stille, wo mögen sie nur bleiben? Die Sonne wird bald untergehen. Ich werde mit Kiowa und Kukar an Land gehen und nach ihnen suchen“, sagte Anasazi und band sich den Kreuzgurt zweier Wasserschläuche um Schultern und Brust. Diesmal musste er unbedingt selbst zur Tat schreiten, sehen, was da eigentlich im dichten Buschwerk der Insel los war und wo die Kundschafter denn steckten, wollte er nicht sein Gesicht als Stammesführer vor allen anderen an Bord verlieren. Er würde vorangehen und den Begleitern mit kühlem Kopf ein Vorbild an Zuversicht und Tapferkeit sein, vertrauend auf die Gaben des Großen Geistes, die er von ihm als Mediziner erhalten hatte. Kiowa und Kukar folgten dem Schamanen, nahmen überdies aber ihre Speere mit. Sie setzten sich auf die Bordkante und glitten in das angenehm warme, türkisfarbene Wasser, das ihnen bis zu den Hüften reichte. Umspült von einer leichten Brandung, wateten sie in versetzter Reihe einer hinter dem anderen an Land.

Es war leicht, der Spur von Peyote und Poncas zu folgen, denn sie hatten Zeichen hinterlassen. Angeritzte Baumstämme oder abgebrochene Zweige zeigten den Weg, den die beiden Zwillingenbrüder gegangen waren. Große bunt gefiederte Vögel mit weiblichen Gesichtern und Brüsten saßen in den Bäumen. Sie hatten krumme, kurze Schnabelnasen, mit denen sie ihr prächtiges Gefieder putzten. Schweigsam blickten sie herab auf die drei Männer, die das unguete Gefühl hatten, von diesen seltsamen Vögeln beobachtet zu werden. Ja, es waren unheimliche Blicke, schlangenähnlich, kalt schillernd fokussierend und mit unsichtbaren Strahlen punktgenau in jede organische Materie eindringend. Diese alles durchleuchtenden Blicke einzig und allein zielorientiert ausgerichtet, folgten den Männern, als sie sich mit leichtem Unwohlsein abwandten, den Vögeln den Rücken zuehrten und schleunigst weitergingen. Da war es schon zu spät, denn in kurzen, schmerzfreien Intervallen durchdrangen und verstrahlten

die hypnotischen Blicke der Vögel hinterrücks das Seelenmark der Männer inmitten des Sonnengeflechts. Die immateriellen, telekinetisch gebündelten Lichtsignale aus den kleinen, robusten Harpyiengehirnen dieser heimtückischen Jungfrauenvögel zeigten auf diese Entfernung augenblicklich ihre volle animasonotope Wirkung, zuerst im Bereich der Lenden, dann im ganzen Körper bis in die Tiefen von Seele und Geist. Den Männern wurde ganz heiß, so, als hätten sie plötzlich Fieber bekommen, ohne dabei schwitzen zu müssen. Seltsam. Ihre Haut blieb trocken. Warum trat nicht ein einziges Tröpfchen Schweiß aus ihren Poren hervor? Keiner hatte eine Erklärung für dies Phänomen. Ein Gefühl von Heiterkeit überkam sie wenig später, als im aufkommenden Wind ein sphärisch feines Singen zu hören war. Es machte die Männer sorglos und trübte den Blick vor womöglichen Gefahren, die ihrer in diesem gar so zauberhaft anmutenden Wald voller uralter, eigenartig bizarr verästelter Bäume lauern konnten.

Am Fuße des Kugelberges sahen die drei Männer den Eingang einer Höhle. Von irgendwoher aus ihrem Inneren glaubten sie Wasser plätschern zu hören. Als das Sonnenlicht durch ein Loch in der Kugelkuppe schien, fiel von der Decke ein rötlicher Schein herab, der die Sicht freigab. Es gab genug Licht, um zu sehen, dass die Höhle über die Jahrtausende vom Ewigschöpfergeist der gütigen Mutter Natur verzaubert worden war. Zwischen all den urzeitlichen Tropfsteingebilden gab es einen kleinen See mit kristallklarem Wasser, der von einer sprudelnden Quelle aus der Höhe eines mehr als zweimal zehn Armlängen aufragenden Felsens gespeist wurde.

„Gehen wir hinein, kommt Männer, lasst uns die Schläuche füllen! Viel Zeit bleibt uns nicht. Nur solange die Sonne über dem Kugelberg steht, bleibt es hell in diesem Lichtschacht der Höhle. Ist sie verschwunden, wird es im Nu dunkel da drinnen“, sagte Anasazi und ging voraus ins Innere der Höhle. Sie beeilten sich mit dem Wasserschöpfen. Und nachdem sie die Schläuche gefüllt hatten, drehten sie sich um und wären beinahe zu Eisstatuen erstarrt, so, wie Peyote und Poncas, die es schon waren. Am ganzen Körper von einer dünnen Eisschicht bedeckt, standen sie gleich glasierten Mumien in der Nische einer Felswand. Hauchfeiner Eisnebel entströmte der Nische.

„Da sind sie ja!“, rief Kiowa und Kukar meinte: „Dämonenspuk! Sie sind bei dieser Kälte zu lange in der Höhle geblieben, waren womöglich so sehr fasziniert von den Malereien an den Felswänden ringsumher, dass sie wie hypnotisiert beim Betrachten dieser bunten Vogelbilder erfroren sind, was sie offenbar aber nicht bemerkten, weil ihnen dabei wahrscheinlich recht wohligh zumute war. Oh, Mann, wie furchtbar!“

„Egal, welch böser Seelenzauber es war“, sagte Anasazi, überlegte und fuhr rasch fort: „Die Vögel unterwegs waren quasi nur die Lockvögel eines Dämons, der hier im Fels der Höhle auf seine Opfer lauert. Die überaus entzückenden Abbilder der Vögel an den Wänden töten mit hypnotisierenden Blicken und dem Eisnebel der Urzeitkälte, die kaum sichtbar den Löchern ihrer starr fixierenden



Augen entweicht. Dahinter, aus tieferen Schichten im Fels, verströmt der Dämon des Eises den Atem des Todes. Seht nur, wie er atmet, wie er schnaubt! Wir müssen verschwinden! Schnell, über die Schulter mit ihnen! Holen wir sie hier heraus, solange wir es noch können!“ Die Männer zögerten keinen Augenblick. Höchste Eile war geboten, da auch sie jetzt plötzlich die eisige Kälte in allen Gliedern verspürten.

Kiowa und Kukar schleppten die Kameraden. Trotz der Last der leblos schweren Körper auf der Schulter, schafften es Anasazi und die Männer gerade noch aus der Höhle herauszukommen, ehe es darin so finster wie die Nacht wurde und die Wände der Höhle derart vereisten, dass auch der Quelle Wasserfall bis zum anderen Morgen gefror.

Der Schamane erweckte Peyote und Poncas tatsächlich wieder zum Leben. Er griff in den Medizinbeutel, entnahm eine der Gummiharzperlen, schob sie in den Mund, kaute auf dem Gummiharz herum, lutschte daran und zerbiss die Perle schließlich wie die Kapsel einer schnellwirkenden Droge, die Wunder bewirken kann. ‚Ihre Glieder sind noch nicht abgestorben, haben keine bläulich schwarzen Flecken, und sie beginnen kaum merklich wieder zu atmen‘, dachte Anasazi, der sich auf Knien über sie beugte und ihnen seinen mit ätherisch feinem Weihrauchölen geschwängerten Atem in die Lungen bließ, bis ihm die Augen vor Anstrengung beinahe aus dem Kopf quollen. Er hielt inne und sprach danach immer wieder auf die beiden vor ihm liegenden Kundschafter mit mystisch monotonen Worten ein, um die Austreibung des Eisdämons zu beschleunigen. Und mit der Wärme der Sonne, dem Reiben ihrer Gliedmaßen und der ganzen Kraft seines Willens, gelang es ihm, die beiden halberfrorenen Kundschafter dem Eistod zu entreißen.

Für Anasazi war der Eistod ein überaus heimtückischer Unterweltdämon, ein unsichtbarer Urzeitzyklop der schlimmsten Art, dessen Bössartigkeit er nur allzu gut kannte. Als Kind hatte er bei dem langen Marsch vom Festland übers indoasiatische Haff auf dem Weg nach Tobalis erfahren müssen, wie es so manchem seiner Stammesbrüder in der Eiszeit ergangen war. Erst fror der Mensch, dann wurde ihm so wohlig warm, dass er nur noch schlafen wollte. Anders als Peyote und Poncas, würde man aus diesem Schlaf niemals mehr aufwachen.

„Nun, ihr beiden, wie fühlt ihr euch? Alles wieder so, dass ihr mit uns zum Boot zurücklaufen könnt?“, fragte Anasazi Peyote und Poncas, als sie wieder auf den Beinen standen.

„Ja doch, das können wir. Aber was ist mit uns geschehen? Da waren die bunten Vögel, diese Höhle, uns wurde kalt und warm, dann wurde alles dunkel und danach konnten wir uns an nichts mehr erinnern“, sagte Poncas, der ältere der beiden Zwillingbrüder.

„Ja, aber vorher, als wir die bunten Vögel sahen, gab es ein Singen in den Wäldern, so wunderschön, dass mir ganz leicht ums Herz ward, so als wäre ich bei Yuana“, sagte Peyote, der sich der poetischen Sprache aller Liebenden

bediente. Yuana und er waren unzertrennlich, ein fest zueinander stehendes Paar, das sich Hand in Hand an Bord der Mochica unter dem Sternenzelt des Großen Geistes ewige Treue geschworen hatte. Noch jung an Jahren, hatten sie gemeinsam allen Gefahren dieser Reise auf See getrotzt. Und wenn die Liebe stärker war als alles Elend dieser Welt, hatte das Leben einen Sinn. Dann würde er, Peyote, mit Yuana Kinder haben, auf die sie als Eltern stolz sein könnten. Mit dem Gedanken Yuana um alles in der Welt wiedersehen zu müssen, sie unbedingt küssen und in seinen Armen halten zu können, rückte er mit glänzenden Augen die Wasserschläuche an seiner Brust zurecht, ergriff den kurzen Kampfspeer am Boden und war bereit zum Abmarsch, ohne den Verlust seines Signalhorns zu bemerken, das er sich im Walde beim Betrachten der Vögel vom Leibe gerissen hatte. Außer dem Gesang der Vögel hatte er nichts mehr um sich herum gehört, so hingerissen war er von ihrer Schönheit gewesen.

„Ja, die Vögel hier sind schon faszinierend, doch ich glaube, du hast Schmetterlinge im Bauch. Aber sei es, wie es sei, jedenfalls ist es gut, dass ihr nicht vergessen habt, eure beiden Wasserschläuche zu füllen“, brachte sich Kukar mit einem vielsagenden Lächeln ein.

Vom wohlthuend warmen Rotlicht der Abendsonne beschienen, beeilten sie sich noch vor Anbruch der Nacht das Boot zu erreichen. Am Wege wuchsen wilde Tomaten und Patatas. Die Tomaten pflückend und aus dem Boden Strünke der Patatas herausreißend, nahmen sie mit, was sie noch in den Bastnetzen von Kiowa und Kukar tragen konnten. Als gute Fischer und Jäger hatten die beiden auch daran gedacht, wie man den Fang oder die einmal gemachte Beute am besten heimschleppt und an Bord bekommt.

Die bunten Vögel schienen zu schlafen, aber es gab ein Singen in den Wäldern. Der Wind war es nicht, denn so betörend schön war dieser Gesang, dass Anasazi erneut in den Medizinbeutel an seiner Brust griff und den Männern von den kleinen, kostbaren Gummiharzperlen gab, und befahl, ihre Ohren damit zu verstopfen. Das taten sie. So hörten sie auch nicht mehr den Schrei der Eule, der die Nacht ankündigte.

Der Mond war aufgegangen, die ersten Sterne funkelten am Himmel und eine leichte Brise wehte, als die Männer an Bord des Katamarans kletterten. Sie waren schwer bepackt, erschöpft und müde, aber glücklich, so erfolgreich gewesen zu sein.

„Wasser zum Trinken gibt es jetzt genug, auch Tomaten und Patatas. Lasst uns feiern, aber waschen müssen wir uns nach wie vor mit Meerwasser, bis wir am Gelben Fluss sind, auch wenn dem einen oder anderen von uns die Haut dabei aufplatzt“, sagte Anasazi und wurde im Überschwang der Freude von Ko-Kita umarmt, so unbedarft, offen und ehrlich, wie es nur echte Naturkinder mit all ihrer naiven Herzlichkeit vermögen.

„Meerwasser ist nicht nur zum Waschen da. Wir werden die Patatas darin kochen. Die Steintöpfe überm Feuer sind heiß genug. Endlich mal richtige Salzkartoffeln“, freute sich Maya und machte sich an die Arbeit.

Ihre Tochter Mayana, ein kleines, bildhübsches Mädchen von zehn Jahren, half ihr dabei, die Strünke zu entfernen. Tochtli, ihren älteren Bruder, hatte der Heißhunger gepackt. Den Jungen und Mädchen lief das Wasser im Mund zusammen. Aber sie mussten sich beherrschen, um den Hunger zu unterdrücken und Verzicht zu üben, so wie sie es von den Erwachsenen gelernt hatten. Geduldig warteten sie, bis die Kartoffeln gar waren. Sie taten dies ohne zu murren. Als Maya aber dann jedem Kind eine Kartoffel gab, waren sie nicht mehr zu halten und aßen die Patata mit samt Schale und Salzkruste. Das war ein Riesenvergnügen, bei dem sie vorher auf das heiße Ding bliesen und zum Kühlen in ihren Händen hin und her warfen, als würden sie damit Ball spielen. Das taten die Kinder sowieso am liebsten, aber an Bord konnten sie sich nur mit Muschelschach und Murmelspielen die Zeit vertreiben, bestenfalls auch wie die Großen angeln oder Fische speeren, wenn die See ruhig war. Aber bald würden sie ja am Gelben Fluss sein und dort nach langer Zeit wieder Ball spielen können, mit einem echten Vollgummiball aus dem klebrigen Milchsafte des Kautschukbaumes ihrer Heimat, den man als indionasischer Junge stets im Gepäck bei sich hatte. Kim-Ko war einer von ihnen, und er freute sich jetzt schon auf das erste Schlagballspiel an Land.

Ihre Eltern amüsierten sich köstlich, als sie die Kinder mit unbeschwerter Heiterkeit und großem Appetit beim Essen sahen. Ja, die Eltern waren so glücklich wie ihre Kinder, die bis zum Umfallen aufbleiben durften, ehe sie sich, von Müdigkeit überwältigt, ganz ohne Murren in die Hängematten legten.

In dieser Nacht feierten Männer und Frauen gemeinsam in fröhlicher Runde mit viel Magueyschnaps bis zum hellen Morgen. Anasazi erzählte Geschichten vom Leben der Vorfahren, ihrer unvergesslichen Ahnen, die auf den kleineren Sundainseln zu Ehren Intis Pyramiden gebaut hatten und die Sonne als des Großen Geistes höchste Emanation verehrten, so wie auch sie es taten. Zum ersten Mal wurde jedem der Onas so richtig bewusst, dass sie ein Stamm waren, die letzten eines untergegangenen Volkes, die bereit waren, überall hinzugehen, bis sie eines Tages in der Neuen Welt unter der Sonne Manitous ihre Heimat finden würden. Ein viel zu langer, schwerer weiter Weg für Huanaka, die alte Indionasierin, denn sie starb noch am folgenden Tag auf hoher See eines natürlichen Todes. Und wieder ertönten die Muschelhörner, als ihre Leiche von weißen Leinentüchern umhüllt ins Meer hinabglitt. Kim-Ko hatte seine Großmutter verloren, das Liebste, was er auf der Welt gehabt hatte. Aber er weinte allein nur tief im Innersten seiner Seele, zeigte keine Tränen, denn das tat ein Indi-Junge nicht, weder aus Kummer noch aus Schmerz. Er war in diesem Augenblick ganz ein Mann, biss auf die Zähne, schluckte tapfer die Tränen herunter und presste die Muschelschale von Ano so fest in seiner Hand, dass sie zerbrach. Den Schmerz der Schnitte ignorierte er, ertrug die Splitter im Fleisch ohne mit der Wimper zu zucken. Kim-Ko kniete rasch nieder und wischte das Blut an seiner Hand im Meer ab. Erst da ging ein kleines Lächeln der Zufriedenheit über sein Gesicht, denn er glaubte, dass sich jetzt sein Blut mit

dem der Großmutter und Ano im Wasser des Meeres vermischte, er nun in alle Ewigkeit für sie ein würdiger Blutsbruder wäre, der ihnen folgen müsse. Der Schamane hielt ihn vor diesem Schritt zurück, ergriff ihn im allerletzten Augenblick und sagte: „Nur, wen der Große Geist ruft, geht ein in die Welt der Ahnen. Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Wir brauchen jeden Mann, auch solche, die es noch werden wollen. Komm mit uns in die Neue Welt, eine wunderschöne Welt voller herrlicher Pflanzen und Tiere, die uns als Geschenk des Großen Geistes eines Tages gehören wird. Möge das die verheißene Belohnung für all unsere Mühen sein, die wir gehorsam nach seinem Willen auf uns nehmen werden, um das ersehnte Ziel zu erreichen.“

## Zweites Kapitel

### *Vom Gelben Fluss zum Weißen Meer*

Von den schneebedeckten Himmelsbergen hoch im Norden floss ein Sturzbach mitten durch das große Gletschertor zu Tal, wand sich durch Eisspalten und Felsschluchten und wurde bald schon zu einem gewaltigen Fluss, der am Ende seines Weges breit und träge dahinströmte, bis seine Wasserfluten im fernen Osten ins Meer mündeten, gefärbt von Schlamm und Lösboden, gelb wie die Hautfarbe der Menschen, die an seinen Ufern lebten.

„Manco, Pacha, schwimmt nicht so weit hinaus. Kommt zurück!“, rief Inka besorgt ihren Söhnen zu, während sie mit einer Handvoll Waschnüssen am Ufer kniete und im Wasser den Schweiß aus den Stirnbändern der Jungen wusch. Nach dem Auswringen legte sie die Stirnbänder neben den sauber gewaschenen Lendenschurz ihrer Söhne. Während die Wäsche auf einem Stein in der Sonne zum Trocknen lag, blickte sie voller Sehnsucht hinaus auf das unendlich weite, blaue Meer.

Dort, wo die Sonne aufgegangen war, glaubte sie am Horizont ein Boot oder Floß mit Segel zu sehen. Inka irrte sich nicht. Es war keine Fata Morgana des Meeres. Ihr bronzefarbener Körper, schlank und schön gewachsen, reckte und streckte sich mit der Geschmeidigkeit einer Tänzerin im Sonnentempel von Inti. Im Nu war sie auf den Beinen, wiegte sich in den Hüften und wippte auf den Zehenspitzen, um das Boot in der Ferne besser sehen zu können. Ihr Atem ging schneller. Sie war voller Spannung, hoffte und bangte, dass Ano, ihr geliebter Mann, unter den Ankömmlingen sein würde. Ihr langes, blauschwarzes Haar flatterte im Wind. Sie trug ihr Haar offen. Kein Stirnband, kein Zopf bändigte ihr prachtvolles Haar. Einherwirbelnde Haarsträhnen umwehten ihr Gesicht. In den großen, dunkelbraunen Augen schimmerte es feucht, glitzerten Tränen mit sanftem Glanz. Sie winkte, als ihr bewusst wurde, dass sie sich nicht getäuscht hatte. Jetzt erkannte sie ganz klar, worauf sie seit vielen Monden gewartet hatte.

„Es ist die Mochica! Kommt endlich aus dem Wasser heraus, Jungs! Hört ihr nicht?! Manco, Pacha, kommt zu mir! Ja, hierher, begrüßt euren Vater, aber mit Lendenschurz, sauber und frisch gewaschen. Kommt mir ja nicht unten ohne daher gelaufen bei seiner Ankunft“, rief sie lachend, als ihre prächtig gewachsenen Söhne mit nackter Herrlichkeit dem Wasser entstiegen.

Überglücklich lief Inka voraus zur Anlegestelle, Anasazi entgegen, der am Bug des Katamarans stand. Dem Schamanen hatte sie viel zu verdanken. Er hatte sie zum Festland gebracht, weil er glaubte, der Untergang der Onas stünde bevor. Ob dies so sein würde, wusste sie nicht, aber damals glaubte sie ihm mehr als ihrem Mann. Die Sorge einer Mutter hatte sie dazu bewogen, mit ihren Söhnen auszuwandern, ehe es zu spät sein würde. Mit Gleichgesinnten ihres Stammes war sie eines Tages bei Nacht und Nebel aufgebrochen und hatte Ano ohne sein Wissen verlassen, als er für unbestimmte Zeit auf der Jagd war. Ja, die

Jagd und die Heimat liebte Ano so sehr, dass er nur mitgekommen wäre, wenn er seine Heimat durch die Gewalt höherer Mächte verloren hätte. Nur dann wäre er bereit gewesen, seiner Heimat den Rücken zu kehren. Er war zu stolz, um anders handeln zu können. Furcht kannte er nicht, das Heraufbeschwören von bösen Geistern oder Panikmache hasste er. Das war Sache des Schamanen.

„Wo ist Ano? Ist er nicht mitgekommen?“, wollte Inka von Anasazi wissen. Er winkte, antwortete aber nicht auf ihre Frage, tat so, als wäre er mit dem Vertäuen der Bugleine beschäftigt. Seltsam, sein Verhalten. Offenbar vermied Anasazi, sie anzublicken. Warum nur? Gab es da etwas, das er versuchte vor ihr zu verbergen? Stimmt etwas nicht mit Ano?

Bei dem Gedanken wurde ihr ganz flau im Sonnengeflecht ihres vor Spannung schmerzenden Unterleibes. Sie zitterte. Manco und Pacha traten an ihre Seite, sahen, wie ihre Mutter in diesem Augenblick litt. Diese stete Ungewissheit war einfach zu viel für sie.

„Warum ist er diesmal nicht mitgekommen?“, fragte Manco, der ältere von Inkas Söhnen. Pacha stupste seinen Bruder mit dem Ellbogen in die Rippen und sagte: „Wir warten auf ihn, stehen hier im frisch gewaschenen Lendenschurz, um ihn mit allen Ehren zu empfangen - und wer kommt nicht?!“

„Der Herr Papa, dieser edle, olle Jägersmann“, meinte Manco kühlen Blutes. „Tja, so ist er, wie es scheint. Auf ihn ist eben doch kein Verlass“, stellte Pacha mit bitterem Beigeschmack fest.

„Spricht man so von seinem Vater? Er hat euch immer sehr geliebt“, rügte Inka die Söhne, während die heimatlosen Onas einer nach dem anderen mit dem Rest ihrer Habe von Bord des Katamarans gingen.

Anasazi verließ als letzter Mann die Mochica. Mit ernstem Gesicht blieb er vor Inka und ihren Söhnen stehen. Es sollte ein freudiges Wiedersehen werden. Aber Anasazi ließ jede Herzlichkeit vermissen. Er umarmte Inka nicht, schien mit sich zu ringen, ehe er mit großem Mitgefühl traurig sagte: „Es ist etwas vorgefallen, das der Große Geist offenbar so bestimmt hat.“

„Was?“, unterbrach sie ihn mit flehendem Blick um klare Antwort drängend: „Anasazi, nun sag schon!“ Er trat einen Schritt zurück, blickte ihr dabei fest in die Augen und sagte: „Du wirst Ano niemals wieder sehen, weil er nicht mehr kommen kann. Er ist tot. Ertrunken!“

Inka glaubte in diesem Moment zu sterben. Es war wie ein Stich mitten ins Herz. Manco und Pacha tat alles unendlich leid. Ihnen war nicht mehr nach Scherzen zumute. Ihre Mutter wankte, aschfahl im ganzen Gesicht, starr und maskenhaft: ein Ausdruck, wie bei einer Toten. Sie suchte Halt bei ihren Söhnen, taumelte und griff wie ein Blinde ins Leere, aber Manco und Pacha griffen ihr unter die Arme, stützten sie und brachten sie zurück ins Lager der Kung. Dieser Stamm eines gelbhäutigen Volkes, wovon nur noch einige wenige wussten, woher sie einst gekommen waren, lebte schon seit langem hier im Südosten des Festlandes, freundliche Menschen, den Fremden wohlgesonnen. Es sollte ein Freudenfest werden, wurde aber eine Trauerfeier. Die Kung sahen

das Leid Inkas, ihrer Söhne und mehr noch die Strapazen, die den Onas ins Gesicht geschrieben standen. Die rothäutigen Neuankömmlinge mussten Schlimmes, unvorstellbar Grauensvolles erlebt haben. Man sah ihnen an, dass sie ihre Heimat verloren hatten, urplötzlich alles aufgeben mussten, auf der Flucht vor etwas Unfassbarem waren, das nur sie allein kannten. Die Seereise hatte ihnen das letzte an Kräften abverlangt, so erbärmlich, so erschöpft und ausgemergelt waren sie, dass die Kung zu den Gräbern ihrer Ahnen gingen, die ringsum das Lager verteilt lagen, um für sie zu beten, bis das Ying und Yang im Einklang mit dem Himmel wäre.

Die Kung rieben dünne Kienholzstückchen aneinander, bis feiner Rauch aufstieg. Mit diesen Räucherstäbchen baten sie die Ahnen um Rat. Sie lauschten und hörten, wie die Stimmen aus den Gräbern zu ihnen sagten, dass sie allen Onas Obdach gewähren sollten und diese wie Brüder und Schwestern zu behandeln hätten. Damit war der Bund zwischen den Kungs und den Onas besiegelt, denn die Worte der Ahnen waren für die Kung von höchster, absoluter Glaubwürdigkeit. Sie kannten das Tao, den Weg zum himmlischen Frieden.

Fortan lebten die Onas mit den Kungs. Ihre Nahrung bestand aus Reis, Gemüse und Reptilien aller Art, während die Onas auf die Jagd gingen und mit Pfeil und Bogen Vögel und Wild erlegten.

Wenn im Frühling die erste Schneeschmelze einsetzte, der Gelbe Fluss über die Ufer trat und das Land überschwemmte, verließen die Kung ihre Hüttendörfer in der Ebene und zogen stromaufwärts hinauf in die Berge. Sie blieben den ganzen Sommer dort oben, wo es angenehm kühl war. Bis die Mohnblüten verwelkten und es Herbst wurde, lebten sie in Höhlen, die aus dem Tal gesehen, wie übergroße Schwalbennester im Fels der moosgrünen Spitzkegelberge wirkten.

Mammutfelle lagen in den Höhlen, die als Schlafstätte dienten. Vor den meisten Höhlen gab es einen Feuerplatz, der auf einem kleinen Felsvorsprung lag. Von dort hatte man einen herrlichen Blick über die weite Ebene, die der Gelbe Fluss wie ein breites Band aus hellem Gold durchströmte. Auch konnte man aus dieser Höhe in der Ferne das Meer sehen. Wo der Gelbe Fluss ins Meer mündete, wandelten sich die Wasserfluten zu einem unvergleichlich schönen, himmlischen Blau, das die Kung in ihrer Sprache *China* nannten.

*Wu* hieß das Land in dem die Kung lebten, und der alte Chuang-Zhou war der Große Weise, den sie alle verehrten. Er erinnerte sich als einer der wenigen an jenes sagenhafte Bergvolk des Nordens, dem die Ahnen der Kungs entstammten. Er kannte das Reich über den Wolken, das Shambala mit seinen schönen, engelhaften Frauenwesen, den Asparis. Ihn besuchte Anasazi so oft er konnte, um mit ihm über das Tao zu sprechen. Chuang-Zhou saß meist am Feuer vor seiner Höhle und erklärte ihm die Bedeutung des Tao, den Weg in eine bessere Welt, die für ihn hoch im Norden der Himmelsberge zu finden sei.

„Ob das die Welt ist, wonach wir Onas suchen?“, sinnierte Anasazi und fragte Chuang-Zhou, wie beschwerlich der Weg in die Himmelsberge wäre. Er, der

Große Weise der Kung, öffnete die Augen, verklärt von einer Weisheit, die übernatürlichen Ursprungs war. Nach einer Weile bedächtigen Schweigens sagte er ruhig und mit klarer Stimme: „Schamane, der Weg ist das Ziel. Lang und beschwerlich ist er, aber wer sucht, der wird auch finden. Zwischen Himmel und Hölle gibt es viele Welten, aber eine bessere als diese kann ich dir nicht nennen. Wohl ist mir bekannt der Mongolen Wissen, dass jenseits der Morgenröte eine Neue Welt zu finden sei, aber eine bessere, das weiß ich nicht. Wer vermag das zu sagen?“

Anasazi musste Chuang-Zhou im Stillen Recht geben und dachte: „Warum sollte ich weiter nach jener Neuen Welt suchen, wenn keiner weiß, ob es sich dort besser leben lässt, als hier in *Wu*.“ Er war inzwischen glücklich mit Ko-Kita verheiratet. Ki-ke-Pu war ein toller, prachtvoller Bursche, der beste Ballspieler des Stammes. Allen ging es gut im Land der Kung. Es mangelte ihnen an nichts, und sie hatten von den Kungs so manches lernen können, was für sie neu und sehr wertvoll war. Kim-Ko war begeistert und einer der ersten, der im Land der Kung bleiben wollte, weil er begriff, dass es hier für ihn, den heimatlosen Indijungen, eine Zukunft als Handwerker und Künstler gab. Er war fasziniert von all diesen exotischen Dingen, den edlen Kostbarkeiten, die sich vor seinen Augen auftaten.

Neu waren Werkzeuge und Waffen aus Bronze; wertvolle Seide, Angorawolle, Jade, Papyrus und Steingutschalen, die die Kungs Porzellan nannten.

Grüner Tee oder vorzüglich schmeckende Reisgerichte wurden darin serviert. Überaus delikate gewürzt, konnte man davon nicht genug bekommen, so lecker, so gut schmeckte das Essen dieser exotischen Küche, die alles, was da kreichte und fleuchte, verwertete. Ja, er, Anasazi war bequem geworden, verspürte kein Fernweh, keine Abenteuerlust, hatte jeglichen Aufbruchswillen verloren. Ihn zog es nirgendwo mehr hin. Wäre da nicht Inka gewesen, die einfach nicht glauben wollte, dass Ano tot war, hätte er keinen Gedanken daran verschwendet, irgendetwas zu unternehmen.

Er war älter geworden, ganz zufrieden mit dem Leben, und nicht mehr so sehr darauf erpicht, irgendjemand etwas beweisen zu müssen. Die Vision der Roten Wolke blieb aus, die ihn motiviert hätte, weiterzuziehen. In manchen Nächten überkamen ihn zwar schöne Bilder einer anderen Welt, aber er beschränkte sich nur auf seine Heilkünste als Schamane, und das tat er gut.

Gegen die meisten Krankheiten war ein Kraut gewachsen. Mit roter Erde, Farnen oder Moos behandelte er offene Verletzungen. Pflanzensud aus giftiger Baumrinde, Pilzen oder Nüssen heilte bei richtiger Dosierung so manch böses Leiden. Der weiße Saft aus den Mohnkapseln half bei Schmerzen aller Art. Das Altern konnte zwar nicht aufgehalten, aber verlangsamt werden, wenn man sich gesund ernährte und von Kindheit an den Körper in der freien Natur abhärtete. Aber gegen den Tod war jeder Mensch machtlos, auch der beste Schamane. Da halfen nur die Gedanken an eine Welt im Jenseits, die der Geister und Ahnen, die für ihn die Wirklichkeit war.



Wie oft hatte er Inka schon gesagt, dass es zwecklos sei nach Ano zu suchen. Sie aber drängte ihn endlich etwas zu unternehmen, aufzubrechen, um ihren Mann, den Häuptling der Onas zu suchen. Nur er, Ano, könne den Stamm in die Neue Welt führen, behauptete sie, was ihn in seiner Schamanenehre gleichzeitig kränkte und herausforderte, obwohl das Ganze, was Inka sagte, eigentlich sowieso nicht zu verstehen war, jeder Logik entbehrte, denn Ano war tot. Die Haie hatten ihn gefressen, als ihn das Meer verschlang. Da war sich Anasazi gewiss, aber nicht, ob er jetzt noch, nach all der schönen Zeit im Land der Kungs, den wohl besten Jahren seines Lebens, die Kraft aufbringen könne, jemals wieder auszuziehen, um die Neue Welt zu entdecken, wie es der Große Geist von ihm verlangt hatte.

Damals auf Bali im Sonnentempel von Inti, dem Sohn Manitous, hatte ihm da nicht Auguro, der hohe Priester des Großen Geistes prophezeit, dass nur er auserkoren wäre, eine neue Welt zu entdecken? Er grübelte, es dämmerte ihm langsam. Die Erinnerung kam zurück. So musste es gewesen sein. Und jetzt, als er bereit war und sich nach langem Abwägen aller Risiken letztendlich doch noch dazu entschlossen hatte, das Volk der Kung zu verlassen, da war Inka mit ihren Söhnen längst schon unterwegs.

Eines Morgens im Spätsommer, als sich der Nebel gelichtet hatte, waren Inka, ihre beiden Söhne und Chang-Li mit seinem hochseetüchtigen Fischerboot in östlicher Richtung davongesegelt und hatten Kurs auf die Inselwelt der Ainu genommen. Der Geist ihrer Großmutter, der von Huanaka, war ihr in Gestalt einer Priesterin Auguros erschienen, hatte als solche mit eindringlich mahnender Stimme zu ihr im Traum gesprochen, und ihr geraten, rasch und ohne Bedenken göttergefällig zu handeln. Dieser Traum, an den sie sich auch am nächsten Morgen noch erinnern konnte, beflügelte ihre Entschlusskraft. Von Anasazi, dem sie sich all die letzten Mondjahre anvertraut hatte, war Inka enttäuscht. In ihren Augen war der Schamane träge und unzuverlässig geworden, ein Mann, der zauderte und seine Glaubwürdigkeit verloren hatte. Inka wusste nicht mehr so recht, woran sie mit ihm war. Auf seine Hilfe konnte sie jedenfalls nicht länger warten. Zuviel Zeit war ohnehin schon mit nichtsbringenden Gesprächen verloren gegangen. All das hatte sie nach der Traumbilderscheinung ihrer Großmutter Huanaka mit jenem untrüglich indigenem Instinkt und dem hypersensiblen Bauchgefühl ihres feinen, femininen Sonnengeflechts dazu bewogen, auf eigene Faust zu handeln, getrieben von der inneren Stimme ihres Herzens, die ihr sagte, das Ano noch am Leben sei.

„Wie sehr muss Inka Ano geliebt haben, dass sie ihn über den Tod hinaus nicht vergessen kann“, wunderte sich Anasazi, während er Shao-Lin hinauf zur Drachenhöhe folgte. Ein gefährlich steiler Felspfad, bedeckt mit Eis und Schnee, der in den Himmelsbergen als einer der schwierigsten Passwege galt.

Ohne Shao-lin als Bergführer hätten die Onas es niemals geschafft, diese Höhe zu bewältigen. Besonders jene Onas, deren Blut reinrassig blieb und keine Nachkommen aus einer Mischehe mit Frauen der Kungs waren, hatten große

Schwierigkeiten beim Atmen in dieser Höhe. Den gelbhäutigeren Mestizen aber machte die dünne Höhenluft nichts aus. Shao-Lin war einer von ihnen, und es war gut, ihn an seiner Seite zu wissen. Unermüdlich ging dieser Halbblut-Sherpa als Pfadfinder voran und erzählte die unheimlichsten Geschichten von Drachen und Yetis. Nie wusste man so ganz genau, ob das, was er sagte, wirklich ernst gemeint oder aber nur Spaß war. Keiner wurde so richtig schlau aus ihm, denn oftmals verbirgt sich hinter der Maske des Humors die Angst vor dem Unbekannten. Wiewohl, Shao-lin machte nicht den Eindruck, dass er sich fürchten würde, als er auf den großen dunklen Schatten deutete, der sich auf dem Schnee der gegenüberliegenden Felswand zeigte. Der Schatten huschte hin und her, wurde immer größer, riesenhaft, wie der eines wiederauferstandenen Flugsauriers. Sie waren schon auf der anderen Seite der Berge, als Shao-lin rief: „Seht da, ein fliegender Drache!“

Blitzschnell bückte er sich, ergriff am Wege einen faustgroßen Eisklumpen, den er im hohen Bogen über die Schlucht hinweg an die Felswand warf. Schnee löste sich kurz nach dem Aufprall, stob wie ätherisch feine, hauchzartweiße Wölkchen im Wind umher. Wenig später gab es ein ungeheures Getöse. Genau in dem Augenblick, als der Flugdrachen der Schneewand ganz nahe war, donnerte eine gewaltige Lawine herab in die Tigerschlucht. Den Drachen im Flug mit sich in die Tiefe reißend, lauerten dort unten hungrige Säbelzähntiger, die ihn im Nu zerfleischten.

„Denen möchte ich nicht begegnen“, schauderte Ki-ke-Pu, als er einen Blick in die Tiefe warf. „Da bleibt aber auch schier gar nichts übrig, nicht mal ein einziges Knöchelchen, verwertbar für die Suppe oder zur Auslegung der Zukunft.“

„Dann schon eher Yetis oder Himmelssöhnen begegnen“, sagte Ko-Kita, die seine Gedanken erriet, doch an Nadeln aus Knochen zum Nähen von Kleidung dachte, als er sich angeekelt vom blutigen Fraß der Bestien abwandte und Anasazi folgte.

Es ging bergab. Dabei wurden sie von den Himmelssöhnen beobachtet, die als Eremiten ihr karges Leben oben auf der Passhöhe in Felsnischen fristeten, erbärmliche Gestalten, heilige Sadhus, die so einsam waren, dass sie sich über jeden Besuch freuten. Yetis kamen nur selten vorbei, zu groß war ihre Scheu vor den Menschen. Es waren Einzelgänger, die ganz zurückgezogen zwischen den Spalten der Gletscher lebten.

Kraniche flogen vorbei. Die Himmelssöhne winkten den Vorbeiziehenden und riefen: „Langes Leben! Viel Glück und Brahmas Segen!“ Schritt für Schritt folgte einer dem anderen, trug, was er tragen konnte, schwerste Last auf dem Rücken, den Blick auf den Weg gerichtet. Ein Fehltritt konnte das Ende bedeuten. Zwischen den Großen gingen die Kinder, die auch ihr Bündel zu tragen hatten. Es dauerte bis zum Sonnenuntergang, ehe alle am Fuße der Berge in jenem weiten Tal ankamen, wo sie im strohgelben Gras der Steppe ihr Nachtlager aufschlugen.

Grünen Tee, Beeren und Nüsse, das war alles, was sie an diesem Abend zu sich nahmen. Jeder wollte nur noch schlafen, so müde waren sie. Sie rollten sich in ihre Ziegenfelldecken, schliefen fest unter freiem Himmel und träumten von einer besseren Welt, die sie in den Himmelsbergen nicht gefunden hatten. Den Kungs hatten sie ihr Dasein zu verdanken, denn ohne ihre jahrzehntelange Gastfreundschaft, dem Tolerieren ihrer Lebensart, das Dulden von Mischehen, hätten sie, die seit Abbruch der Landverbindung immer öfter übers Meer zum Festland kommenden indioanischen Einwanderer, nicht überleben können.

Am anderen Morgen, als die Kungmestizen und Onas aufwachten, sahen sie, dass sie von Mongolen umringt waren. Es waren Cha-ka-Khans Horden, die sich in der Nacht dem Lager lautlos genähert hatten. So erschöpft, wie die Wächter der Onas von dem schweren Bergmarsch waren, war es ein Leichtes für die Mongolen, sie im Morgengrauen zu überwältigen.

Den Kungs und auch der Nachkommenschaft ihrer indigenen Mischlingssöhne waren die Mongolen als verwegenes Steppenvolk bekannt. Die Onas aber sahen die Mongolen zum ersten Mal, so wie die Pferde, auf denen sie breitbeinig saßen, damit wild einher preschten und über den Köpfen faustgroße Steinkugeln an Wurfleinen umherwirbelten.

Die Onas und die braven, gelbhäutigen Halbblut-Sherpas der Kungs wurden wie Yaks zusammengetrieben und ins Zeltlager Cha-ka-Khans verschleppt. Unterwegs sahen sie am Wege die Riesenknochen von Mammuts und Herden weidender Yaks. Die Mongolen lebten vom Fleisch, der Milch und den Fellen der Yaks, warme Felle, die man unbedingt brauchte, um in den bitterkalten Nächten nicht zu erfrieren. Den Kungs waren die Kungs mit ihrer überlegenen Kultur ein Dorn im Auge, weshalb sie diese Hochnäsigen schon seit Jahren mit gnadenloser Unerbittlichkeit bekämpften. Warum Kultur? Freiheit in der Steppe ging ihnen über alles. Die Kungs waren nicht ihre Freunde.

Bei aller Wildheit und Härte aber wurden die Onas und ihre gelbhäutigen Kung-Pfadfinder von den Mongolen gut behandelt. Die Halbblut-Sherpas der Kungs wurden nicht als feindliche Kundschafter angesehen und erhielten ebenso genug Milch, Fleisch und warme Felle, sonst hätte keiner von ihnen überleben können. Es war ein langer, beschwerlicher Weg durch die Wüste und Steppe bis nach Urga, zum größten Aul der Mongolei.

Die erste Nacht verbrachten die Onas draußen bei den Yaks, die in einem Talkessel weideten. Dort war das Gras saftig, herrlich weich, einfach wunderbar, um endlich nach all den Strapazen unter freiem Himmel selig schlafen zu können.

Am nächsten Morgen kam Cha-ka-Khan mit seinen getreuen Höflingen zu ihnen.

Er war von robuster, wilder Gestalt, warm und gut in Yakfelle gekleidet und außergewöhnlich scharfsinnig, als er mit den Gefangenen sprach, die eine ähnlich rotgelbe Hautfarbe wie die Menschen seines Volkes hatten. Etwas

gelblicher war zwar die Haut der Halbblut-Kungs, unterschied sich aber kaum merklich vom Rotbraun der echten Onas.

Auch die Schlitzaugen, die hohen, spitzen Wangenknochen, alles, bis auf die Bartlosigkeit der Männer stimmte. Ja, in der Tat, sie sahen so aus wie sie selbst, die Mongolen. Und wenn sie zudem auch noch so kühn und mutig sein würden, wie sein Volk es war, dann wären sie eine Rasse, die Welten erobern könnte. Dann aber würden sie auch zu einer Gefahr für ihn und das eigene Volk werden können. Zwar waren sie nicht so zahlreich, nur eine kleine Hundertschaft, vielleicht die Vorhut einer größeren Kriegerschar, falls sie sich mit dem Volk der Kung verbündet hätten. Sollte er die Fremdlinge töten oder unbehelligt weiterziehen lassen? Es waren Frauen und Kinder unter ihnen, eigentlich recht unüblich auf Kriegszügen. Nun gut: man könnte sie zu Sklaven machen. Aber die bessere Lösung wäre vielleicht doch sie alle den Tataren auszuliefern. Warum sich Läuse in den Pelz setzen, sich unnötige Probleme einhandeln? Vorher jedoch würde er wissen wollen, wie viel Mumm sie haben, was sie vorhaben und wohin es sie zieht. Erst dann würde er sich entscheiden, was mit ihnen zu geschehen habe.

Cha-ka-Khan ging auf einen alten Mann zu, der ihn mit erwartungsvollen Augen anblickte. Es war Anasazi, der seine Gedanken erriet und sagte: „O edler Khan, seid gnädig und helft uns eine bessere Welt zu entdecken!“

„Wo glaubt ihr, sie zu finden?“, fragte Cha-ka-Khan höchst gespannt.

„Im Osten, dort, wo die Sonne aufgeht“, antwortete Anasazi ohne zu zögern.

„Hm, nun ja, uns zieht es nach Westen“, sagte der Mongolenfürst und fuhr erleichtert fort. „Also gehen wir getrennte Wege. Gut, dann betrachte meinen Aul als Durchgangslager zur besseren Welt. Seid willkommen, du und deine Leute. Ihr seid meine Gäste und könnt bleiben, so lange es euch bei uns gefällt.“

Welche Eingebung Cha-ka-Khan auch immer zu diesem plötzlichen Gesinnungswandel, dieser überaus ungewöhnlichen Entscheidung bewogen haben mochte, blieb sein Geheimnis. Erstaunen und Betroffenheit war in den Gesichtern der Höflinge zu sehen, aber sie schwiegen. Mit dieser Geste der Güte hatte keiner der umherstehenden Mongolen, geschweige denn einer der Onas oder Halbblut-Kungs gerechnet. Die Onas konnten ihr Glück kaum fassen. Der Große Geist musste Cha-ka-Khan zu solch unfassbar großmütigem Verhalten bewogen haben. Voller Dankbarkeit knieten sie nieder und beugten ihr Haupt. „Steht auf, ihr seid Gäste, keine Sklaven! Beim Himmel, mein Wort gilt!“ Cha-ka-Khan ging gemessenen Schrittes im Gefolge der Höflinge zurück in sein großes Zelt aus herrlichen Yakfellen. Er blieb den Onas wohlgesonnen.

Und das freie, ungestüme Leben der Mongolen gefiel den Onas so sehr, dass sie noch Jahre bis zum Heranwachsen einer neuen Generation bleiben sollten. Die Männer lernten reiten, liebten die kleinen Wildpferde und Mongolinnen, die zu treuen Wanitas wurden. Es waren gute Frauen, tapfere Squaws, mit denen man wahrlich neue Welten entdecken konnte. Ihr Stamm wuchs zu einem Volk von mehr als zweihundert Mischlingen heran, mongolische Indionas, die zu

kühnen Jägern und gefürchteten Kriegern wurden. Sie liebten die Weite der Steppe. Hier war ihre Heimat, und hier wollten sie bleiben.

Anasazi wurde zum mahnenden Seher, als er die Onas einmal mehr an ihre Berufung erinnerte und aufforderte, endlich aufzubrechen, um nach jener besseren Welt zu suchen, die ihm der Große Geist offenbart hatte. Obwohl sie Nomaden waren, war es schwer, sein immer zahlreicher werdendes Volk zu ermuntern, diesen Weg der Vorsehung weiter zu verfolgen, zumal viele von ihnen gar nicht mehr so richtig wussten, welcher Herkunft sie eigentlich waren. Nur noch die hochbetagten Alten konnten sich an ihre Heimat erinnern, wussten, wer sie waren und woher sie kamen.

Die jungen Onas aber waren längst schon zu Mongolen geworden. Ki-ke-Pu war zwar kein Mongole, aber ein wilder Reiter und mutiger Krieger, der sich im Kampf gegen die sibirischen Tataren bewährt hatte. Wie hätte es auch anders sein können, denn in seinen Adern floss das Blut des echten Ona, reinrassig und bekannt für seine Tapferkeit. Und er war ein Mann dieses Stammes, der selbst unter härtesten Lebensbedingungen zu überleben wusste, niemals aufgab, so wie sein Ziehvater Anasazi. Wer also konnte besser zum Nachfolger des großen Schamanen geeignet sein, als er, Ki-ke-Pu, dieser ungewöhnlich mutige und kluge Krieger, den die Onas liebten und achteten. An der Seite von Anasazi würde er die Onas in die Neue Welt führen. Jedesmal, wenn er in die Augen des Schamanen sah, leuchtete ein inwendiges Feuer darin, obschon Anasazi nicht mehr so handeln konnte, wie er wollte. Das Alter machte ihm zu schaffen, die Augen wurden schlechter, aber Ki-ke-Pu würde seinem Ziehvater ein guter Sohn sein, der seinen letzten Wunsch erfüllen würde. Ja, Anasazi sollte der erste der Onas sein, der seinen Fuß auf den Boden der Neuen Welt setzen würde, und wenn er, Ki-ke-Pu, ihn auf seinem Rücken dorthin tragen müsse. Hatte Anasazi nicht immer wieder darauf gedrungen, eine neue, bessere Welt für sie alle zu finden, die scheinbar wohl nur dort zu finden sei, wo die Sonne aufging? Und immer dann, wenn in der Morgendämmerung diese bizarre Rote Wolke am Himmel heraufzog, war er ihr gefolgt, weil sie ihm offenbar den Weg für sein Volk gewiesen hatte. Die Vision des Schamanen musste wahr werden und er, Ki-ke-Pu, würde dafür sorgen, dass es nicht nur ein Traum bliebe. Auch er würde der Roten Wolke folgen.

Der Kampf in der Tundra mit den tatarischen Stämmen Sibiriens war ein ungeheuer blutiges Gemetzel, das sich bis in die Taiga zu einem zähen, hinterhältigen Buschkrieg ausgeweitet hatte, der über Jahre andauerte. Jetzt aber war der Feind besiegt, frei der Weg bis zur Küste des Weißen Meeres hoch im Norden der Mongolei, wo die Völker der Eismänner, die Stämme der Aleuten und Inuits lebten.

So wie die Horden der Mongolen in späterer Zeit mit unbeugsamen Willen nach Westen aufbrechen sollten, um fremde Gebiete zu erobern, machten sich die Onas auf den Weg, um die Neue Welt zu entdecken, wie ihnen der Große Geist verheißen hatte. Seinem Willen folgend, dankten sie Cha-ka-Khan für

seine Gastfreundschaft und Güte, verließen den Aul von Urga, wandten sich nach Osten und zogen an der Küste entlang bis hoch hinauf zum Eiskap an der Nordostküste des Weißen Meeres.

Der ehrenvolle Abschied von Cha-ka-Khan war überaus herzlich, aber ganz so uneigenützig hatte der Mongolenfürst vormals nicht gehandelt, als er den Onas in seiner allerhabensten Großmütigkeit eine Gastfreundschaft auf unbestimmte Zeit gewährte, denn schließlich waren sie eine Bereicherung für sein Volk, wo jeder gute Krieger stets willkommen war. Und das waren die Onas gewesen, Krieger mit außergewöhnlicher Kampfeslust, obwohl sie Cha-ka-Khan nicht bei seinen ersten Eroberungszügen in den Westen folgten. Ihr Ziel war die Neue Welt, die sie im Osten zu finden glaubten, wobei sie vom Leben der Mongolen hatten lernen können, wie man sich am besten in der weiten Wildnis der Steppe verhält. Von diesem Wissen sollten ihre Nachkommen in späterer Zeit profitieren.

Anasazi hatte Ki-ke-Pu schon beizeiten für die Wahl zum Häuptling der Onas vorgesehen, da sein Körper schwächer wurde, indes sein Geist immer noch stark genug war, um ihnen ein guter Ratgeber zu sein. Er schlug mit beredter Zunge vor, Ki-ke-Pu zu ihrem Häuptling zu machen, was die Ältesten des Stammes sodann einstimmig beschlossen. Die Onas waren überglücklich, in Ki-ke-Pu den Häuptling ihrer Wahl gefunden zu haben. Unter seiner Führung würden sie sich gerne auf den Weg gen Norden machen. Schon die Organisation des Abzuges aus dem Lager von Urga übernahm Ki-ke-Pu und bewies, dass er ein kluger, planvoll denkender Häuptling war. Als solcher war er sich stets seiner großen Verantwortung bewusst. Durch sein vorausschauendes Handeln ging er, wenn eben möglich, Gefahren mit Mensch oder Tier aus dem Weg. Kam es unweigerlich aber einmal zu unvermeidlichen Kämpfen mit feindlich gesinnten Menschen, zeigte Ki-ke-Pu im Kampf, wie schnell und unerbittlich hart er mit einer Schar von Elitekriegern zuschlagen konnte. Ja, die Onas wussten sehr wohl, wie sie sich ihrer Haut wehren konnten, ob nun im Kampf mit Feinden, bei der Abwehr von hungrigen Großtieren oder auf der Jagd beim Fleischmachen. Es gab meist nur geringe Verluste unter den eigenen Leuten, weil jeder dem anderen ein Bruder war, auf den man sich im Ernstfall beim Kampf ums Überleben verlassen konnte.

Unterwegs erfuhren die Onas von den Aleuten, dass dort oben in der Nordwelt nicht nur das Meer, sondern auch die Bären weiß wie Schnee wären. In dieser Gegend sei es so extrem kalt, dass das Meer zugefroren sei und aus einer festen Eisdecke bestehe, die auch im Sommer nicht auftauen würde. Zwar gäbe es hier und da Löcher im Eis, die aber keine solch große Gefahr wären, um nicht über das Eis gehen zu können. Bei guter Sicht könne man sogar da, wo die Sonne aufgehe, die Eisberge des Ostens sehen. Jenseits davon gäbe es eisfreies Land mit riesigen Ausmaßen von unbekannter Größe. Das wüssten sie von den Inuits, den kleinen, stämmigen Eismännern, die in ihren wendigen Kajaks schon mal dort waren. Die Eislöcher am Wege dorthin dienten dem Fischfang. Aber auch

die weißen Bären lauerten dort auf ihre Beute. Es wären überaus gefährliche Raubtiere, die nur schwer im Kampf zu besiegen seien. Also war höchste Vorsicht in jedem Fall geboten.

Ein ins Eis gestoßener Speer diente Anasazi als Stütze, während er sich Ki-ke-Pu zuwandte und ihn mit einem Blick zum Himmel fragte: „Siehst du die Rote Wolke, die weißen Kringelwölkchen, die wie der Rauch der Tabakpflanze aus dem Tonkopf der Ratspfeife im Blau des Himmels emporsteigen?“

Ki-ke-Pu starrte in die Ferne. Es war ein kalter, frostklarer Wintermorgen. Soeben war die Sonne aufgegangen. Ihm wurde wärmer unter dem Fellponcho. Die Morgenröte über dem Eismeer war herrlich, durchflirrte die klirrende Kälte mit rosigem Schein. Da sah er die Rote Wolke, erkannte Manitous Zeichen, die weißen Kringelwölkchen, die ostwärts der Sonne entgegengogen. „Lasst uns dem Großen Geist ein Opfer bringen. Ich habe die Rote Wolke, sein unverkennbares Zeichen gesehen! Es weist uns den Weg in die Neue Welt“, rief Ki-ke-Pu erfüllt von ehrfürchtigem Erstaunen.

„Und du, unser Führer, wirst uns über das Eis dorthin bringen“, sagte der blind gewordene Anasazi, der die Rote Wolke mit dem geistigen Auge seiner Seele gesehen haben musste, ehe sie noch vor den Augen von Ki-ke-Pu erschien.

Lange Zeit hatten die Onas, als ein vom Schicksal schwer gebeuteltes Volk, die Rote Wolke nicht mehr gesehen, und damit auch über die Jahre mehr und mehr die Orientierung verloren. Jetzt aber standen sie vor ihren kleinen, schneebedeckten Rundhütten, waren voller Hoffnung und Zuversicht, denn es wurde ihnen an diesem eisklaren Morgen am Ufer des Weißen Meeres bewusst, dass sie den rechten Weg wieder gefunden hatten.

Auf dem Sonnenstein, einem geweihten Fels mitten im Lager, opferten sie ein Yakkalb. Anasazi sprach das Gebet, indem er vom Großen Geist Heil und Segen für das Volk der Onas erflehte. Er tat dies voller Inbrunst und mit letzter Kraft. Alle bewunderten den großen Schamanen, der nach der Opferung um eine Schleiffrage bat, als er wusste, dass Manitou ihn erhört hatte. Oneida, der uralte gewordene Steuermann der Mochica war es, der ihn, seinen besten Freund unter Tränen auf die Schleiffrage bettete. Danach brachen die Onas das Lager ab, packten all ihre Sachen und zogen hinaus aufs Eis.

Es war ein langer Treck, allen voran Ki-ke-Pu, der mit den tapfersten Männern des Stammes vorausging. Hinter ihnen zog Ko-Kita die Schleiffrage, auf dem ihr Mann, der blinde, sterbenskranke Anasazi lag. Frauen, Kinder und alte Männer gingen an ihrer Seite. Unter ihnen Maya und Yuana, die ihr abwechselnd beim Ziehen der Schleiffrage halfen. Beide waren für ihr Alter noch erstaunlich rüstig. Am Ende des Zuges gingen Kiowa, Kukar und die Zwillingsbrüder Peyote und Poncas, die mit einer tatendurstigen Schar junger Männer die Nachhut bildeten. Robbenjäger vom Stamme der Yup'iks begleiteten sie in Kajaks. Pfeilschnell und leicht glitten sie mit wendigen Manövern im offenen Gewässer der Eisrinnen dahin, warfen ihre vergifteten Speere und harpunierten Walrosse.

Mit Mut und Geschick wurde der eine oder andere Eisbär von den mitgekommenen Aleuten erlegt, ehe er zur Gefahr für jedermann im Treck werden konnte. Getarnt in Eisbärenfelle, verstanden sie es, sich gegen den Wind an ihn heranzupirschen. Und ehe sich noch der am Eisloch lauende weiße Bär in voller Größe aufrichten konnte, zertrümmerten die Jäger der Aleuten ihm mit einem einzigen, gewaltigen Keulenschlag den Schädel. Das Fleisch des Bären war eine Delikatesse, vor allem die am Flechtenfeuer gebratenen Tatzen. So blieben die Onas bei Kräften und gingen zwischen zwei Welten auf einem vereisten Landrücken durch das Weiße Meer. An manchen Stellen knackte das Eis unter ihren Füßen. Nachts heulte der Wind und um Mitternacht spukten gespenstische Lichtgebilde um Sonne und Mond. Das Eis schmolz nicht, als sie kleine Lagerfeuer entfachten, woran sie sich wärmten. Aber um der arktischen Kälte besser noch trotzen zu können, sangen sie und tanzten ums Feuer. Die uralten Stammesgesänge machten ihnen Mut, und der flackernde Schein des Feuers hielt Bären und Wölfe fern. Der Ahnen gedenkend, gerieten sie in Trance, bekamen für kurze Zeit Einblick in die mystische Welt des Übernatürlichen. In Felle gehüllt, schliefen sie nach der Geisterbeschwörung auf blankem Eis in ihren schneebedeckten Tipis. Bei Sonnenaufgang ging es weiter. Dann sahen sie wieder die Rote Wolke, die ihnen die ganze Zeit den Weg wies. Und es war nicht der Frost, der ihre Haut mehr und mehr rötete, nein, es waren die Reflektionen der Roten Wolke auf dem Eis gewesen, die die Kinder des Großen Geistes zu wahren Rothäuten machte. Manitou hatte sich ihrer angenommen, und er führte sie sicher in das unbekannte Land eines neuen Kontinents. Genau in dem Augenblick, als alle an Land der Neuen Welt waren, barst die Eisbrücke hinter ihnen und verschwand mit urgewaltigem Getöse im Weißen Meer. Übrig blieben vereinzelt Eisberge, die wie übernatürlich große Korken in der schäumenden See umher schwammen. Anasazi sah die Neue Welt nicht, aber er hatte sein Volk dorthin geführt, und wusste es, als der Große Geist zu ihm sprach und ihn von seiner Mission erlöste. Das Getöse des Weißen Meeres wurde zu einem immer ferner werdenden Lärm. Anasazi war viel zu schwach, um sich aufrichten zu können, als er mit leiser Stimme sagte: "Ko-Kita, mein Herz, ich danke dir. Es ist geschafft. Wir sind in der Neuen Welt!" Das waren die letzten Worte des großen Schamanen. Er starb in den Armen von Ko-Kita und ging ein in die Ewigen Jagdgründe.



## Drittes Kapitel

### *Bei Ainus und Polynesiern*

Amaterasu sah mit Wohlwollen auf einen ihrer Söhne, der die Stadtgründung von Edo niemals sehen würde und in einem kleinen, idyllischen Fischerdorf an der Küste der aufgehenden Sonne lebte. Dort im Land der Ainu gab es einen Fischer, der ein San war, also ein Fremder, der hier vor Jahren strandete. Er hatte Glück gehabt, war dem Meer entrissen worden, als er zu ertrinken drohte. Er nannte sich Ano, war ein Schiffbrüchiger gewesen, der bei einem Taifun fast ums Leben gekommen wäre, hätte Jimmu ihn nicht in sein Boot gezogen.

Der Mann hatte schlimm ausgesehen, war eigentlich schon tot. So fest wie er das Treibholz umklammerte, schien es, als hätte die Leichenstarre bei ihm schon eingesetzt. Halb vom Salzwasser zerfressen, redete er ständig wirres Zeug in einer Sprache, die Jimmu nicht verstand.

„Inka...Inka“, hörte er ihn im Delirium stöhnen, und Jimmu glaubte, er meine damit Wasser und gab ihm aus seiner Kürbisflasche zu trinken. Das war genau richtig. Der Fremde schlug die Augen auf und blickte Jimmu dankbar an. Er wollte etwas sagen, war aber viel zu erschöpft und sank zurück auf die Planken. Dann verlor er das Bewusstsein, schlief, als sei er in diesem Augenblick zu den Ahnen gerufen worden. Jimmu bedeckte ihn mit einer Binsenmatte, und der Fremde wachte erst wieder auf, als das Boot vor der Fischerhütte am knorrigen Stamm einer alten Kiefer vertäut wurde. Jimmu half dem Fremden beim Aussteigen, der sich vor Schwäche auf seine Schulter stützte und kaum gehen konnte, als er ihn in seine Hütte brachte, wo er ihm zu essen gab.

Der Fremde hatte Hunger wie ein Hai, aß gierig mit den Fingern und stopfte sich den Mund voll mit Reis und Dörrfisch. Mit den Holzstäbchen, die Jimmu ihm zum Essen reichte, wusste er nichts anzufangen. Das sollte sich ändern. Mit der Zeit lernte Ano nicht nur mit Stäbchen zu essen, sondern wurde auch ein guter Fischer, so gut, wie er als Jäger einst gewesen war. Die Sprache der Ainu lernte er beim Fischfang mit Jimmu, der als Sohn der Sonnengöttin Amaterasu drei Söhne zeugen sollte, von denen eines der Kindeskinde in Edo Kaiser über das Reich der aufgehenden Sonne werden sollte. Auch er würde Jimmu heißen, so wie der Vater seiner Ahnen, der als Fischer in einer Hütte am Meer gelebt hatte. Ise hatte seine Frau geheißt, so wie das Dorf, woher sie kam.

Als Jimmu Ano bei sich aufnahm, war Ise schon tot. Jimmu sprach oft von ihr. Er hatte sie sehr geliebt. Ihre Söhne waren junge Männer, als sie starb. Ihnen wurde die Hütte der Eltern bald schon zu eng. Sie hatten sich auf den Weg gemacht, um in die Schule der Samurai zu gehen, wo gelehrt wurde, wie man am besten dem Shinto gerecht wird.

Ein heißer, schwüler Tag neigte sich dem Ende entgegen. Jimmu und Ano saßen auf einer grauen Sandsteinbank vor der Hütte, tranken Grünen Tee aus Muschelschalen und sprachen über das Shinto, den Weg der Götter, auf dem der Mensch wandeln solle. Es würde ihn zu einem anderen, edlen und guten Menschen machen.

Ano war dabei, ein solcher zu werden, denn, dass er noch lebte, war allein der Wille der Götter, die dem Großen Geist gehorchten. Von angenehmer Kühle war die Brise, als Kaya, der flinke Dorfbote auf einen Tee vorbeikam. Und Ano wurde gläubiger noch als Anasazi, der Schamane, als er hörte, was Kaya sagte: „Heute sind Fremde bei uns im Dorf angekommen. Eine Frau mit ihren Söhnen. Makino hat sie in seinem Boot vom Festland herübergebracht. Sie ist eine außergewöhnlich schöne Frau und heißt: Inka.“

Die Zunge von Kaya war schneller noch als ein Feuerpfeil, von der die abgeschossenen Worte Ano mitten ins Herz trafen. Wenn dem so wäre, was Kaya soeben gesagt hatte, dann müsste etwas geschehen sein, was nur der Große Geist gewollt haben konnte.

„Wie heißt die Frau? Inka?! Hast du ihren Namen auch richtig verstanden?“ fragte Ano aufgeregt. Sein Herz schlug schneller. Er konnte nicht glauben, was er gehört hatte. Kaya schlürfte genüsslich seinen Tee, blickte über den Rand der Muschelschale hinweg und sagte: „Ja, sie heißt Inka, kommt aus dem Land der Kung, sieht aber nicht so wie sie aus. Ganz anders, eher wie eine Indionasierin. Sie hat zwei kräftige Söhne, deren Namen ich leider nicht behalten habe.“

„Manco...Pacha?“ unterbrach ihn Ano.

„Hm, nun ja, ich glaube, so heißen sie, die beiden Burschen, die dir eigentlich irgendwie ähnlich sehen“, schmunzelte Kaya, während Jimmu wissen wollte, wo die Frau mit ihren Söhnen wohne.

„Bei Yamamoto, dem Netzflicker. Er hat die größte Hütte im Dorf. Bei ihm haben sie eine Bleibe gefunden. Die Fremden wollen aber bald schon wieder abreisen. Sie sind nur auf der Durchreise, denn die Frau sucht überall nach ihrem Mann, der eigentlich tot sein soll, was sie jedoch bei allen Göttern des Himmels nicht glauben will.“

„Ja, sie ist es!“ jubelte Ano. Er sprang von der Bank auf: „Ich muss sie heute noch sehen. Kaya, bring mich zu ihr. Morgen ist sie vielleicht schon nicht mehr hier. Dann hätte ich sie für immer verloren! Das darf nicht geschehen. Jimmu, du verstehst mich am besten. Du weißt, wie es ist, wenn man seine Frau verliert!“

Jimmu nickte stumm. Er hatte Tränen in den Augen, als er sagte: „Ja, geh zu ihr, solange die Götter es dir gestatten. Beeile dich, nutze die Gunst der Himmelsmächte, die bereit sind, euch wieder zu vereinen. Aber komm noch einmal vorbei, ehe du für immer von mir gehst.“

„Das werde ich, ja, bestimmt!“ versprach Ano und verbeugte sich tief vor seinem alten Freund, der ihm das Leben gerettet hatte und es mit neuem Sinn zu

erfüllen wusste. Dann folgte er Kaya, der leichten Fußes vorausging und ihn auf verschlungenen Küstenpfaden zum nächsten Fischerdorf brachte.

Überall brannten schon die Nachtfeuer, als sie zur Hütte von Yamamoto kamen. Auf der Türschwelle verbeugte sich Kaya vor Yamamoto, ehe er ihn um Einlass bat. Barfüßig trat Kaya ein, so wie Ano, der auch keine Ledersohlen unter den Füßen trug. Inka erkannte ihn sofort, ihren Mann, den sie so sehr liebte, dass er für sie niemals gestorben sein konnte. All die Jahre hatte sie ihn nicht vergessen. Unvorstellbar. Inka würde bis zum letzten Herzschlag an ihn glauben. Ja, für sie würde er immerdar und ewig leben, denn sie liebte nur diesen einen, ihn, Ano, ihren Mann. Mit ihm wäre sie bereit gewesen, überall hinzugehen, selbst ins finsterste Reich der Dämonen. Aber jetzt, ja, genau in diesem Augenblick, als sie ihn sah, hatte sie weiche Knie und ihre Stimme versagte. Kein Ton, kein Schrei der Freude kam aus ihrer Kehle. Ihre Lippen bebten, bewegten sich so, als flüstere sie unentwegt nur ein einziges Wort: Ano. Was sie sagte, konnte Ano nicht verstehen, aber er konnte es ihr von den Lippen lesen. Sie stand in einer Ecke der Hütte, schutzlos ohne ihre Söhne, die Kaya fragten, wer sein Begleiter wäre. Ano ging zu Inka, nahm sie in seine starken Arme und sagte: „Wir leben, beide, kaum zu glauben! Ich war unterwegs zu dir, aber du hast mich gefunden! Der Große Geist hat es gut mit uns gemeint. Komm, lass uns zum Strand gehen. Mond und Sterne werden die einzigen Zeugen sein und wissen, wie unendlich groß unsere Liebe ist.“

Manco und Pacha sahen ihre Eltern Hand in Hand zum Strand gehen. Verliebter als sie konnte kein Kolibri sein. In dieser Nacht wurde Yupanki gezeugt, ihr Bruder, der das Reich der Inkas gründen sollte. Er wurde in der Inselwelt Polynesiens geboren. Was Ano und Inka bewegte, das Land der aufgehenden Sonne zu verlassen, wussten Manco und Pacha nicht. Vielleicht waren es die Träume von einer besseren Welt, die ihre Eltern veranlassten, nach einem Paradies in der Südsee zu suchen. Manco und Pacha konnten viel von ihrem Vater lernen, als er zur taifunfreien Jahreszeit eines schönen Tages mit leichtem Wind im Rücken aufbrach und geschickt die südöstlich driftenden Meeresströme nutzte.

Ano war ein Seefahrer geworden, ein Kapitän, der sein Boot beherrschte. Seine Söhne gingen ihm zur Hand, wurden echte Seemänner, auf die Verlass war, Tag und Nacht, bei Wind und Wetter. Ano war stolz auf seine Söhne, und sie spürten bei aller Rauheit die Herzenswärme ihres Vaters, die sie vorher niemals so kennen gelernt hatten. Inka umsorgte die Männer, verwöhnte sie mit exotischen Leckereien, obwohl ihr während der Schwangerschaft ständig übel war. Aber sie ließ sich nichts anmerken, sagte nur, es wäre die Seekrankheit, die ihr an manchen Tagen besonders zu schaffen mache.

Während der Überfahrt nach Polynesien sprachen sie oft von Jimmu und dem Leben im Land der Ainu. Es war bei Jimmu immer so schön und harmonisch gewesen, insbesondere dann, wenn ihn seine Söhne mit ihren Frauen und den Enkelkindern besuchten. Welch Freude, still und doch so heiter, mit einer

Liebenswürdigkeit, die den Indionasiern fremd war. Zum Tee wurden allerlei gerollte Fischhäppchen dargereicht, die mit einer kleinen Verbeugung von den Frauen auf einer Matte am Boden serviert wurden. Die jüngeren Söhne lebten in Kioto, einem Dorf an der Westküste, wo sie als Samurai zum Schutz der Bevölkerung ihren Dienst taten. Nur selten mussten sie zum Schwert greifen, um böse Taten zu verhindern. Aber wenn es sein musste, handhabten sie das blanke Langschwert so blitzschnell und mit aller Schärfe, dass am Ende eines jeden Zweikampfs die Köpfe der Unholde fielen.

Aiono, der älteste Sohn, war beim Volk der Yayoi ein angesehener Mann geworden, den sie ehrfürchtig Teno nannten. Als Nomaden waren die Yayoi vom Festland gekommen, und hatten sich im Land der aufgehenden Sonne niedergelassen. Sie lebten vom Fleisch ihrer Yaks, dem Fischfang, der Jagd und den Früchten des Feldes und Waldes.

Edo hieß ihr Hüttendorf. Von dort waren sie hoch hinauf ins Land der heißen Quellen und schneebedeckten Vulkane gezogen. Aber das Klima im Norden war sehr rauh, der Winter lang und bitterkalt, so dass viele von ihnen wieder zurück nach Edo kamen.

Edo wurde größer und größer, über die Jahrhunderte immer mächtiger, wuchs und wuchs und sollte zu einer prächtigen Stadt werden, die sehr zur Freude der Sonnengöttin Amaterasu zum Wohnsitz des Teno wurde. Und dieser erste Kaiser sollte Jimmu heißen, eines der Kindeskinde aus dem Geschlecht von Aiono. Wäre dem alten Fischer Jimmu ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen, hätte er sehen können, wie auf dem Weg der Götter eines seiner Enkel mit allen Ehren zum Kaiser von Japan gekrönt wurde.

Als Ano von Jimmu Abschied nahm, blühten die Kirschbäume am Hang hinter der Fischerhütte. Ise hatte zwischen den Kirschbäumen einen Steilgarten angelegt, wo wilde Heilkräuter neben Zier- und Nutzpflanzen wuchsen, wunderschön anzusehen, für Auge und Seele eine Wohltat. Wehte der Wind vom Meer herüber, mischte sich das Salz der Brise mit dem Duft von Kräutern und Blumen. Einzigartig war dieser Duft, der mit betörender Süße oder herbfrischer Würze die Luft schwängerte.

Ano und Jimmu saßen auf der Steinbank, schwiegen und tranken eine letzte Schale Tee. Keiner fand die richtigen Worte, denn es würde ein Abschied für immer sein. Sie ließen ihr Herz sprechen, denn vor diesem Augenblick fürchteten sich beide. Ihre Blicke trafen sich, als Ano schließlich sagte: „Mein Leben ist zu kurz, um dir für alles zu danken, was du für mich getan hast. Aber du sollst wissen, dass du mir ein Vater geworden bist, den ich niemals vergessen werde.“ Ano stand auf, stellte die Teeschale auf der Steinbank ab und verbeugte sich mit gefalteten Händen vor der Brust.

„Einmal kommt für jeden der Augenblick, wo er Abschied nehmen muss“, sagte Jimmu. „Werde glücklich mit Inka und deinen Söhnen. Mögen euch die Götter wohl gesonnen sein und ins Land der Verheißung führen. Es wird euch schon gelingen, denn du bist ein gläubiger Mensch und guter Seefahrer

geworden.“ Jimmu erhob sich von der Steinbank. Er umarmte Ano, wie ein liebevoller Vater den Sohn. Dann verbeugte sich Jimmu vor Ano, und Ano einmal mehr vor Jimmu. Beide Männer schätzten einander sehr. Jeder war voller Hochachtung, zollte dem Freund tief empfundenen Respekt. Dabei bewahrten sie Haltung, obwohl es ihnen sichtlich schwer fiel, ihre Tränen zu unterdrücken. Jimmu weinte allein in seiner Hütte, und Ano kamen die Tränen auf dem Weg ins Nachbardorf, wo Inka und seine Söhne auf ihn warteten, bereit zum Aufbruch in die Inselwelt der Südsee. Auch darüber hatte er mit Jimmu gesprochen, und er hatte ihm so manch guten Rat gegeben, welche Route infrage kommen könnte, um möglichst schnell und sicher das Ziel zu erreichen. Maoris, die von der großen Kunginsel Kwaiwan aufgebrochen waren, hatten es geschafft, in Polynesien ihr Glück zu machen. Und wenn man sich ihrem nautischen Können anvertraue, würden auch Ano und Inka mit ihren Söhnen das Eiland ihrer Träume in der Südsee finden. Darauf freuten sie sich jetzt schon mit jedem wärmer werdenden Tag, den sie auf hoher See erlebten, je weiter es ostwärts ging.

Nachdem sie im Norden des Ngaro Küstenlandes über die herrlich bunte Unterwasserwelt eines großen Riffs hinwegsegelt waren, hielten sie strikten Kurs auf die Nordwestspitze von Aotearou. Ab hier würde man mit jeder Morgenröte von einer Insel zu anderen Polynesien erreichen können. Das sagten ihnen die Maoris, die es wissen mussten, weil sie selbst immer wieder mit schnellen, flachen Doppelrumpffkanus dorthin fuhren. Es waren überaus hochseetüchtige Boote, Wakas, mit stabilisierenden Seitenauslegern, die schnittig und wendig mit Paddeln oder unter Segel über das Meer glitten.

Die Maoris kamen einst von weit her aus dem fernen Westen. Sagenumwoben war das Inselreich ihrer Herkunft, das sie Hawaiki nannten. Sie waren ein kühnes Seefahrervolk, das sich an Sonne, Mond und Sternen orientierte, oder die Vögel beim Flug beobachtete, so wie sie mit Wind unter den Flügeln hoch im Blau des Himmels davonflogen bis Land in Sicht kam, um sich dort niederzulassen, Nahrung und Kräfte zu sammeln und von der langen Flugreise zu erholen. Und so wie die Vögel, machten es die Maoris. Einige blieben, weil ihnen die Insel all das bescherte, was sie zum Leben brauchten. Andere, von Fernweh gepackt, zog es weiter von Insel zu Insel, bis auch sie die richtige fanden, die ihnen so gut gefiel, dass sie dort für immer bleiben wollten.

Auf Bora Bora, den Inseln im Wind, wäre es so traumhaft schön, weil die Götter dies Paradies auf Erden mit all ihrer Liebe gemacht hätten. Wer einmal dort im Herzen Polynesien war, wolle niemals mehr woanders leben. Es wäre die beste aller Welten, denn ostwärts von Polynesien solle es eine unendlich weite Wasserwüste geben, die kein Mensch kenne. Die Maoris nannten diese insellose Einöde: Stilles Meer.

Mahoi hieß der Lotse, der im Nordhafen von Aotearou an Bord von Anos Waka kam. Von ihrem alten Fischerboot hatten sie sich schweren Herzens trennen müssen. Es war seeuntüchtig geworden, lag im Hafen und wurde von

den Maoris als exotische Sehenswürdigkeit bestaunt. Ano hatte einen Käufer für das Fischerboot gefunden, einen reichen, fetten Maorihäuptling, der ihm ein flammneues Waka seiner Flotte überließ. Dafür hatte Ano ihm nicht nur sein Boot gegeben, sondern dazu noch eine Handvoll schwarzer Austernperlen. So war man sich handelseinig geworden. Mit Handschlag wurde der Tauschhandel besiegelt. Wenig später waren sie dabei, all ihre Sachen vom Fischerboot auf das Waka umzuladen. Mahoi kam hinzu und half ihnen beim Verstauen. Die Ladung durfte nicht rutschen, musste überall gleichmäßig im Waka verteilt werden, damit es so flach wie möglich über das Wasser hinweg gleiten konnte, um optimale Geschwindigkeit erreichen zu können.

Früh am nächsten Morgen hieß es: Leinen los! Manco und Pacha standen an Heck und Bug des Wakas und bestimmten mit Paddelschlägen die Richtung des Doppelrumpfkanus, das ohne Rudersteuerung aus der Hafengebucht glitt.

Kaum war die Sonne aufgegangen, hißten Ano und Mahoi das Dreieckssegel, aufgebläht von einer frischen Brise, die das Waka der Sonne entgegen trieb, es auf Kurs nach Osten brachte.

Unter einem Sonnendach bereitete Inka für die Männer ein Früchtemüsli zum Frühstück. Abends würden sie eine der vielen kleinen Inseln auf der Seeroute nach Bora Bora ansteuern, um dort am Lagerfeuer gegrillte Fische mit Kokosnussraspeln zu essen. Übernachten würden sie in Buschhütten unter Palmen am Strand.

Bald schon merkte Ano, was für ein fabelhafter Lotse Mahoi war. Er orientierte sich nicht nur wie üblich an den Gestirnen, den Vögeln, sondern auch an den Wellenbewegungen, Strömungen und Inselgerüchen. Wie gut, dass Mahoi bei ihnen angeheuert hatte, weil er schnellstens nach Bora Bora wollte, um bei der Geburt seines Kindes dabei zu sein. Auch Inka würde bald niederkommen, war hochschwanger aber frei von Übelkeit und bei bester Laune. Sie freute sich sehr auf die Geburt ihres Kindes. Yupanki solle es heißen. Ein Sohn würde es werden, das spürte sie bei diesen kraftvollen Bewegungen unter ihrem Herzen.

Unterwegs nach Bora Bora gab es die eine oder andere Insel, die zum Verlocken schön aussah, aber von Mahoi nicht angesteuert wurde.

„Warum gehen wir dort nicht an Land?“ fragte Ano verwundert und deutete hinüber auf eine dieser Inseln von paradiesischer Schönheit.

„Zu gefährlich. Diese Insel ist bewohnt von Kannibalen. Es riecht nach verbranntem Menschenfleisch. Auf anderen dieser Inseln gibt es Eingeborene, die den Göttern Menschenopfer darbringen, um ihnen für das gute Leben in üppiger Natur Dank zu sagen und ihre Gunst zu erhalten“, erklärte Mahoi, der zweifelsohne einen besonders ausgeprägten Geruchssinn hatte.

„Was sind das nur für Götter, die Menschenopfer verlangen?“ wollte Pacha wissen.

Die pechschwarz glänzenden Kulleraugen von Mahoi wurden größer, rollten hin und her, schielten ganz fürchterlich. Dazu schnitt er allerlei kriegerische Grimassen. Sein Kraushaar hatte sich aufgerichtet, sah so aus, als seien es

Pfeilspitzen, während er zornig sagte: „Die Götter sind es nicht! Es sind die Ausgesetzten unseres Volkes, die Meuterer und Vogelfreien, entartete Sippen, die Menschen morden, weil sie an Dämonenrituale glauben. Sie sind verblendet, besessen, nicht mehr recht bei Sinnen, blutgierige Bestien, obwohl sie alles haben, um glücklich leben zu können. Hunger können sie nicht haben, denn Mutter Natur schenkt ihnen alles, was sie zum Leben brauchen.“

„Vielleicht sind es doch die Götter, denn jene fremdenfreundlichen Maoris, die keine Kannibalen sind, opfern sie nicht auch Menschen ihres Stammes, die sogar stolz darauf sind, Auserwählte zu sein und zum Wohle aller auf dem Schlachtaltar gerne in den Tod gehen? Jedenfalls hat mir das Jimmu, ein alter weiser Mann aus dem Land der Ainu erzählt.“ sagte Manco, der diese Art von Selbstaufopferung keineswegs ablehnte, wenn sie damit dem Volk den Schutz der Götter sicherte.

„Ja, das gibt es, leider“, musste Mahoi eingestehen. Ihm waren Priester und Zauberer sowieso zuwider: - suspekte, selbtherrliche Sektenführer, die sich herausnahmen über Leben und Tod eines Menschen zu befinden, weil sie behaupteten, dass nur sie wüssten, was gut für ihn wäre, um ins Reich der Götter zu kommen. Mahoi konnte verstehen, dass man Feinde tötete und Kriegsgefangene zu Sklaven machte oder den Göttern opferte, aber Stammesbrüder auf dem Sonnenaltar abzuschlachten, das war für ihn ein nicht wieder gutzumachendes Verbrechen am eigenen Blut.

„Wie gut, dass Häuptling Tonga auf Bora Bora regiert. Solange er lebt, gibt es keine Menschenopfer“, dachte Mahoi erleichtert. Er hatte sich beruhigt, das Wetter aber nicht. Wind gab es kaum, aber das Meer begann zu toben. Ano wollte das Segel reffen, aber Mahoi rief: Nicht reffen, in den Wind damit!“

„Was ist los?!“ schrie Inka, während sie sich instinktiv auf die Planken legte und den Mast umklammerte. Keiner der Männer antwortete ihr, denn sie hatten alle Hände voll zu tun, das Waka vor dem Kentern zu bewahren. Mit vollem Segel und aus Leibeskräften paddelnd, schossen sie über die Wogenkämme dahin. Nur Mahoi wusste, dass es ein unterseeischer Vulkanausbruch war, der das Meer mit einem Mal so plötzlich aufwühlte. „Und das bei strahlend blauem Himmel“, dachte Mahoi und betete zu Mona, der Göttin des Regenbogens. Er paddelte mit den anderen um sein Leben. Sie befanden sich über dem Feuerring der Vulkane. Einer dieser Roten Riesen der Tiefsee spie glühendheiße Lava empor zur Wasseroberfläche. Jeden Augenblick konnte die Feuerfontäne aus dem Wasser hervor schießen. Doch diesmal hatte sie nicht ganz die Kraft, um die Oberfläche zu durchbrechen. Irgendwo unten im Blau des Meeres erlosch das Vulkanfeuer, durchwirkt von grellweißen, heiß dampfenden Glutfäden, dessen Höllengezisch lautlos für die Ohren der Männer im Waka blieb, nicht aber das, was ihre Augen gesehen hatten.

„Unvorstellbar! Jetzt weiß ich, warum der Mensch kaum eine Chance hat, wenn die Götter dabei sind, eine neue Welt zu erschaffen“, staunte Ano von Angst und Ehrfurcht gepackt, so wie damals, als er sah, wie viele der kleineren

Sundainseln im Meer versanken. Auch die Maoris hatten davon gehört, und sie nannten diese epochale Naturkatastrophe in ihrer Sprache: Toba. Als Mahoi von Toba sprach, wusste Ano, dass er ein Günstling der Götter war. Dreimal in seinem Leben hatte er eine Toba überlebt, eigentlich unmöglich für einen Menschen. Jetzt erst wurde ihm bewusst, dass es die Götter waren, die etwas von ihm wollten. Aber was, das wusste er nicht. Warum hatten sie ihn leben lassen, nicht abberufen, wie die meisten seines Stammes aus dem Volk der Indionasier.

Mahoi war heilfroh diesen Höllensund durchquert zu haben. Es war die schwierigste Stelle zwischen den beiden Tropeninseln, die Bora Bora vorgelagert waren. Er hatte die kürzere aber gefährlichere Route gewählt, um schneller zuhause bei seiner Frau zu sein. Sie hieß Mona, so wie die Göttin des Regenbogens, die ihnen zum Empfang einen wunderschönen Regenbogen am Himmel bescherte, der sich über die gesamte Bucht der großen Blauen Lagune spannte.

Kleinere Wakas kamen ihnen entgegen, voll beladen mit den herrlichsten Früchten. Trommeln erklangen aus dem dichten Grün des Tropenwaldes jenseits der Palmen. Die Menschen am breiten, muschelweißen Sandstrand winkten, und die Eingeborenen in den Wakas waren so fröhlich, so frei und unbefangen, dass sie unbekümmert an Bord kletterten und nicht nur Mahoi herzlich umarmten, nein, auch Ano, Inka, Manco und Pacha.

„Das sind meine Brüder“, strahlte Mahoi breit über das ganze Gesicht. „Sie sind neugierig wie kleine Kinder.“ Er lachte, während sie seinen braunen, muskulösen Körper betasteten, um zu prüfen, ob noch alles dran sei, so wie bei ihnen. Gar nicht mal verkehrt, wenn man bedachte, dass Mahoi eine lange, nicht ungefährliche Reise hinter sich hatte. Da wollte man doch wissen, ob der Stammesbruder heil nach Hause gekommen war.

„Hört auf, alles ist dran, mir fehlt nichts! Aber was macht Mona, meine Frau?“ wollte Mahoi voller Ungeduld wissen. „Lasst mich durch, ich muss sofort zu ihr!“

Onko, der eben noch die Stärke seiner Oberarmmuskeln geprüft hatte, blickte ihn kühlen Blutes an und sagte ganz die Ruhe selbst: „Hast du nicht den Regenbogen gesehen. Mona ist dabei, ein Kind zur Welt zu bringen, und währenddessen beschützt sie ihre Namensgöttin mit einem Regenbogen, der solange am Himmel bleibt, bis es geboren ist.“

Mahoi blickte zum Himmel. Der Regenbogen war noch da, aber die Leuchtkraft seines prächtigen Farbenspektrums begann langsam zu verblassen.

„Yo kimo, ich komme!“ rief Mahoi, sprang kopfüber ins Wasser und kraulte hinüber zum Strand. Er war ein glänzender Schwimmer, der jetzt so schnell schwamm, als sei ein Schwarm von Haien hinter ihm her. An diesem Tag hätte ihn kein anderer Schwimmer schlagen können. Wenig später lief er über den Strand und verschwand im dichten Grün des Urwaldes.



Er fand Mona in ihrer Hütte. Sie lag in den Wehen, und er kam gerade noch rechtzeitig, als der Kopf des Kindes schon zu sehen war. „Yo kimo, ich komme!“ rief er übergücklich, kniete vor Monas Schoß nieder, zerriss die Nabelschnur und hielt seinen Sohn in die Höhe, der den ersten Schrei tat.

Mona hatte nicht mehr daran geglaubt, dass Mahoi jemals zurückkommen würde. Er wollte immer frei sein, die Welt sehen, aber irgendetwas musste ihn dazu bewegt haben, heimzukehren, zu ihr, die es als Frau ohne Mann unter den Marois auf Bora Bora während der Schwangerschaft nicht leicht gehabt hatte.

„Ja, Yokimo soll er heißen, unser Sohn“, sagte Mona schwach. Sie lächelte, und er legte ihr den Jungen in die Arme. Sie nahm ihn an ihre Brust, wo Yokimo warm und geborgen lag. Ihr Sohn hob den Blick, schaute seine Mutter dankbar und zufrieden mit seinen großen, tiefschwarzen Augen an.

Mahoi holte frisches, warmes Meerwasser in einem sauberen Holzkübel, wusch Mutter und Kind, bettete sie beide auf ein weiches Lager aus jungen, frischduftenden Bananenbaumblättern.

Mit dem Rest des Wassers reinigte er die Hütte.

Als im Tropenwald der Rhythmus der Trommeln sich änderte, wusste Ano, dass dort drüben etwas von besonderer Bedeutung passiert sein musste, so urplötzlich, wie es an Bord ihres Wakas geschah.

„Hula-Hula“, rief Onko und ließ seine Hüften kreisen. Inka verstand, was der Polynesier meinte. Sie hielt sich am Mast fest, ging in die Hocke und ließ ihr Becken kreisen. Das Waka schaukelte sanft wie eine Wiege auf dem Wasser. Die Männer bildeten einen Kreis um Inka, damit die bösen Geister bei der Geburt fernblieben.

Ano stand hinter Inka, kniete nieder und hielt sie bei den Schultern. Plötzlich schob sie ihr Becken vor, stöhnte, wollte schreien, aber Yupanki kam ihr zuvor, flutschte aus ihrem Schoß und plumpste auf die Planken des Wakas, wo er lauthals schreiend das Licht der Welt erblickte.

„Gut für seine Lungen“, meinte Onko ohne ein Zeichen von äußerer Erregung. Gute Geister hatten bei der Geburt geholfen. Auf einen Wink von Onko, sprangen alle Polynesier in ihre Wakas und paddelten zurück zum Strand.

„All das viele Blut“, dachte Ano. Er sah die große, klebrig rote Lache zwischen den Beinen von Inka, die ins Plankenholz einsickerte. Als Jäger hatte ihm der Anblick von Blut nichts ausgemacht. Ein Tier tötete man, um zu überleben. Eine Frau liebte man, hätte ihr nie ein Leid zugefügt. Und doch: Blut war immer dabei, sei es bei der Geburt oder beim Tod.

Er reichte Inka eine Schale mit Kokosnussmilch. Sie tauchte einen Finger in die Milch, strich zärtlich über Yupankis Lippen, benetzte sie mit süßen Tropfen. Erst als sich Yupanki mit dem Zünglein die Lippen ableckte, gönnte sie sich einen Schluck. Sie fühlte sich besser, kam langsam wieder zu Kräften. Doch um Aufstehen zu können, war sie noch viel zu schwach.

Yupanki schlummerte an ihrer Brust, das Däumchen im Mund. Pacha nahm der Mutter die leere Schale aus der Hand, während Manco ihr ein Fell unter den

Rücken schob. Müde lächelnd sank Inka zurück, schloss die Augen und schlief vor Erschöpfung ein. Sie hörte nicht mehr, was die Trommeln auf Bora Bora verkündeten. Die Klänge berichteten nicht nur von der Ankunft der Fremden, sondern auch von der Geburt zweier Kinder, ein Geschenk der Götter, so wunderbar, das Häuptling Tonga dies überaus freudige Ereignis zum Feiertag auf Bora Bora machte.

Ob alt oder jung, Männer, Frauen, Kinder, ja, jeder Eingeborene Bora Boras, der laufen konnte, war auf den Beinen, wenn Häuptling Tonga ein Fest feierte. Die Frauen hatten das Hüttendorf am Ufer der großen Blauen Lagune mit bunten Girlanden geschmückt, Hibiskusblütenketten, die überall um die Spitzen der grünbraunen Palmfaserdächer gewunden worden waren. Das sah zauberhaft aus, so wie die Orchideen in ihrem blauschwarzen Haar, die Blumenkränze um Hals und Brüste, die kurzen Baströckchen, die bei jedem Schritt wippten und die Lebenslust betonte, die in allen Fasern ihrer bronzebraunen Körper vibrierte. Die Männer trugen Lendenschurz, hatten herrlich bunte Vogelfedern im schwarzen Pagenkopfhaar, Muschelketten und Schildpattreifen um Hals, Arme und Fußgelenk. Manche von ihnen schmückten sich mit Nasenringen oder mit kleinen, spitzen Hartholzpflocken, die sie durch ihre Lippen gebohrt hatten. Das waren die Männer der Leibgarde, die keinen Schmerz kannten und mit ihrem Leben das Leben des Häuptlings schützten. Sie waren es auch, die mit nackten Fußsohlen über die offene Lavaglut der Feuerstellen liefen, um zu beweisen, wie mutig sie waren.

In der Mitte des Dorfplatzes stand der Ebenholzthron von Häuptling Tonga, umgeben von den schönsten Frauen seines Hofstaats. Junge, bildhübsche Polynesierinnen hielten Kokosnussschalen in den Händen und reichten süße, exotische Fruchtsäfte oder einen mit Kava-Kava gepfefferten, prickelnd berausenden Nektar umher. Feuerschlucker und Keulenschwinger unterhielten die Menschen mit allerlei Kunststücken. Ukulelespieler, begleitet von Flöten, Trommeln und Gesängen, sorgten für solch gute Laune, dass die alten Stammestänze mit neuem Hula-Hula-Schwung getanzt wurden. Unten am Strand der großen Blauen Lagune, dort wo die Boote lagen, trommelten Musiker mit Schlagstöcken aus Teakholz auf den Rand von ausgehöhlten Baumstämmen, heiße Rhythmen, die der Einstimmung zur Waka Regatta dienten.

Häuptling Tonga, ein sonnengebräunter Maorifürst - wohlbeleibt und mit nacktem Oberkörper auf seinem Thron mit Palmwedelzepter sitzend - war vom Naturell her ein Gemütsmensch. In seinen großen, dunklen Augen spiegelte sich die Gutmütigkeit eines Mannes, der erhaben über den Dingen stand. Die Muskeln seiner geschwellten Brust spielten bei jeder Bewegung, insbesondere dann, wenn er das Lachen kaum noch unterdrücken konnte. Alle konnten sehen, wie viel Spaß ihm dieser Trubel machte, denn er strahlte über das ganze Gesicht, schmunzelte und freute sich wie ein kleines Kind. Er wirkte naiv, aber seine Neugier kannte keine Grenzen.

„Oh, du Sonne meiner Seele, weißt du, wer die Fremden sind...woher sie kommen? Was mögen sie hier nur wollen?“ flüsterte Häuptling Tonga seiner Lieblingsfrau ins Ohr. Cho-Ko-Li saß auf einem Rattanschemel an seiner Seite. Ihre kakaofarbenen Maronenaugen schielten ein wenig, als sie zu ihm aufblickte. Sie lächelte honigsüß und sagte: „Mein Gebieter, die bunten, sprechenden Vögel ließen mich wissen, dass die Fremden nur für kurze Zeit auf Bora Bora bleiben wollen. Es ist eine Frau bei ihnen, die draußen in einem Waka ein Lagunenkind geboren hat. Sie braucht mit ihrem Kind Erholung an Land. Sobald es ihr besser geht, wollen die Fremden zur Insel der kleinen Drachen weiterreisen.“

„Hoffentlich stimmt das, was dir die Papageien des Hofstaats gesagt haben, sonst, ja, sonst werde ich sie wie alle Bösewichte behandeln, ich werde sie Ta-Tu-Ka, dem Henker der Priesterschaft, ausliefern, der sie den Haien zum Fraß vorwerfen wird“, drohte Häuptling Tonga, obwohl alles, was er sagte, irgendwie so klang, als wäre es im Spaß gesagt. Denn gutmütig, wie er nun mal war, musste es schon sehr, sehr schlimm kommen, ehe er jemand wirklich den Haien zum Fraß vorwerfen ließ.

„Möchtest du die Fremden mit ihrem Kind nicht empfangen?“ fragte Cho-ko-li, die wusste, dass die Kinderliebe Tongas größer noch war, als seine Neugierde.

„Hm, ja doch, ganz besonders das Lagunenkind“, willigte Tonga nach einer Weile gespielten Zauderns ein. Er ließ sich gerne bitten. Cho-ko-li küsste ihn auf die Wange und nahm ihm die Trinkschale aus der Hand. Er wedelte mit dem Palmzepter. Sechs Leibgardisten nahmen Wurfspeere und Bambusschild zur Hand, gingen zum Strand und führten die Fremden vor seinen Thron.

Ano und seine Söhne legten die Hand aufs Herz und verbeugten sich ehrfürchtig vor Häuptling Tonga, der Cho-ko-li fragend anblickte: „Ich sehe drei Männer, aber keine Frau mit Kind? Es könnten Kundschafter meines Bruders Asamoa sein.“

Cho-ko-li befragte die Männer in der Sprache der Ainus und übersetzte die Antwort von Ano. „Weder Kundschafter noch Abgesandte Asamoas können es sein. Sie kennen nur zwei Männer unseres Stammes: Mahoi und Onko. Die Frau, die bei ihnen ist, hat bei der Geburt ihres Kindes viel Blut verloren. Sie ist noch zu schwach, um hierher kommen zu können. Man hat sie mit ihrem Kind unten am Strand im Schatten der Bäume in ein Fischernetz gebettet, das zwischen zwei Palmen aufgehängt wurde.“

„Das ist gut. Bringt ihr die besten Brotfrüchte, gegrillten Fisch und heiße Maronen mit Maniokpüree. Dann wird sie bald wieder auf den Beinen sein. Wenn sie gegessen hat, werde ich zu ihr gehen. Ich brenne darauf, diese Frau mit ihrem Kind kennen zu lernen. Sie muss eine tapfere Frau sein. Ich habe große Achtung vor ihr. Die Männer hier können sich nehmen, was sie für ihr leibliches Wohl brauchen. Es sind unsere Gäste, die für die Dauer ihres Aufenthalts bei uns wohnen werden. Zeigt ihnen ihre Hütten“, sagte Häuptling Tonga zu den Höflingen und nahm von den dargereichten Fischhäppchen,

fangfrisch aus dem klaren Wasser der großen Blauen Lagune. Während er mit den Fingern zugriff und sich die Meeresfrüchte schmecken ließ, sagte Cho-ko-li: „Liebster, iss bitte langsam. Genieße diese Köstlichkeiten des Meeres. Es ist noch genug Zeit. Die Regatta der Wakas hat noch nicht begonnen. Kein Grund sich zu beeilen. Eine Sänfte brauchen wir nicht.“

„Ein Spaziergang?! Nun ja, wird uns sicher gut tun. Dann könnten wir vorher aber schnell noch die Frau mit dem Kind sehen. Wäre doch möglich?“

„Ja, durchaus, Bobo.“ Sie nannte ihn bei seinem Kosenamen, was ihm gefiel.

„Hat diese fremde Frau einen Namen?“

„Aber ja doch. Verzeih meine Vergesslichkeit, Liebster. Inka heißt sie, das Lagunenkind Yupanki, wie mir vorhin, Ano, ihr Mann, sagte“, erklärte Cho-ko-li und aß mit sichtlichem Genuss eine Riesengarnele, die sie vorher mit Limonensaft beträufelt hatte. Sie trank noch einen Schluck von dem berauschend prickelnden Nektar und sagte gutgelaunt: „Ich wäre soweit. Gehen wir?“

„Ja, durch die Obstgärten. Da werde ich mir zwischen all den Papayas, Mangos, Ananas und Vanilleschoten, die besten Brotfrüchte und rosigsüße Mirabellen vom Baum pflücken. Die Götter lieben diese Früchte, und ich esse sie für mein Leben gern als Nachspeise.“

Um sie herum ging es hoch her, als Cho-ko-li mit Häuptling Tonga durch die feiernde Volksmenge schritt. Die Männer der Leibgarde hatten große Mühe, ihnen den Weg zu bahnen, die überschäumende Freude der Bora-Bora-Insulaner mit sanfter Gewalt in Grenzen zu halten. Man liebte es, dieses polynesisches Traumpaar, das schön, volksfürsorglich und kinderlieb war. Von überall her flogen ihnen die Herzen zu.

Die Stille der Obstgärten, die wunderbaren Orchideenfelder, der Duft von Jasmin, Vanille und Oleander auf dem Weg zum Meer war so betörend, dass Cho-ko-li und Häuptling Tonga jedes Mal wie zwei Verliebte Hand in Hand zum Strand der großen Blauen Lagune gingen.

Mantas von majestätischer Größe schwammen mit schwebender Leichtigkeit im kristallklaren Wasser dahin, umschwärmt von pfeilschnellen Barakudas und Grauhaien, die, auf Raubfraß, mit schnittig, lauender Tödlichkeit einherjagten. Kleine Polypen, Riesengarnelen, Thunfische und bunte Zackenbarsche tummelten sich mit vielen herrlichen Goldmakrelen zwischen den Verästelungen des Korallenriffs.

„Mahi-Mahi“, rief Onko und deutete auf das Prachtexemplar einer Goldmakrele, die vor ihm im hohen Bogen aus dem Wasser sprang. „Zum Greifen nah, schade“, dachte er, als die Goldmakrele wieder abtauchte und im Wasser verschwand. Er saß in einem Waka und wartete auf das Startzeichen. Im Waka neben ihm saß Mahoi. Er hob die rechte Faust und sagte lachend: „Mahi-Mahi-Filet gibt’s für den Sieger, rohen Thunfisch für den Verlierer.“

„Meinst du mich?! Das wird sich zeigen. Schwätzen und Segeln kannst du, aber zum Paddeln fehlt dir die Kraft. Da braucht man Muskeln, ja richtige, keine

Weibermuskeln. Sieh her, dann weißt du, was ich meine!“ Onko zeigte Mahoi die Muskelpakete seiner Oberarme. Jetzt war er es, der lachte.

Wenig später hörten sie den Gong der Schildkröte vom Berge Pahia. Ta-Tu-Ka schlug mit einer Keule auf die Sonnenscheibe und gab das Startzeichen für die Regatta der einsitzigen Wakas, ein Bootsrennen Mann gegen Mann, um sehr viel Muschelgeld. Wer gewinnen würde, war ein gemachter Mann, wurde von Häuptling Tonga zudem mit höchsten Ehren bedacht. Dieser war begeistert, wie alle Zuschauer am Strand, als die Wakas leicht und schnell übers Wasser der großen Blauen Lagune hinweg glitten.

Mahoi lag vorn, hatte den besseren Start erwischt. Onko war bei der Wende am Rande der Lagune nur eine Bootslänge hinter ihm, dicht gefolgt von Kaoi, dem Sohn eines Fischers, verfolgt von den Heißspornen der Seefahrtschule, worunter sich auch ein Favorit der Priesterschaft befand und sein Bestes gab. Es würde knapp werden. Einer konnte nur gewinnen, aber auch für den Verlierer würde Häuptling Tonga ein Herz haben, ihn ermutigen, dass auch er es beim nächsten Rennen schaffen könnte.

Cho-ko-li schmiegte sich in seinen Arm, hatte heiße Wangen, als Kaoi die Führung übernahm. Der kräftige, schlanke Jüngling war ihr Favorit. Sie drückte ihm heimlich die Daumen. „Onko, Onko, ja, komm, du schaffst es!“ rief Häuptling Tonga. Mahoi lag bereits etwas abgeschlagen im Rennen, so wie der Günstling der Priesterschaft.

Mahoi hätte gerne auf alle Stammesehren verzichtet, aber das Muschelgeld könnte er verdammt gut brauchen. Er holte das Letzte an Kraftreserven aus sich heraus. Er kam näher, immer näher, war jetzt an dritter Stelle. Kaoi führte immer noch, aber Onko war dabei ihn zu überholen. Mahoi fuhr in seinem Kielwasser, paddelte wie verrückt, so als ginge es um sein Leben. Dann war Onko an Kaoi vorbei, Mahoi an zweiter Stelle hinter ihm. Onko ließ sich den ersten Platz von keinem mehr nehmen, hielt die Spitzenposition und fuhr souverän dem Ziel entgegen. Als er über die Ziellinie fuhr, drehte er sich nach Mahoi um, hob die rechte Hand und ballte sie zur Siegerfaust. Mahoi kam als Zweiter ins Ziel, eine halbe Bootslänge vor Kaoi.

„Großartig, gratuliere Onko! Was für ein Endspurt! Fantastisch, Mahoi!“ freute sich Häuptling Tonga und klopfte Onko voller Anerkennung auf beide Schultern, als er aus dem Boot stieg. Mahoi saß noch im Waka, völlig erschöpft, Kopf und Oberkörper vornüber gebeugt. Ihm klopfte er auf den Rücken, während Cho-ko-li zu Kaoi ging und mit strahlendem Lächeln sagte: „Schade, hat nicht ganz gereicht, Kaoi. Sei nicht traurig. Du warst riesig, beim nächsten Mal packst du es!“ Der gut aussehende Sohn eines armen Fischers himmelte sie an, und Cho-ko-li wurde es ganz warm ums Herz.

Als Onko zwei große, bastdurchwirkte Nesselstoffsäcke voller Muschelgeld überreicht bekam, dachte Mahoi: „All meine Anstrengungen waren umsonst. Warum habe ich mich von Asamoa nicht besser bezahlen lassen?! Dann könnte ich ohne Sorgen mit Mona und Yokima leben. Wir wären eine angesehene

Familie, die man achten und ehren würde. Ja, mit viel Kauri würden wir genug Mana haben, Macht, um in den höchsten Kreisen auf Bora Bora ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können, wenn es darum geht, Kriege zu führen, die Götter abzuschaffen, Insel für Insel zu erobern und andere Völker untertan zu machen, bis aus Polynesien ein Weltreich geworden ist.“

Als Häuptling Tonga Mahoi tröstete, ahnte er nicht, was in dessen Kopf vorging. Er und sein Volk lebten glücklich und in Frieden. So sollte es bleiben. Seinen Reichtum würde er mit dem Volk teilen. Er war sich dieser Fürsorge umso mehr bewusst, als er sah, wie liebevoll Mona auf Mahoi einsprach. Erschöpft und gedankenverloren saß er in seinem Waka. Ihre Worte konnte er nicht verstehen. Mona beugte sich zu ihm herab, umarmte Mahoi mit ihrem Sohn Yokima auf dem Rücken, den sie in einer Kiepe aus Baststroh trug.

Hawatori, der höchste Priester Bora Boras, schmückte Onkos Haupt mit einem Rosenlorbeerkranz. Nachdem er ihm mit dem Segen der Götter ein langes Leben gewünscht hatte, ging er in Begleitung eines Jünglings wieder zurück durch die Zuckerrohr- und Bambushaine, hinauf zum Berg Pahia, um dort oben auf der Marae, der Plattform der Zeremonien, den Göttern ein Opfer zu bringen. Bald würde Asamoia mit den Heerscharen seiner Krieger übers Meer kommen und aus Bora Bora ein Königreich machen, wo er wie ein Gott regieren würde. Aber dem würde nicht so sein, denn er, Hawatori, würde stattdessen wie ein Gott auf Bora Bora regieren. Asamoia würde vernichtend geschlagen werden. Mahoi hatte ihm den Ort verraten, wo die Kriegsflotte Asamoias landen würde.

Das Gewand aus weißem Nesselstoff war blutbespritzt, als die hagere Hand Hawatoris das Opferrmesser beiseite legte, er sich vor dem Sonnenaltar verneigte und dann den Blick erhob. Seine schmalen, dunklen Augen flehten zum Himmel. Hawatori betete zu Oro, dem Gott des Krieges. Priester streckten ihre Hände empor zur Sonne. Das Blut des geopferten Jünglings lief vom Steinblock des Sonnenaltars herab, floss über das Bodenrelief einer Schildkröte, das von geweihter Priesterhand im Zentrum der Plattform eingemeißelt worden war. Dieser Ort war heilig, tabu für jedermann außer den Priestern des Kriegsgottes Oro.

Ta-Tu-Ka, der Henker der Priesterschaft, entfernte den toten Körper des Jünglings. Sein Herz lag auf dem Altar. Es war noch warm, dampfte und zuckte, als der hünenhafte Ta-Tu-Ka den Toten schulterte. Für diesen Riesen war es ein Leichtes, die Leiche eines Menschenopfers fortzutragen und über den Rand der Klippe zu werfen, hinab ins brodelnde Meer, wo die Haie seiner lauerten.

Der Jüngling aber war gerne in den Tod gegangen, nicht nur, weil er zu den Verlierern der Waka Regatta gehörte, er seine Ehre wieder herstellen musste, da er das Vertrauen und Ansehen der Priesterschaft geschädigt hatte, nein, vielmehr war er zum Auserwählten geworden, der mit seinem Herzblut beim Opfertod vermochte, die Gunst der Götter zum Wohle des ganzen Stammes zu erlangen. Ja, er hatte seine Ehre wieder herstellen können, der Ruhm war ihm gewiss und ein Platz unter den Göttern im Himmel sicher. Und wenn sein Opfertod

Wohlgefallen bei Oro fände, würde der Kriegsgott aus der Sonne auf einem Regenbogen zu den Maoris von Bora Bora kommen, um mit ihnen gegen ihre Feinde zu kämpfen.

Inka lag nicht mehr in der Hängematte. Sie saß am Sandstrand auf einem entwurzelten Kiefernstamm und war beim Stillen von Yupanki, als Pacha kam, um zu sehen, ob sie schon allein zur Hütte von Ano gehen könne. Sie nickte. Pacha erklärte ihr den Weg. Er würde gerne zum Strandfest gehen. Manco wäre schon dort, begeistert von der Schönheit der polynesischen Mädchen. Sie würde die Hütte ohne Schwierigkeiten finden, denn sie wäre leicht zu erkennen. Zwischen Tulpenbäumen und roten Gardenien ginge es dorthin immer nur geradeaus. Goldtrompetensträucher ständen vor dem Eingang, und das Palmfaserdach wäre von der üppigen Pracht lilafarbener Bougainvilleas über und über umwuchert. Vater würde auf sie warten und hätte die Hütte schon richtig gemütlich eingerichtet, so, als hätte er vor, für immer darin wohnen zu wollen. „Danke, mein Junge. Ich werde klar kommen. Viel Spaß. Hilf mir nur noch beim Aufstehen.“ Das tat Pacha. Dann umarmte er die Mutter, küsste Yupanki aufs Köpfchen und stürzte sich in den Trubel am Strand der großen Blauen Lagune.

Auf dem Weg zur Hütte musste Inka daran denken, wie gut Häuptling Tonga zu ihr gewesen war. Auch Cho-ko-li war überaus liebenswürdig zu ihr gewesen, hatte sich rührend um sie bemüht, jede kleinste Gefälligkeit getan, die ihrer Genesung diene. Solch eine Herzlichkeit hatte sie nicht erwartet. Dem Häuptling war anzusehen, wie sehr er sich freute, als er sich nach ihrem Wohlbefinden erkundigte, und sie ihm sagte, dass es nicht nur das gute Essen gewesen wäre, sondern mehr noch seine Herzenswärme. Nach all den Strapazen der langen Seereise und schweren Geburt, fühle sie sich jetzt wieder ganz bei Kräften, wofür sie ihm von Herzen danke. Aber am meisten würde sie sich freuen, wenn er und Cho-ko-li die Patenschaft von Yupanki übernehmen würden.

Da war der Häuptling zuerst so überrascht gewesen, dass es ihm glatt die Sprache verschlagen hatte. Er wirkte sehr ernst, ja, man konnte ihn förmlich denken hören. Aber dann brach es aus ihm heraus: „Wollen wir, Cho-ko-li?“ „Ja, gerne“, hauchte sie.

Häuptling Tonga strahlte übers ganze Gesicht, als er stolz wie ein just zum Vater gewordener junger Mann sagte: „Yupanki soll es gut haben. Es wird ihm an nichts fehlen. Aus ihm werde ich etwas ganz Großes machen. Alles werde ich für ihn tun, nicht nur einen guten Häuptling aus ihm machen, nein, mehr noch: einen Admiral, dem ich meine Flotte unterstellen werde. Ja, sobald er groß genug ist, schicke ich ihn auf die Seefahrtschule, wo die besten Seemänner unseres Volkes ausgebildet werden!“

Er hatte Yupanki auf die Stirn geküsst, und der Junge hatte ihm ein Lächeln geschenkt.

Ano war glücklich, als Inka die Hütte betrat. Er hatte sie nicht kommen hören. Auf nackten Fußsohlen musste sie sich leicht und leise, ganz behutsam wie eine Schleichkatze genähert haben. Eine Wasserquelle sprudelte vor der Hütte, und er hatte noch das Plätschern im Ohr, da stand sie plötzlich im Rund des Eingangs. Die Überraschung war ihr gelungen. Ihm fiel der Bogen aus der Hand, den er für die Jagd am nächsten Tag spannen wollte.

„Inka!“ rief er, lief ihr entgegen, und sie flog ihm in die offenen Arme. Sie küssten sich so wild und leidenschaftlich, als hätten sie sich viele Monde nicht gesehen. Erst das Geschrei von Yupanki erinnerte sie daran, dass sie nicht allein waren. Sie nahm ihn aus der Kiepe, wiegte ihn im Arm, summt ein Liedchen und setzte sich mit Yupanki auf ein Lager mit Baststroh, wo sie ihn stillte. Während er an ihrer Brust saugte, sprach sie beruhigend auf ihn ein, sagte Worte, so liebevoll und zärtlich, wie es nur zwischen Mutter und Kind der Fall sein kann. Dies Gefühl von Wärme und Geborgenheit, dieser Augenblick höchsten Glücks, würde für sie zeitlebens prägend sein, und beide miteinander zu einem unzerreißbaren Band der Liebe verknüpfen.

Als Yupanki genug getrunken hatte und satt war, schlief er vor Erschöpfung ein. Das Saugen an der Mutterbrust musste ihn doch sehr angestrengt haben.

Ano hatte auf dem Boden eine Bastmatte ausgerollt und darauf das Abendbrot angerichtet. Inka setzte sich im Indionasitz zu ihm. Es gab Maniokbrote mit Erdnussbutter, Kiwis und Bananenscheiben. Dazu ein Fruchtsaftgetränk, frisch gemixt aus Ananas und Pampelmusen, herbsüß im Geschmack. Das einfache, rein vegetarische Essen aus Tropenlanden war köstlich.

Inka erzählte Ano von Yupankis Patenschaft. Zuerst fühlte er sich in seinem Stolz gekränkt, weil er als Vater vorher nicht gefragt wurde, ob er einverstanden wäre. Übergangen fühlte er sich. Dann aber wurde ihm klar, dass diese Patenschaft nur von Vorteil sein konnte.

Er blickte über den Rand der Trinkschale hinweg und sagte zu Inka: „Ja, es ist das Beste für Yupanki. Aber womöglich nicht nur für ihn. Auch für uns alle könnte es ein Segen sein, unter der Schirmherrschaft von Häuptling Tonga zu leben. Ich bin nicht mehr der Jüngste, spüre das Alter. An manchen Tagen tun mir alle Knochen weh. Inka, dem Großen Geist sei Dank, dass er dir zu diesem guten Einfall verholfen hat.“

In dieser Nacht auf Bora Bora opferten sie ihre Liebe dem Großen Geist, der mit Wohlgefallen sah, wie glücklich sie waren.

Am Tag als Asamoas Flotte landete, war Ano auf der Jagd. Er sah sie kommen, stand hoch auf einer Klippe. Vor seinen Füßen lag der tote Entenvogel, den er soeben im Flug vom Himmel geschossen hatte. Sein Köcher steckte voller Pfeile, die Spitzen vergiftet. Mit seinen Söhnen hatte er den Pflanzensud des Pfeilgifts gebraut. Manco und Pacha wussten nun, wie man das tödliche Gebräu zubereitete. Der Vater wollte es so, ließ sie das Geheimnis sicheren Tötens wissen. Ja, mit den vergifteten Geschossen eines Bogens



konnten selbst Mammuts zu Fall gebracht werden. Man musste ihnen nur nach mehreren, schnell hintereinander abgeschossenen Pfeilen auf der Spur bleiben. Es konnte Stunden dauern, ehe diese Kolosse taumelten. Aber wenn das Gift im ganzen Körper Wirkung zeigte und das Mammut betäubt zu Boden sank, konnte es im Liegen ein guter Jäger mit Speer, Keule und Steinaxt aus kurzer Distanz töten.

Bei der Landung von Asamoas Flotte waren viele Wakas an den Klippen zerschellt, da die Brandung im Norden von Bora Bora mit der plötzlichen Verwirbelung unberechenbarer Meeresströmungen so gewaltige Urkräfte freisetzte, dass die Boote in diesem wild umher tosenden Strudeln auf Grund liefen.

„Ja, Ort und Zeit der Landung sind schlecht gewählt“, dachte Ano, erstaunt über das Chaos dort unten am Strand. Er packte den Entenvogel am Boden. „Aber das ist nicht mein Problem. Ich muss verschwinden!“ Das tat Ano, so schnell er konnte. Häuptling Tonga musste unbedingt von der Invasion des Feindes erfahren.

Asamoa hatte bei der Landung Glück gehabt. Sein Waka war nicht gekentert. Er stand mit einer Schar von Kriegeren am Strand und hatte mit scharfem Auge den Vogel gesehen, der über den Klippen wie ein Stein vom Himmel fiel.

„Das war nicht der Sturzflug eines Vogels, nein, der Pfeil eines Jägers“, dachte er erstaunt. Sich der Gefahr bewusst werdend, folgerte er gedankenschnell und rief plötzlich voller Tatendrang: „Den Mann müssen wir haben. Er wird uns sonst verraten. Folgt mir, Männer! Hier lang, ja, um die Klippe herum. Weit kann er nicht sein. Ergreifen wir ihn!“

Wutschnaubend lief er seinen Kriegeren voraus. Als er auf der anderen Seite um die Felskante der Klippe bog, sah er den Mann mit dem Vogel.

Ano hörte ein lautes Knacken, Schritte und Keuchen hinter ihm. Er drehte sich um, sah den wilden Maorikrieger und ließ den Vogel fallen. Er, der Jäger, wurde zum Gejagten.

„Den Mann kenne ich. Ja, das ist er. Damals auf Aotearu. Der reiche Maorihäuptling. Bei ihm habe ich mein Waka gekauft. Da war er nur viel dicker, ein fetter Fleischkoloss“, ging es Ano durch den Kopf, während er versuchte seinen Verfolger abzuschütteln.

Er musste den Rand des Urwaldes erreichen und im dichten Grün der Farne untertauchen. Nur so konnte er sich dem Feind stellen. Ja, im Busch fühlte er sich ihm gewachsen. Da wäre er bereit zum Kampf Mann gegen Mann. Dort würde sein untrüglicher Jagdinstinkt ihm helfen, ihn zu besiegen, um mit heiler Haut davonzukommen.

Asamoa war nur wenige Schritte hinter dem Jäger. Plötzlich war der Kerl im grünen Dickicht verschwunden. Den Bambusschild in Brusthöhe haltend, ging Asamoa mit erhobenem Speer vorwärts. Überaus vorsichtig bewegte er sich Schritt für Schritt, blieb öfters stehen und ließ die Blicke schweifen. Eben noch glaubte er ihn gesehen zu haben. Doch es war nur das Licht- und Schattenspiel

der Sonne im Geäst der Bäume. Der Kerl blieb verschwunden. Die Stille war unheimlich, so dämonisch wie die im Schattenreich der Ahnen. Wo, ja wo steckt er nur, dieser Bora-Bora-Bastard?

Ano lag am Boden, ganz in der Nähe von Asamoa. Er schob einen kleinen, gefiederten Pfeil in das kurze Bambusröhrchen, das er aus dem Köcher geholt hatte. Er wartete geduldig, wartete bis Asamoa ihm zum Greifen nahe war. Da sprang er auf. Es machte Plop. Der vergiftete Blasrohrpfeil steckte im Auge des Maorihäuptlings.

Etwas, das ihn schmerzte, war ihm ins Auge geflogen, aber Asamoa wusste nicht was. Er glaubte, es wäre der Stich eines unbekanntes Insekts. Blut lief ihm über das Gesicht. Es wurde ihm schwarz vor Augen. Er sah nichts mehr, war blind und ihm schwanden die Sinne, als er stammelte: „Hawatori, du Verräter, du Mörder, du...!“ Dann sank er vor Ano auf die Knie, fiel rückwärts und zitterte am ganzen Leib. Speer und Schild entfielen seinen Händen. Das Pfeilgift wirkte, lähmte die Muskeln seines Körpers. Er atmete kaum noch, die Zunge hing ihm aus dem Mund, war schwarz wie Pech, und er spuckte Blut.

Während Asamoa sein Leben aushauchte, tauchten im Rücken von Ano die Elitekrieger von Häuptling Tonga auf. Ihnen gegenüber standen die des toten Asamoa, wilde Marorikrieger, bereit bis zum letzten Blutstropfen um die Leiche ihres Häuptlings zu kämpfen.

Ano sah sie in Schlachtreihe vor sich stehen, die Speere zum Wurf erhoben. Er warf sich blitzschnell zu Boden. Über seinen Kopf hinweg flogen Wurfspeere von beiden Seiten.

Ano hörte das Kriegsgeschrei, den Jubel der siegreichen Krieger, das Stöhnen und Jammern der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Dann wurde es still, totenstill.

Ano blieb regungslos am Boden liegen, starr und steif wie ein Toter. Er atmete kaum hörbar. Es raschelte im Gebüsch. Ganz in seiner Nähe musste jemand sein. Er versuchte ruhig zu bleiben, aber sein Herz schlug schneller. Es roch nach Blut und Schweiß, wie bei einem weidwunden Tier.

Dann hörte er die Stimme Onkos: „Ano, wo bist du? Lebst du noch? Komm heraus, zeig dich!“

Da wusste Ano, dass er gerettet war. Die Krieger von Häuptling Tonga hatten gesiegt. Er stand auf, trat aus dem Busch hervor und stand auf einem schmalen Pfad unter hohen Kapobäumen.

Onko sah ihn, senkte den zum Stoß erhobenen Speer. Hinter einem Baumstamm hervortretend, ging er, gefolgt von Manco und Pacha, auf Ano zu und sagte mit strahlendem Siegerlächeln: „Ano, du alter Indiona, du lebst?! Immer schon wollte ich jenen Mann umarmen, der Asamoa niederstreckte. Du bist ein Held. Komm an meine Brust, Ano.“

Onko umarmte ihn und Ano spürte die Bärenkräfte dieses Mannes. Er glaubte, erdrückt zu werden. Doch seine Söhne befreiten ihn aus dieser überherzlichen Heldenumarmung, indem sie Onko klarmachten, dass es ihr Vater wäre, den

auch sie gerne einmal umarmen möchten. Da ließ Onko ab von Ano, der ihn fragte: „Woher wusstet ihr eigentlich, wann und wo Asamoas Flotte landen würde?“

„Mahoi hat alles gestanden“, erklärte Onko und Manco ergänzte: „Häuptling Tonga hat ihm vergeben.“

„Nicht so aber Hawatori, der einen eigenen Gottesstaat auf Bora Bora errichten wollte“, entrüstete sich Pacha. „Ta-Tu-Ka hat ihn den Haien zum Fraß vorgeworfen.“

Manco und Pacha hatten Verletzungen davongetragen, bluteten an Armen und Beinen. Sie umwickelten ihre Wunden mit großen, saftiggrünen Farnblättern. Im Eilmarsch waren sie mit den Elitekriegern in der Nacht hierher gekommen und hatten sich im Dickicht auf die Lauer gelegt, wo sie den Feind erwarteten. Sie hatten Ano im Morgengrauen gesehen, wie er in gebückter Haltung zur Klippe schlich. Er aber hatte sie erst bemerkt, als es zum Kampf im Dschungel kam.

Asamoas Krieger starben im Busch oder wurden zurück ins Meer geworfen. Nur wenigen gelang die Flucht auf einem halbwegs seetüchtigen Waka. Wer es nicht schaffte, hatte kaum eine Chance mit dem Leben davonzukommen, zumal es Stammesehre und Mannesstolz nicht zuließen, dass sie Häuptling Tonga als Sklaven bis an ihr Lebensende hätten dienen müssen.

Ihre gestrandeten, seeuntauglich gewordenen Wakas wurden allesamt verbrannt, dort an jener Stelle des Meeresufers, wo die Landung erfolgte. Gefangene wurden keine gemacht.

Häuptling Tonga beglückte seine Krieger zum Sieg. Mit Muschel- und Perlenketten wurden sie für ihre Taten belohnt. Ganz besonders lobte er Ano, als er erfuhr, wer Asamoas getötet hatte. Wenngleich es sein Bruder war, hatte er sich doch immer vor ihm gefürchtet. Asamoas wollte der Alleinherrscher über alle Inseln Polynesiens sein. Samoa hatte er sich einverleibt, ihn von Tonga vertrieben, die Fidschi erobert und wollte letztendlich auch Bora Bora an sich reißen.

Das Unternehmen war zum Glück gescheitert, und Ano, der Indionasier, hatte maßgeblichen Anteil daran. Denn wer weiß, wie der Kampf ausgegangen wäre, hätte Ano Asamoas nicht getötet.

Er würde sich Ano gegenüber erkenntlich zeigen, ihm mit seiner ganzen Familie ein lebenslangliches Wohnrecht auf Bora Bora gewähren. Auch seine Söhne Manco und Pacha hatten sich im Kampf gegen die Maoris bewährt. Mit mutigem Herzen hatten sie tapfer Seite an Seite mit seinen Elitekriegern gekämpft. Dabei waren sie verwundet worden, hatten Schmerzen ertragen müssen und Narben überall am Körper, die jedoch von zarter Frauenhand mit exotisch schönen Blumenmotiven übermalt worden waren.

Narben waren zwar der Stolz des Mannes, aber sie konnten ihn auch entstellen. Hässlich aussehende Männer aber liebten die Polynesierinnen nicht, und Narben wurden solange von ihnen mit allerlei kosmetischen Künsten behandelt, bis diese wie mystisch schöne Tätowierungen wirkten.

Viele Polynesier hatten Tätowierungen dieser Art am ganzen Körper. Sie wurden von den Frauen geliebt. So auch Manco und Pacha. Es waren Kiki und Koko, die die Narben an ihren Körpern mit Geschick und großer Zärtlichkeit in den herrlichsten Farben so wunderschön bemalten, dass nicht der geringste Wulst zu sehen war.

Sie hatten die beiden bildhübschen Polynesierinnen beim Strandfest kennen und lieben gelernt. Unter dem Sternenzelt Rangis, dem Schöpfer des Himmels, hatten sie sich ewige Treue geschworen. Seither waren sie unzertrennlich, lebten glücklich in zwei kleinen Strandhütten.

Häuptling Tonga wusste Bescheid. Cho-ko-li hatte ihm gesagt, dass die beiden Paare bald heiraten wollten. Auch war ihm bekannt, wohin ihre Hochzeitsreise gehen sollte. Die Wakas, die sie dazu brauchten, würde er ihnen natürlich schenken.

Unter Palmen am Meer, Hand in Hand und blumentumkränzt, gaben sich Kiki und Manco, Koko und Pacha das Jawort. Sie taten es vor den Augen des ganzen polynesischen Stammes, denen Kiki und Koko angehörten.

Zur Bekräftigung des Ehebundes legte Häuptling Tonga ihnen die Hände aufs Haupt. Inka hielt Yupanki an der Hand. Sie war gerührt, schluckte tapfer die Tränen herunter. Ano war froh und stolz, dass seine Söhne hier auf Bora Bora endlich die Frauen gefunden hatten, mit denen sie einen neuen Stamm gründen konnten. Aus Indionas würden Indianos werden.

Die Brautpaare küssten sich im Abendrot. Von überall her gab es Beifall und Hochrufe, lauter noch als die Brandung des Meeres. Cho-ko-li war entzückt, wünschte ihnen ein langes, glückliches Leben. Brautgeschenke wurden übergeben und türmten sich neben der Tafel. Ihre Hochzeit wurde zum Volksfest, das bis zum Sonnenaufgang dauerte. Die Hochzeitsnacht verbrachten sie an Bord ihrer Wakas, geschenkt von Häuptling Tonga, der auch für das Hochzeitsmahl und leibliche Wohl der ganzen Stammesgemeinde gesorgt hatte.

Alle winkten am Ufer, als Manco und Pacha mit ihren Frauen in See stachen. Wäre Ano jünger gewesen, hätte er keinen Augenblick gezögert, mit ihnen auf die große Reise zu gehen. Aber nur er wusste, wie es um ihn stand, dass dies keine Hochzeitsreise war, sondern eine weite Reise gen Osten über das Stille Meer.

Seine Söhne hatten ihn gefragt, ob er nicht mitkommen wolle. Da hatte er ihnen geantwortet: „Nein, nein, ich bin zu alt. Lasst mich mit eurer Mutter hier auf Bora Bora bleiben. Wir sind hier willkommen, können für immer bleiben. Häuptling Tonga ist mein Freund. Hier kann ich glücklich und in Frieden leben, träumen von Ainu, dem Leben mit Jimmu, den herrlich bunten Kois in den wilden Teichen der Wälder, wo die Sikas jeden Morgen zur Tränke gehen, wunderschöne, weiße Hirsche, die ich niemals hätte töten können.

Ja, Träume habe ich noch. Auch sind Mutter und Yupanki bei mir. Macht euch keine Sorgen. Zieht nur hinaus in die Ferne, entdeckt neue Welten und werdet dort zu Gründern indionaischer Kolonien. Euch ist vergönnt, was mir versagt

bleibt. Aber gedenket unser, so wie wir eurer gedenken. Lebt wohl, meine Söhne.“

Der Kindergarten von Bora Bora lag unter Palmen am Ufer der großen Blauen Lagune. Es war für Häuptling Tonga jedes Mal eine wahre Wonne, wenn er sah, wie glücklich die Kinder dort nach Herzenslust spielen und toben konnten. Kinderlachen war für ihn das Größte, erfüllte seine Seele mit Heiterkeit.

Inka brachte Yupanki jeden Morgen zum Kindergarten. Ihrem Sohn machte der Kindergarten ungeheuer viel Spaß. Dort lernte er einen gleichaltrigen Jungen kennen, der sehr schüchtern war und wie ein Mädchen aussah. Es war Yokimo, der Sohn Mahois. Yupanki wurde sein Beschützer. Die beiden wurden dicke Freunde.

Mona, die Mutter von Yokimo, freute sich, dass ihr Junge den richtigen Spielkameraden gefunden hatte. Yupanki war klug und mutig, hatte ein gutes Herz. Yokimo war von liebenswürdiger Natur, naiv und vertrauensvoll, was aber kein Hindernis war, die Seefahrtsschule der Waka Optimisten mit Yupanki zu besuchen. Mit spielerischer Leichtigkeit lernten die beiden Freunde. Alles, was neu war, weckte ihr Interesse. Freudig und wissbegierig waren sie bei der Sache. Sie merkten dabei nicht, dass Häuptling Tonga Großes mit ihnen vorhatte. Die besten Lehrer seines Stammes waren gerade gut genug, um ihnen jene Bildung zu vermitteln, die sie brauchen würden, um ein Volk mit Klugheit und Güte führen zu können. So wuchsen sie als privilegierte Zöglinge Häuptling Tongas heran.

Günstige Winde bescherten Manco und Pacha eine schnelle Überfahrt zur großen Nachbarinsel Tahiti. Dort verbrachten sie mit Kiki und Koko ihre Flitterwochen, ehe sie aufbrachen, um zur Insel der Kleinen Drachen weiterzureisen.

Kein Polynesier hatte ihnen genau sagen können, wie weit es nach dorthin war, geschweige denn, ob es nach dieser Insel im Osten überhaupt noch Land geben würde.

Nachdem der Proviant an Südsee Früchten nahezu aufgezehrt war, waren es Fliegende Fische, die ihnen unterwegs auf dem unendlich weiten, stillen Meer als Nahrung dienten. Ausgehöhlte Kürbisse nutzten sie zum Auffangen von Regenwasser, mit dem sie ihren Durst löschten. Nur einmal war es ihnen möglich, die Vorräte auf einer unbewohnten Insel aufzufrischen. Das geschah nachdem sie den Kurs auf Südost beigestreut hatten. Wenngleich diese Entscheidung ihr Leben rettete, erstreckte sich danach eine unendliche Wasserwüste: Grenzenlose Weite, Stürme, Wellenberge und Windstille auf einem Meer, wo die Zeit nur durch den Wechsel von Tag und Nacht erkennbar war. Das Stille Meer schien kein Ende zu nehmen.

Unerträglich waren die Strapazen der langen Seereise. Die Frauen litten stumm. Krank waren sie nicht, aber schwanger. Kiki und Koko klagten nur selten, waren stolz darauf, die Frauen von Manco und Pacha zu sein. Sie machten ihren Männern Mut, gaben ihnen Hoffnung, da sie selbst voller

Hoffnung waren. Und die Männer gaben nicht auf, wussten sie doch, dass eine Umkehr den sicheren Tod für alle bedeutet hätte. Zu weit waren sie schon von Tahiti entfernt.

Kürzer müsse es jetzt bis zur Insel der Kleinen Drachen sein. Irgendwo im fernen Osten lag die Insel, die sie unbedingt so schnell wie möglich erreichen mussten.

Als sie mit ihren Kräften schon restlos am Ende waren und schon mit dem Leben abgeschlossen hatten, kam endlich nach vielen Monden zum ersten Mal Land in Sicht. Zwischen den Felsen einer Steilküste sahen sie eine Bucht mit feinem weißgoldnen Korallensand. Da rief Kiki: „Ja, es ist Orongo!“ und Koko jubelte: „Ja, das ist die schönste Insel von Rapa Nui, so wunderbar, wie sie mir mein Vater Rangi beschrieben hat. Davon habe ich als Kind geträumt. Da wollte ich immer schon hin!“

„Hula, Hula! Jetzt sind wir da, haben es geschafft! Hier werden wir unsere Kinder bekommen, kleine polynesischen Rapanuis, die zum neuen Stamm eines großen Volkes heranwachsen werden“, freute sich Kiki.

„Und nicht ein einziges Menschenopfer wird es hier geben. Moais, Statuen aus Stein, werden wir stattdessen den Göttern zum Dank und den Ahnen zu Ehren bauen, groß und von erhabener Pracht“, brachte sich Pacha ein, der das Waka flink mit einem Stechpaddel landwärts manövrierte.

„Ob sie uns damit ihre Gunst schenken werden, wage ich zu bezweifeln“, sagte Manco mit toderntem Gesicht. „Die Ahnen brauchen kein Blut, aber die Götter verlangen es, um uns gewogen zu bleiben.“

„Wir werden ihnen Tiere und Pflanzen opfern. Aber zuerst bauen wir Hütten, am besten aus Stein. Lavasteine scheint es hier mehr als genug zu geben. Wir müssen uns vor dem Wind schützen“, erwiderte Pacha.

„Nein, fürs Erste wäre es gut, wenn wir Paengas, Hütten aus Totora-Schilf bauen würden. Das geht schnell, und wir hätten ein Dach über dem Kopf, wenn wir unsere Kinder gebären. Seht nur, da drüben gibt es jede Menge von dem Schilf. Dort müssen wir hin!“ entschied Kiki, die plötzlich erste heftige Wehen verspürte.

Kaum hatten sie ihr Waka auf den Strand gezogen, wurde es von den Frauen entladen. Zwei Stechpaddel wurden tief in den Sand gerammt, woran die Männer das Waka vertäuten. Wenig später schulterten sie das Gepäck, gingen mit schwerer Last voraus und erklimmen eine kleine Anhöhe. Dort hielten sie Ausschau, erkundeten die Gegend soweit das Auge reichte.

Keine Menschenseele, keine gefährlichen Tiere waren zu sehen.

Das Schilfrohr wuchs an einem Kratersee, gelegen auf einem Plateau unweit der Landestelle. Das Wasser war klar, schmeckte weder nach Salz noch Schwefel. Es war Süßwasser. Wie lange hatten sie darauf verzichten müssen. Sie knieten nieder und tranken mit hohler Hand von dem herrlich erfrischenden Nass.

Ja, jetzt hatten sie gutes Trinkwasser und mehr als genug Schilfrohr, um zwei geräumige Hütten bauen zu können. Der Ort, an dem sie sich befanden, war genau richtig, eine gut gewählte Stelle für ein sicheres Nachtlager.

Während die Frauen Feuer machten, schnitten die Männer Schilf. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Vor der Dunkelheit mussten die Paengas unbedingt fertig sein. Manco und Pacha mussten sich beeilen. Sie arbeiteten hart im Schweiß ihres Angesichts. Die Sonne ging unter, da legten die Männer Dachmatten über die bootsförmig angelegte Rippenkonstruktion der Schilfwände und verknüpften sie mit Bastfasern. Geschafft!

Alle waren von den Anstrengungen des Tages ziemlich erschöpft. Die Männer waren todmüde aber glücklich, aßen von dem Fisch, den die Frauen über dem offenen Feuer zubereitet hatten. Während sie aßen, bis sie rundum satt waren, gingen die Frauen in die Hütten, wo sie die Schlafmatten ausrollten. Danach setzten sie sich wieder zu den Männern ans Feuer und tranken mit ihnen noch eine Schale heißen Tee. Wenig später gingen alle zum Schlafen in ihre Hütten.

Der Wind hatte sich gelegt. Kein Meeresrauschen war zu hören. Die erste Nacht auf Orongo war von himmlischer Ruhe, und es blieb still bis in die frühen Morgenstunden.

Eben war die Sonne aufgegangen, da riss Kindergeschrei Koko und Pacha aus dem Schlaf.

„Kiki hat ihr Kind bekommen!“ rief Koko und war außer sich, dass sie es versäumt hatte, ihr beizustehen, weil sie einfach zu müde war. Sie hatte fest geschlafen, selig wie das Kind unter ihrem Herzen. Und fester noch als ein satter Saurier hatte auch Manco neben Kiki geschlafen, als sie die Drillinge gebar. Es waren zwei Mädchen und ein Junge, alle gesund und überaus munter.

„Da werden wir wohl Paengas aus Stein bauen müssen“, sagte Manco hintersinnig lächelnd, als er die kleinen Indionas an Kikis Brust liegen sah, mit Händchen und Mündchen nach dem süßen Saft des Lebens suchend.

Kiki tat, was sie konnte, säugte alle drei, aber einer musste immer warten, denn wie jede Frau hatte sie nur zwei Brustwarzen. Muttermilch aber hatte sie genug, so prall wie ihre Brüste waren.

Koko kam herein, war ganz aufgeregt und wollte ihrer Schwägerin helfen. Aber keiner verstand ihre Worte, denn sie schnatterte unentwegt im Bora-Bora-Slang wie eine Wildgans, die dabei war, ein Ei zu legen.

Was sie sagte, verstand nur Pacha, der Koko zu beruhigen wusste, indem er sie von hinten umarmte, seine Hände auf ihren Bauch legt und ihr einen Tigerkuss auf den Hals gab.

Koko erschauerte vor Lust, spürte, dass auch sie bald ihr Kind bekommen würde. Ihr wurde ganz warm im Sonnengeflecht, als sie flüsterte: „Nicht doch, Pacha.“

„Was ist denn, Liebes? Schau nur, wie kräftig die Kleinen von Kiki sind, absolut lebensstüchtige Indionas“, sagte er und scherzte: „Die Schönheit haben sie gewiss vom Vater, die Intelligenz von der Mutter.“

Kiki und Manco sahen sich an, verstanden sich ohne Worte. Sie lachten. Kiki meinte: „Wie gut, dass Manco so schön ist.“

„Bei uns ist es eher umgekehrt“, strahlte Koko mit kindlich naivem Gesicht.

Manco stand auf und blickte Pacha an, der verständnisvoll mit dem Kopf nickte und meinte: „Tja, so wird es wohl sein.“ Dann gingen die beiden Brüder nach draußen und holten Schilfrohruten herein. Daraus flochten sie für die Drillinge Hängewiegen, die mit langen Bastschnüren an der Hüttendecke so befestigt wurden, bis sie in Brusthöhe über dem Boden hingen.

Hängewiegen zu machen, war eigentlich Sache der Frauen. Wo sie aber jetzt schon einmal dabei waren, fertigten die Männer mehr Hängewiegen an, als im Augenblick benötigt wurden.

Koko, die Kiki bei der Pflege der Kleinen half, sah ihnen zu und meinte: „Gut, gut, das müsste reichen. Glaubt ihr etwa, dass auch ich Drillinge bekommen werde?!“

„Allein der Große Geist weiß es“, bemerkte Manco süffisant.

„Vom Großen Geist habe ich nicht empfangen. Pacha ist es, der mich schwängerte und zur Mama machen wird“, sagte Koko erregt.

„Schon gut, Schätzchen. Bist meine Pachamama, die Mutter unserer Kinder“, beruhigte Pacha die Squaw seines Herzens.

„Kinder sind gut, der Sonnenschein im Leben einer Frau. Seht nur, wie viel Freude die drei Kleinen machen“, erklärte Kiki, während sie die Säuglinge herzte, küsste und übers Köpfchen streichelte. Die Geburt der Drillinge hatte sie offenbar gut überstanden.

Sieben Monde später gebar Koko ihr Kind. Pacha war überglücklich. Ihm war egal, ob Junge oder Mädchen. Hauptsache Mutter und Kind waren gesund. Dem war so. „Rangi, dem Gott des Himmels, sei Dank! Eine Moai, nein, eine Galerie von Moais werde ich ihm zu Ehren bauen!“ freute sich Pacha wie Häuptling Tonga, wenn Kinderaugen ihn mit seelenreinem Unschuldsglanz anstrahlten. Es war ein strammer Junge, den Koko in sternklarer Nacht unter dem hell strahlenden Kreuz des Südens zur Welt brachte. Ihr Sohn wurde in die bereits fertige Hängewiege gelegt, die zwischen den Bettlagern der Eltern hing. Beide waren närrisch verliebt in das Kind. Sie gaben ihrem Sohn den Namen des Großvaters, nannten in stolzen Herzens: Ano. Während der nächsten Tage holten Pacha und Manco große Stücke an Grassoden, mit denen sie das Dach ihrer neuen Behausungen deckten. Zum Schutz gegen den Wind waren sie dabei, Steinhütten am Hang einer Bodensenke zu bauen, wo sie auch Manavais, Tiefbeete zum Pflanzen von Kartoffeln, Kürbis, scharfem Paprika und Gemüse anlegten. Ein Bach mit kristallklarem Wasser floss zwischen den Beeten dahin. Die Hügel zu beiden Seiten des Ufers waren mit grünen Sauergrasflächen bedeckt. Überall gab es Mokos. Die kleinen Echsen waren von niedlicher Natur, machten Orongo nicht umsonst zu dem Eiland, das die Polynesier liebevoll Insel der Kleinen Drachen nannten. Vom Südhang der Bodensenke hatte man einen wunderschönen Blick über das weite Grün der Grasflächen, das am Rand der



Lavaklippen endete, dort, wo sich im Blau des Himmels Sturmtaucher, Töpel und Seeschwalben mit übermütig anmutenden Kapriolen im Wind bewegten, auf und ab fliegend, als würden sie mit jeder noch so starken Böe tanzen.

Den Menschen aber war der Wind oftmals nicht geheuer, denn er konnte ihnen Freund oder Feind sein, war unberechenbar und launisch.

Doch wenn man in Steinhütten lebte, konnte einem selbst der ärgste Orkan nur wenig anhaben. Das wussten Manco und Pacha. Aber erst einmal mussten sie mit Frau und Kindern in die festen Hütten aus Stein umgezogen sein, um eine sichere Bleibe zu haben. Dann könnten sie auch wieder wie gewohnt mit Lust und Freude auf die Jagd gehen und frisches Fleisch machen.

Es gab Wildkaninchen in den Honigpalmwäldern und viele Flugenten, die sie mit Pfeil und Bogen erlegen konnten. Auch hatten die Frauen für den Fischfang Netze aus Lindengewächsfasern geknüpft. Am liebsten aber harpunierten sie die Fische mit Wurfspeeren, obschon es besser war, Netze auszuwerfen, weil die Beute damit reichlicher ausfallen würde und meist so üppig wäre, dass alle für Tage mehr als genug zum Essen hätten.

Kiki und Koko waren vom Eifer und Können ihrer Männer überrascht, als sie sahen, wie solide die Steinhütten gebaut worden waren. Ja, es war ein ideales Zuhause. Hier waren sie auch vor den heftigsten Stürmen sicher, und Wasser gab es ganz in der Nähe. Vom Fischfang und der Jagd würden sie einstweilen leben, bis es eines Tages soweit wäre, dass sie auch von den Früchten des Feldes ihre Nahrung beziehen könnten. Dann wäre nicht nur ihr Leben, sondern auch das der Kinder und Kindeskinde gesichert. Keiner würde je des Hungertodes sterben müssen, denn Boden und Klima versprachen gute Ernten.

Als ihre Kinder die ersten Schritte machten und das Laufen lernten, kamen andere polynesischen Siedler nach Orongo.

Zum Glück gab es keine kriegerischen Auseinandersetzungen mit ihnen, denn diese Tahitianer waren in friedlicher Absicht gekommen. Nahrung war genug für alle da, aber sie musste mit viel Fleiß und Schweiß dem Felde mühsam abgerungen werden. Orongo war kein Paradies, nein, es war eine der Inseln unter dem Wind von Rapa Nui.

Während Manco und Pacha mit Frau und Kindern ihr hartes Siedlerleben mit den Neuankömmlingen teilten, starb Ano auf Bora Bora eines glücklichen Todes. Er litt keine Qual, fühlte keinen Schmerz, lag seit Tagen in einem Wachkoma und sprach nur noch von den bunten Fischen des Landes Ainu, ohne es zu wissen.

„Psst, er träumt von Kois“, sagte Inka zu Yupanki und legte den Finger auf ihre Lippen. Beide saßen an Anos Lager. Inka benetzte seine Lippen mit einem weißen Nesselläppchen, getränkt in frischem Quellwasser, das sie ihm wenig später mit einem Kuss zum Kühlen auf die heiße Stirn legte.

Ein seliges Lächeln lag auf Anos Gesicht, als er sein Leben mit einem letzten Seufzer aushauchte.

Yupanki war zutiefst erschüttert. Inka schwieg. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Ihre Augen wirkten leer und starr wie die einer Toten. Sie war nur noch eine lebende Mumie, die kaum mehr Kraft hatte, um weiter leben zu können.

Kummer und Leid würden sie dahin raffen. Den Tod ihres Mannes würde sie nicht verkraften. Sie hasste jeden Abschied, vor allem dann, wenn er endgültig war. Es würde nicht lange dauern, dann wäre auch sie tot. Ihre Liebe zu Ano war immer so groß gewesen, dass sie ohne ihn nicht mehr leben wollte.

Sie würde es kurz machen, sich ins Feuer stürzen und mit ihm in den Flammen des Scheiterhaufens sterben. Nichts und niemand würde sie davon abhalten können.

Nur einmal noch hob Inka den Kopf und schaute auf zu ihrem Sohn. Eine Weile blickte sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen an. Ihre Stimme zitterte nicht, aber sie klang so anders, so, als spräche sie schon aus dem Jenseits.

Von unendlichem Gleichmut geprägt waren ihre Worte, als sie ganz ruhig in ihrer indionaischen Muttersprache sagte: „Mein Junge, sage nichts. Lass mich meinen Weg zu Ende gehen. Dich aber zieht es hinaus in die Welt. Geh nur, sie steht dir ganz weit offen. Auf all deinen Reisen werde ich in Gedanken stets bei dir sein, so, wie es auch bei Manco und Pacha gewesen ist.“

Yupanki umarmte seine Mutter unter Tränen und hatte in diesem Augenblick nur noch einen Gedanken. Er musste weg, ja, ganz weit weg, irgendwo hin, um diese unselige Stätte des Todes so schnell wie möglich vergessen zu können.

Das Würgen im Hals war unerträglich, schnürte ihm fast die Kehle zu.

Alles roch so merkwürdig, so seltsam und süßlich wie die halbverwelkten Blütenblätter verwesender Orchideen. Ja, er musste raus hier, nur raus, sonst würde er ersticken. Alles andere würde sich finden.

Mit Yokimo und einer Schar junger Männer würde er aufbrechen und neue Inseln entdecken. Seine großen Brüder würde er auf der Insel der Kleinen Drachen besuchen und dann weiter immerzu ostwärts reisen, dorthin, wo noch nie ein Polynesier gewesen war.

Ja, irgendwo, ganz, ganz weit im Osten jenseits aller Inseln, wo auch das Stille Meer einmal zu Ende gehen müsste. Und wo das Meer endete, müsste es doch Land geben, keine Inseln, sondern Festland, das man am Stand der Sonne erkennen könne.

Es wäre kein Sonnenaufgang, den man sähe, sondern an jener Küste dieses unbekanntes Festlandes würde die Sonne untergehen.

Abenddämmerung würde heraufziehen, und sie wären dann im Westen dieses ungeheuer großen Festlandes, obschon sie für viele Monde immer nur nach Osten gen Sonnenaufgang gesegelt waren.

Das hatte ihnen Yokimos Vater Mahoi erzählt, wenn ihn, den alten Lotsen der Meere, das Fernweh wieder mal packte, und er von neuen Welten träumte.

Träume dieser Art entsprachen nicht ganz der gängigen Lehrmeinung der Seefahrtsschule, die Yupanki und Yokimo inzwischen mit Auszeichnung absolviert hatten.

Häuptling Tonga hatte sie mit allen Ehren zu Kundschaftern der Meere ernannt, obwohl sie noch jung an Jahren waren. Onko hatte Yupanki und Yokimo mit besonderer Sorgfalt ausgebildet, sie zu außergewöhnlich guten Bootsmännern gemacht, denen Häuptling Tonga bald schon eine kleine Flotte seiner Wakas anvertraute, weil er davon überzeugt war, dass die Beiden mit ihrem nautischen Wissen und Können in der Lage wären, Land zu entdecken, das kein Polynesier jemals vorher gesehen hätte.

Als Anos Leiche dem Feuer übergeben wurde, war es Inka, die den Scheiterhaufen entfachte. Im hohen Bogen warf sie die Fackel nach dem Entzünden ins Feuer und zeigte allen, dass sie eine Witwe war, die es ablehnte, dem Brauch des Rituals zu folgen. Vor allen Augen wollte sie nicht mit ihrem Mann auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Inka bewahrte Haltung, täuschte alle, ließ sich an der Seite von Yupanki und Häuptling Tonga nicht anmerken, was in ihrem Kopf vorging. Sie sah ohne jede äußere Gefühlsregung zu, wie ihr Mann, der große Jäger und Häuptling der *Onas* in den Flammen verbrannte.

Mit einer handvoll seiner Asche ging sie zu ihrer Hütte. Dort ließ sie die Asche aus ihrer Hand in ein Muschelhorn rieseln. Heimlich ging sie damit hinauf zum Vulkan der Götter.

Als sie am Rand des Kraters stand, erhob sie den Blick gen Himmel. Ihre Lippen bebten, so als spräche sie mit Rangī, dem Allmächtigen im Reich jenseits von Sonne, Mond und Sternen. Ein letztes Mal sah sie die Schönheit dieser Welt: Bora Bora, das Paradies der Südsee.

„Wenn es so wie hier im Himmel ist, gehe ich gerne“ dachte sie und schloss ihre Augen.

Einmal mehr umspielte sie die warme Meeresbrise. Inka atmete schwer, holte tief Luft, spürte wie das Salz des Meeres die Spitzen ihrer Lungenflügel von jeglicher Schwere befreite. Dann sprang sie mit der Muschelurne ihres Mannes in die Tiefe, stürzte sich in die Glut, aus der allein nur ihre unsterblichen Seelen ins Ewigreich der Liebe emporsteigen würden.

Yupanki trug ein schwarzes Stirnband, als er mit Yokimo und dem Segen Häuptling Tongas aufbrach, um im Osten des Stillen Meeres neue Inseln oder gar unbekanntes Festland zu entdecken. Er würde Häuptling Tonga nicht enttäuschen, ihm Inseln wie Perlen schenken, ja alles, was er an Land und Schätzen entdecken würde, gehörte ihm, seinem Wohltäter, der immer gut zu ihm gewesen war und seine Fähigkeiten erkannt und gefördert hatte.

Reichtümer waren es nicht, die Yupanki in der Ferne suchte, nein, grenzenlose Freiheit und die Herausforderung, ein Mann zu sein, der es wagte, bei jedem Wetter mit Wind und Wellen zu kämpfen. Er wollte wissen, wer er war, sich

bewähren und solange den Gewalten des Meeres trotzen, bis er das Ziel erreicht hätte. Wenn es sein müsste, würde er sein ganzes Leben unterwegs sein, um dies Ziel zu erreichen.

Ja, eine neue Welt wollte Yupanki für das polynesisches Volk Bora Boras entdecken, und er wollte der Erste sein, dem dies gelänge. Dafür würden ihm Ruhm und Ehre bis an sein Lebensende zuteil werden. Es war der Code in seiner Vorväter Blut, der in seinen Adern floss und ihn ohne Rast und Ruhe dazu antrieb, dieses Ziel zu erreichen.

Ausgerüstet mit allem, was für eine lange Seereise benötigt wurde, waren es sechs große Wakas mit Besatzungen, die aus seetüchtigen Männern und jungen, mutigen Frauen bestanden. Alle waren bereit für das große Abenteuer. Jeder wusste, dass es unbekanntes Gefahren zu trotzen galt. Aber keiner war sich im Klaren, wie diese Seereise enden würde. Es war ein ungeheures Wagnis, dessen Ausgang niemand voraussehen konnte. Sie mussten damit rechnen, ihr Leben bei dieser riskanten Mission zu verlieren. Auch dazu waren sie bereit. Keinen Zweifel gab es daran; denn waren sie nicht freiwillig, ja, ganz ohne Zwang irgendeines Vorgesetzten mit Begeisterung an Bord der Wakas gegangen, stolz darauf zur Elite der Seefahrtsschule zu gehören, obwohl sie noch jung an Jahren waren?

Als sie Bora Bora mit Kurs gen Osten verließen, stand Yupanki im ersten Boot und dachte: „So klein die Flotte auch ist, mit diesen kühnen Männern und Frauen kann ich ruhigen Gewissens in See stechen, denn auf sie alle ist absoluter Verlass.“

Dem war so, denn sie entdeckten bald schon die Inselwelt von Hawaii. Drei Bootsbesatzungen blieben und gründeten dort eine Kolonie. Die anderen aber brachen wieder auf und segelten südöstlich weiter zur Insel der Großen Drachen.

Nur ein Boot kehrte von dieser Reise zurück. Aber nicht nach Hawaii. Mit striktem Kurs West bei Südwest segelten die Männer dieses Bootes auf direktem Wege nach Bora Bora, um Cho-Ko-Li zu berichten, dass die beiden anderen Boote verschollen wären. Sie wollten Häuptling Tonga sprechen, aber der war beim letzten Neumond verstorben.

Es war ein Glück für die Männer, dass sich Cho-Ko-Li nicht mit Häuptling Tonga auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, wie es das Ritual verlangte. Sie wusste Bescheid, um welche Mission es sich handelte. Cho-Ko-Li war die Vertraute von Häuptling Tonga, den sie liebevoll Bobo nannte. Es gab kein Geheimnis, das er ihr nicht anvertraut hätte.

Von der ersten polynesischen Kolonie auf Hawaii konnten die Männer nur Gutes berichten. Leider aber nicht von der Reise zur Insel der Großen Drachen.

Sie seien von Hawaii viele Sonnen und Monde Richtung Südosten gesegelt. Eines Abends hätten sie die Felsen einer Insel gesehen. Aber schneller, als ihnen lieb war, wäre die Dämmerung hereingebrochen. Sie hätten die Bordfackeln entzündet. Zuerst seien es nur Nebelschwaden gewesen, die mit zunehmender Dunkelheit wie Geister übers Meer gehuscht wären. Der Geisternebel sei immer

dichter geworden, hätte sie mit kaltem Grauen umgeben. Gespenstisch wäre der Schein der Bordfackeln gewesen, irres Geflacker, stiebende Funken, die hier und da wie ein Schwarm von Feuerfliegen umhergaukelten und zu immer kleiner werdenden Pünktchen wurden, die bald schon erloschen.

Die Sicht sei plötzlich so schlecht geworden, dass man keine Hand vor Augen hätte sehen können. In dieser weißen Stille ohne spürbaren Wind, von einer unheimlichen Finsternis umgeben, hätte man den Kontakt zu einander verloren. Das Blasen der Muschelhörner, ihre Kommandos und Schreie seien vom Nebel verschluckt worden. Sie hätten die Orientierung verloren.

Am nächsten Morgen wusste keiner von ihnen, wo die Wakas der anderen abgeblieben waren. Wenngleich die Sicht jetzt gut war, wäre die Suche nach den Booten von Yupanki und Yokimo ohne Erfolg gewesen. Ihre Wakas blieben spurlos verschwunden.

Von einer starken Meeresströmung erfasst, wären sie westwärts gesegelt. Mit dem ständig wehenden Wind im Rücken, hätten sie eine schnelle Reise nach Bora Bora gehabt.

Wie gut, dass es Häuptling Tonga erspart blieb, das Ende dieser traurigen Mission hören zu müssen. Schwer zu sagen, ob er sich über die neue Kolonie auf Hawaii gefreut hätte. Ganz gewiss aber hätte er sich für die letzte Reise von Yupanki ein glücklicheres Ende gewünscht, so, wie er es hatte, als er nach einem exotisch schönen Liebesspiel in den Armen von Cho-Ko-Li sanft entschlief.

Häuptling Tonga starb als ein vom Volk über alles geliebter Patriarch.

Es war ein Begräbnis unter Palmen. Umspielt von einer Meeresbrise, warm und sanft schlugen die Flammen des Scheiterhaufens höher und höher, bis sein toter Körper vollends zerfiel, zu Asche verbrannt war und im Wind empor ins Blau des Himmels getragen wurde. Irgendwo über dem weiten Stillen Meer würden die Flöckchen seiner Asche ins Wasser hinabrieseln, um zum Ort des Ursprungs zurückzukehren.

Die Trauer des ganzen Volkes war groß, ihr Führer, der es mit Liebe und Güte stets verstanden hatte, Feinde aller Art von einem Paradies fern zu halten, das im Herzen der Südsee lag und ihre Heimat war, eine Inselwelt, wie sie kaum schöner und besser sein konnte: Bora Bora.

Auch wurde allen mit einem Mal bewusst, welch großer, edler Mann ihr Häuptling gewesen war, denn er hatte alles für sie getan, sie glücklich gemacht, indem er ihnen ein sorgloses Leben bereitete.

Doch wenn es jemand in die Ferne zog, und er meinte, dass es irgendwo in dieser Welt einen besseren Ort zum Leben gäbe, dann hätte Häuptling Tonga ihn nicht halten wollen. Niemals hätte er ihn gezwungen auf Bora Bora zu bleiben. Vielmehr hätte er jeden dieser reiselustigen Untertanen seines Volkes mit Rat und Tat unterstützt, den Ort in dieser Welt zu suchen, wo er sein Glück zu finden glaubte.

Yupanki war so ein Mensch, einer von diesen Indionas, die es in die weite Welt hinaus trieb. Erkannt hatte Häuptling Tonga dieses Fernweh bei Yupanki seit dessen Kindheit.

Schon als kleiner Junge wollte Yupanki ein Seemann werden, den Horizont erweitern, neue Welten kennen lernen. Ja, er war der geborene Typ eines Entdeckers, besessen von dieser Leidenschaft, eines Tages etwas zu finden, das niemand vor ihm gesehen hatte. Und Häuptling Tonga hatte ihn zu einem der besten Seeleute Polynesiens ausbilden lassen. Aber was Yupanki genau suchte, wusste nur er allein.

Yupanki spürte, wie der Geist seiner Mutter zu ihm sprach. Da war er schon weit von jenem unheilvollen Ort entfernt, wo die drei Boote sich vorletzte Nacht im Nebel verloren hatten. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, hatte es ihn und seine Mannschaft mehr und mehr in die südlichen Gewässer des Stillen Meeres verschlagen. Er hielt Ausschau nach den beiden anderen Booten. „Wohin mag es Yokimo und Chandu-Ka verschlagen haben?“ grübelte Yupanki. „Sturm hat es nicht gegeben, gekentert wären sie nur, wenn sie einander im Nebel gerammt hätten. Möglich aber unwahrscheinlich. Yokimo und Chandu-Ka sind beide hochseerprobte Bootsführer. Also müssen sie irgendwo auf dem Meer umher treiben, oder auf der Insel der Großen Drachen gestrandet sein. Das wäre die Insel, die sie am ehesten hätten erreichen können. Mir war das nicht mehr möglich, denn die Meeresströmung nach Süden hatte mein Boot schon erfasst.“

Da war mit einem Mal wieder die Stimme von Inka, die leise, aber mit sanfter Eindringlichkeit zu ihm sprach: „Lasse dich nicht vom Stand der Sonne beirren, mein Sohn. Nimm wieder Kurs nach Osten auf. Es gibt Land im Osten, ja, dort wo die Sonne untergeht, denn es die Westküste jener neuen Welt, die du suchst. Nur Mut, mein Sohn. Dreimal noch wird die Sonne auf- und untergehen, dann bist du in deiner Mutter Reich. Gedenke meiner, nenne es Inka.“

Als Yupanki zwischen den schneebedeckten Gipfeln und Felskuppen eines urgewaltigen Gebirges das weite, rotbraune Flachland der Hochebene erblickte, ging am Horizont der Feuerball der Sonne unter, versank langsam in einem irren Rausch glutroter Farben vor seinen Augen im Meer.

Von heiligem Erstaunen erfasst, erstarrte Yupanki für einen Augenblick seligen Entzückens. Voller Ehrfurcht vor Inti, dem Großen Schöpfergeist, stand er vorn im Boot und hielt entrückt inne, als er im letzten Abendglühen diese über allem thronende Hochebene sah, die von Wesen einer anderen Art *Nasca* genannt wurde. Für sie war dieser erhabene Platz, dies hoch über dem Meer liegende Plateau, die ideale Landebahn für ihre Raumgleiter.

Hell strahlten die Suchscheinwerfer der Raumgleiter beim Landeanflug auf die Hochebene von Nasca. Wie eine überdimensional breit angelegte Pistenkante wirkte das Ufer der Steilküste. Unten in der Bucht vor der Steilküste sahen sie

Leuchtfeuer von seltsamer Art. Es war das erste Mal, dass sie den flackernden Schein von Lagerfeuern sahen. Wer oder was sich dort unten am Meeresstrand tat, wussten sie nicht. Sie wurden stutzig, denn in dieser Gegend des Planeten Terra Azur gab es außer Flugsauriern, Lamas, Nagetieren und einer kargen Pflanzenwelt mit Insekten und Gewürm keine anderen Lebewesen.

Ihre Geschwindigkeit auf die von Flugsauriern drosselnd, näherten sie sich im Schleichflug dem Ziel. Kaum hörbar, aber gut sichtbar befanden sie sich jetzt in relativ niedriger Höhe. Für einen Augenblick konnte man den einen oder anderen von ihnen im Cockpit sehen, kleine, menschenähnliche Wesen mit silbriggrauer Haut und ernsten, übermüdet wirkenden Kindgesichtern. Ihre Köpfe hatten nicht ganz die Größe der Kugelhelme, die sie beim Eintauchen in den Orbit von Terra Azur zur Sicherheit trugen. Kluge, dunkle Schlitzaugen beobachteten die elektronische Flugdatenanzeige.

Kommandant Xyxus warf einen Blick auf den Modephysikator, ein hochempfindliches Gerät, das die Umwandlung von Materie steuerte. Damit wurde Unsichtbares sichtbar, oder Sichtbares unsichtbar. Das Beamen von einer Welt in eine andere bedurfte allerdings eines absolut perfekten Timings, ansonsten ging jegliche Existenz verloren, ob immaterieller oder materieller Natur.

Bei jeder Landung mussten sie also das Risiko einkalkulieren, dass ihre Ankunft von den Fremdlingen anderer Welten vorzeitig entdeckt wurde, wenn sie den Fehler machten, sich zu früh mit ihren Raumgleitern zu materialisieren. Also blieben sie solange wie möglich im Schutz der Dunkelheit hoch am Himmel, verließen die sichere Höhe erst dann, wenn alle Koordinaten des Pilotsystems stimmten, um die Landung auf fremde Planeten wagen zu können.

Auf Terra Azur geschah dies vorzugsweise immer dort, wo es Nacht war, obschon sie wussten, dass solch ein Anflug ungeahnte Gefahren mit sich brachte. Auf die Instrumente allein wollte man sich nicht verlassen, denn solch ein computergesteuerter Flug konnte durchaus tödlich enden.

Insbesondere des Nachts brauchten sie eine klare Sicht, taghelles Licht, wenn sie sicher landen wollten. Aber beim Einschalten der Scheinwerfer wurden ihre Raumgleiter blitzschnell sichtbar, eine plötzliche Blöße, die es zu tarnen galt. „Voller Photonenflux voraus!“ befahl Kommandant Xyxus an alle Astropiloten des Raumgleitergeschwaders mittels Telepathie.

Von gleißender Helligkeit waren die zusätzlich eingeschalteten Blendlichter, die ihre Raumgleiter zu unförmig dahin wabernden Lichtscheiben machten.

Wenig später setzten sie im Halbschatten des Mondes zum Sinkflug auf die markierten Landebahnen der Hochebene von Nasca an. Jedes der unbekanntes Flugobjekte orientierte sich an den Geoglyphen, die die Helixianer schon vor langer Zeit bei der ersten Landung mit dem Bremsstrahl in den Boden eingebrannt hatten.

„Was sind das nur für seltsame Gebilde, die über unseren Köpfen wie runde, weiße Flugsaurier dahinfliegen“, wunderte sich Yupanki. Kaum erträglich war die Hitze, die er in diesem Augenblick verspürte. „Mit stehen die Schweißperlen auf der Stirn. Bin ich krank? Ist euch auch so heiß, wie es mir ist?“

„Ja, eben noch dachten wir, dass wir an diesem unheimlichen Strand mitten in der Nacht bei lebendigem Leib verbrennen müssten“, bekundete Ya-Ko-Bi, der Steuermann des Wakas. „Jetzt aber, wo das Licht verschwunden ist, geht es schon wieder besser.“

Die anderen Boranesier saßen starr vor Schreck ums Lagerfeuer und nickten stumm bejahend mit dem Kopf. Sonnenlicht mitten in der Nacht, das konnte sich keiner von ihnen erklären. Waren sie im Land der Feurdämonen? Was war nur geschehen? Auch Yupanki wusste keine Antwort. Wie sollte er auch, wenn es sich dabei um ein überzeitliches Phänomen handelte.

Es war nur ein kurzer Augenblick gewesen, der aber hatte genügt, um ihr Erbgut zu verändern. Wie bei der Fotosynthese in der Welt der Pflanzen, hatte das Licht der Raumgleiter ihre Gene mit dem der Außerirdischen vermischt. Bald schon würden sie merken, dass sie, ein steinzeitliches Volk, mit ihrer Intelligenz in der Lage wären, die Natur zum eigenen Vorteil nutzen zu können, und sich in einer anderen Zeit feindlich gesinnte Völker untertan zu machen.

Yokimo und seine Gefährten hatte es in der *Nacht des Nebels* auf die Insel der Großen Drachen verschlagen. Sie fanden dort zwar genug Nahrung, um nicht verhungern zu müssen, aber das raue, regnerische Klima, die großen Echsen, Riesenschildkröten, Insekten, das Reptiliengewürm und die kleinen blutgierigen Flugsaurier machten ihnen das Leben schwer.

Tag und Nacht tobte der Kampf der Arten. Dabei ging es allein nur um das nackte Überleben: Fressen oder gefressen werden. Der Stärkere fraß den Schwächeren, der Größere den Kleineren, aber die Kreatur, welche es am ehesten verstand, sich jeder neuen Situation schneller als alle anderen anzupassen, würde triumphieren und diesen Kampf ums Dasein letztendlich zu überleben wissen.

Mit einer besseren Verhaltensstrategie zur robusteren, überlebensfähigen Spezies höheren Niveaus mutiert, würde sich diese Art im Urzeitschungel der Natur fortpflanzen können, die anderen aber würden aussterben.

Auch Yokimo und seine Leute mussten sich stets aufs Neue ihrer Haut wehren. Das gelang bei kleineren Flugsauriern und Reptilien mit Speer, Keule oder Pfeil und Bogen. Ein gutes Auge, Mut und rasches Handeln war das Wichtigste bei solch einem Zweikampf Mensch gegen Tier. Große Drachen aber musste man mit List in die Fallgrube einer tiefen Schlucht locken, um sich ihrer erwehren zu können.

Tot und erstarrt wie das schwarzgraue Lavagestein lagen die Riesentiere dort unten, große, prächtige Drachen, wenig später gefressen von fleischgierigen



Artgenossen, bis nur noch ihre Knochen als Fossilien in Stein modelliert für die Ewigkeit übrig blieben.

Yokimo hasste diesen Kampf ums Überleben. Für ihn, den kühl navigierenden Bootsführer mit dem Herzen eines sensiblen Künstlers, war es widerlich zu sehen, wie sich die Arten zerfleischten. Dazu kam die Trauer über den Verlust seines Freundes Yupanki. Allein er hatte die Hoffnung, dass es Yupanki gelungen sei, sich zur Insel der Kleinen Drachen durchzuschlagen. Das war ihr gemeinsames Ziel gewesen, als sie von Hawaii in die südlichen Gewässer des Stillen Meeres aufbrachen.

Den ganzen Sommer über blieben sie auf der Insel der Großen Drachen. Es verging kaum ein Tag ohne Regen. Mal goss es in Strömen, mal waren es kurze Schauern mit heftigen Böen, die der Westwind über die Insel peitschte. Regen und Wind zwangen sie oftmals zur Untätigkeit, mehr als ihnen jedenfalls lieb war. Es blieb ihnen dann nichts anderes übrig, als sich in ihre Schutzhöhle zurückzuziehen. Dort wetterten sie ab, bis eines schönen Morgens ein prächtiger Regenbogen am Himmel heraufzog.

Die Sonne schien jetzt öfters und länger am Tag. Der Wind wehte von Norden in südöstlicher Richtung, eine angenehm steife Brise, die von Tag zu Tag wärmer wurde. Zügig beendeten sie die letzten Reparaturen am Boot und machten es mit Feuereifer binnen kurzem wieder flott. Als sie genügend Vorräte an Bord ihres Wakas gebracht hatten, stachen sie in See und brachen gen Süden auf, nahmen Kurs auf die Insel der Kleinen Drachen.

Yokimo kannte diese Route von den Erzählungen seines Vaters Mahoi. Als Kind hatte er eines Abends mit heißem Herzen hinterm Bambusvorhang des Elternschlafzimmers gelauscht und die ganze Geschichte gehört. Schon nach den ersten Worten verzieh seine Mutter Mona ihrem Mann die oftmals lange Abwesenheit während seiner vielen Seereisen.

Sie war so fasziniert von diesem spannenden Abenteuer, als Mahoi mit seinem fabelhaft gesponnen Seemannsgarn zur Höchstform anlief, ja, wie er als Lotse der Meere den Seeweg von Hawaii zur Insel der Kleinen Drachen gefunden hatte. „Oh, Mona, du herrliche, allerschönste Blume meiner Seele, immer habe ich dich geliebt, bin vor Sehnsucht nach dir fast gestorben, als mir Asamoa befahl, den Seeweg nach Osten zu erkunden.“

Da sank sie mit einem Seufzer der Lust aufs Lager. Er kam zu ihr, umarmte sie und küsste ihre Stirn. Dann rieben sie die Nasenspitzen aneinander, ehe er es wagte, ihren schönen, vollen Mund mit einem Kuss zu beglücken, der Mona einmal mehr vor Lust bis in die Zehenspitzen erschauern ließ.

Ihr Körper war seine Seekarte, als er zwischen ihren Brüsten mit den Fingerspitzen abwärts glitt und den Nabel umkreiste. Es war, als höre er das Rauschen im Gehäuse einer Kaurimuschel, als er sein Ohr auf die rosige Spirale ihres Nabels legte. Eine Weile hielt er inne und lauschte. Dann hob er den Kopf, leckte die Stelle mit der Spitze seiner Zunge und sagte: „Deine Haut schmeckt salzig wie das Meer. Und das ist der Nabel der Welt, südlich davon die Kleine

Insel des Glücks, umgeben von einer rötlich schimmernden Lagune, wo es sich gut ankern lässt.“

Yokimo saß an Deck unterm Palmfaserdach auf einer Bastmatte und blickte hinaus auf das weite, blaue Meer. Ein herrlicher Tag mit leichtem Wind von Nordost. Gischt umsprühte das Boot. Am Stand der Sonne erkannte Yokimo, dass der Kurs stimmte. Mit prallvollem Segel kamen sie gut voran, ohne dass einer der Männer rudern musste. Zum Stechpaddel wurde nur dann gegriffen, wenn es galt, die Richtung zu korrigieren, um das Boot auf genauem Kurs zu halten.

Ein feines Lächeln der Genugtuung huschte über die weichen Züge von Yokimos Gesicht, als er daran denken musste, wie einfach es gewesen war, Mahois Seeweg von Hawaii bis zur Insel der Kleinen Drachen zu erkennen. Schon als Kind hatte er schnell begriffen, worum es damals in jener Nacht ging, als sich Vater bei der Reiseroutenbeschreibung seiner letzten Seefahrt der Topographie von Mutters Körper bediente und dabei höchste Lust empfand. Zweierlei erlebte Mahoi in diesem Augenblick: Die Abenteuer des Meeres und die der Liebe zu ein und derselben Zeit. Mehr konnte ein Mann wie er vom Leben nicht verlangen.

„Maleo, wir können stolz darauf sein, dass unser Boot jetzt solch schnelle Fahrt macht“, freute sich Yokimo. „Läuft das Ding? Nun sag schon, alter Fahrensmann und Bastelbruder!“

Der Steuermann kniete am Heck und schaute aufs Wasser. Eine Hand griff in die Strömung. Langsam den Kopf hebend, drehte er sich um, grinste breit und antwortete von achtern mit Seetang in den Händen: „Ja, alles läuft perfekt. Es dreht sich, gleichmäßig und rund. Wau-wau, es klappt tatsächlich!“

„Dann haben wir die Regenzeit auf der Insel der Großen Drachen doch noch sinnvoll nutzen können.“

„Dem ist so. Du hattest die Idee mit der Rolle, den Löchern darin, und zusammen haben wir daraus dies hölzerne Schaufelrad gebaut, das unter dem Boot von der Meeresströmung angetrieben wird und die Geschwindigkeit erheblich erhöht.“

„Na, wer sagt ´s denn?! Toll, ist ja wirklich prima, denn mit dieser Schaufelradrolle werden wir fortan jedes Ziel viel früher erreichen können. Diese Erfindung hätte Yupanki in höchstes Entzücken versetzt. Und sollte er noch leben, unterwegs zur Insel der Kleinen Drachen sein, so ist es gut möglich, dass wir ihn überholen werden. Spätestens aber dann, wenn wir vor ihm auf der Insel der Kleinen Drachen sind, wird er bei seiner Ankunft große Augen machen.“

Yokimo hatte die Hoffnung nicht aufgegeben. Yupanki würde es irgendwie schon geschafft haben. Er war der beste Bootsführer Bora Boras. Und das hatte er auf ihrer Reise nach Hawaii mehr als einmal bewiesen. Yokimo war voller Vorfreude, glaubte, dass er bald schon wieder mit seinem Freund zusammen

sein würde. Er vermisste Yupanki sehr, denn er war ihm seit Kindheitstagen ein guter Freund gewesen, einer mit dem man auch bei Nacht die Kokosnüsse von den Palmen holen konnte.

Die Frauen an Bord griffen zur Ukulele, sangen und tanzten, während die Männer vergnügt auf Kalebassen dazu trommelten. Es wurde gefeiert, die Stimmung war bestens, denn eine Seefahrt bei solch wunderschönem Wetter war ein besonderes Erlebnis, einzig und unvergesslich, eine Erholung für die Frauen, Kinder und Männer nach all den Strapazen.

Ihr Waka glitt beinahe schwerelos wie auf einem himmelblauen Luftkissen über die Wellen dahin. Brotfrüchte, Bananen, Ananas und Fisch gab es mehr als genug an Bord. Mit Wasser, Obstsaften oder Kokosnussmilch löschte man den Durst. Über der irdenen Feuerstelle einer großen Tonschale wurde Thunfisch gegrillt. Im Schatten des Palmfaserdaches stillten zwei junge Mütter ihre Säuglinge. War das eine Freude, so einen Tag wie heute auf dem offenen Meer unter strahlend blauem Himmel erleben zu dürfen. Die Götter meinten es gut mit ihnen, denn auch am nächsten Tag blieb das Wetter stabil, unverändert sonnig mit einer leichten Brise von Nordost im Rücken.

Sie kamen schneller voran, als sie gedacht hatten. Mehr als ein Drittel der Strecke lag nun schon hinter ihnen. Die Sicht war gut, wolkenlos und blau der Himmel, aber von Yupankis Waka war nicht die Spitze eines Segels zu sehen. Mehrmals am Tag suchte Yokimo mit scharfem Auge den Horizont ab. Vergebens. Es waren meist muntere Tümmeler oder Fliegende Fische, die plötzlich im hohen Bogen aus dem Wasser hervor schossen und das Boot für eine Weile begleiteten, ehe sie wieder abtauchten. Ein herrliches Schauspiel, das allerdings für den einen oder anderen Fliegenden Fisch ein tödliches Ende hatte, wenn er voller Übermut aufs Deck klatschte, weil er seine Flugkünste beim Überspringen des Bootes überschätzte.

„Einer mehr! Wau, ein Geschenk der Götter!“ rief Maleo. „Bibu, sammle sie schnell auf, dass gib eine leckere Mahlzeit!“

Das tat der kleine, flinke Schiffsjunge mit Vergnügen. „Ayi-ali, bin schon dabei, Steuermann!“ rief der koboldhafte Junge mit dem dunkelhaarigen Krauskopf und den sanft blickenden, großen braunen Augen.

„Käme doch Yupanki wie ein Fliegender Fisch daher, ich würde ihn mit offenen Armen auffangen. Wie damals würden wir uns halbtot lachen, als wir Garuda spielten, Vogelmannen bleiben wollten, und es mir schließlich mit einem Zauberspruch gelang, aus uns Menschenvögeln wieder Kinder zu machen“, dachte Yokimo wehmütigen Herzens. Da hatten sie sich auf Bora Bora in den Tropenwäldern am Berg der Götter herumgetrieben. Eine schöne, unbeschwerte Zeit voller Fantasie und Träume.

„Sei nicht traurig, Yokimo. Du musst wissen, dass nur die Seelen unschuldiger Kinder es vermögen, solch einen Zauber zu bewirken“, tröstete Bibu ihn mit einem toten Fliegenden Fisch in der Hand.

Yokimo war überrascht. Die Worte des Jungen gaben ihm zu denken, aber er verstand sie nur allzu gut, weil er im Herzen ein Kind geblieben war. Den Arm um Bibus Schulter legend, wusste er aber im selben Moment, dass kein Zauber dieser Welt mehr helfen konnte. Er lachte, aber nur kurz, denn so erfahren, wie er jetzt in seinem Alter war, kannte er die Realität von Leben und Tod mit aller unabdingbaren Härte.

„Leg ihn beiseite, Junge!“

Es klang bitter und sein Gesicht wirkte wie versteinert. Er starrte in die Ferne. Nirgendwo war ein Boot zu sehen. Auch gab es keine Visionen in dieser Unendlichkeit von Wasser und Himmel.

Yupanki kam nicht, weder in Gestalt eines Fliegenden Fisches, noch als Vogelmann.

Wie Yokimo war auch Yupanki das Lachen vergangen, als er zum ersten Mal die Bekanntschaft mit den fremden Wesen aus dem Universum von Helix machte. Das waren echte Garudas aus einer anderen Welt, wenngleich sie die Größe von 10jährigen Kindern hatten.

Es waren vier Raumgleiter, die auf der Hochebene von Nasca in Drachenformation gelandet waren. Ein unsichtbarer Energieschirm umgab die außerirdische Raumflugstaffel, als Yupanki tags darauf mit seinen Männern die Hochebene betrat, wo die Sonne längst schon ihren Zenit überschritten hatte.

Mit Schildkrötenpanzern vor der Brust kamen sie näher, Speere und Keulen zum Wurf oder Schlag erhoben, bereit zum Kampf auf Leben und Tod. Sie umzingelten die Raumgleiter. In leicht gebückter Haltung schlichen sie im Kreis umher, belauerten die Fremden wie Raubtiere, sprungbereit zum Angriff. Aber noch zögerten sie, waren sich nicht sicher, jetzt und sofort mit allen Mann auf den Feind loszustürmen.

Zahlenmäßig waren sie jedenfalls überlegen. Drei Mal fünf Finger waren sie stark, der Feind dagegen nur soviel wie fünf Finger an einer Hand. Und sie waren viel kleiner, Kinder mit einer silbergrauen Haut, schwächlich und blass im Gesicht. Was konnten diese Fremden schon gegen sie ausrichten? Sie waren polynesische Seeleute, Jäger und Krieger, die, egal wo, furchtlos wie Indionas, bis zum letzten Blutstropfen ums Überleben kämpften. Seltsam nur, dass die Fremden überhaupt keine Notiz von ihnen nahmen. Jedenfalls hatte es ganz den Anschein.

Sorglos wie Kinder bewegten die Fremden sich unter diesen übergroßen, an Bauch und Rücken gepanzerten Riesenschildkröten, die ohne Kopf und Hals auf vier überlangen, hohen Beinen standen.

„Das sind also die Menschen, die wir gestern beim Anflug am Strand gesehen haben“, sagte Yola, Expertin für Bionik, eine ungemein smarte, hübsche Androgyne mit ausgeprägt weiblichen Formen.

Metaphysiker Yol bestätigte mit grüblerisch dreinblickendem Gesicht: „Ja, sie müssen es sein. Und wenn sie so sprechen wie wir, dann hat die DNS-Übertragung auch perfekt geklappt.“ Nachdenklich rieb er sich das Kinn.

„Haben sie dann auch dieselbe Helix wie wir?“ wollte Yola wissen.

„Nicht ganz, aber doch sehr ähnlich. Ungefähr so, wie beim Affen im Vergleich zum Menschen.“

„Dann sind sie also mehr Affen und wir die Menschen?“

„Könnte man vereinfacht so sagen“, brachte sich Kommandant Xyxus ein. „Nur dass sie wesentlich aggressiver sind. Es sind Wilde mit roter Haut. Die sind besonders gefährlich, weil sie so mutig sind und bis zum letzten Mann kämpfen. Es gibt keine Feiglinge in ihren Reihen.“

Kaum hatte Xyxus diese Worte ausgesprochen, da hörten sie schrilles Geschrei, begleitet von einem Speerhagel wild entschlossen vorrückender Krieger. Keulen schwingend kamen sie näher, verstummten aber mit einem Mal, als sie zu ihrem Entsetzen sahen, wie ihre Speere wirkungslos in der Luft zu kleben schienen. Sie konnten es nicht fassen, wurden wütend und rannten gegen etwas an, das wie eine unsichtbare Wand wirkte. Der Zusammenprall war heftig, verursachte aber kaum Schmerzen. Eine ungeheure Kraft hielt sie mit eiserner Faust fest. Bewegen konnten sie sich nicht, so sehr sie sich auch anstrebten. Ihre Muskeln waren wie gelähmt. Sie klebten am Energieschild wie Fliegen im Honig. Dann ließ die unheimliche Kraft nach, und plötzlich fielen sie alle gleichzeitig zu Boden. Für eine Weile lagen sie wie tot da.

Als Erstem gelang es Yupanki, sich halbwegs aufzurichten. Er kniete vor Xyxus und verneigte vor ihm sein Haupt, sprach seltsam verwirrte Worte der Unterwerfung und Dankbarkeit, die ganz anders klangen, als die seiner Muttersprache, in der er glaubte zu reden. „Was ist nur los?“, wunderte sich Yupanki, warf sich zu Boden und suchte instinktiv mit einer Hand nach seiner Keule.

„Er weiß nicht, dass er jetzt so wie wir Quechua spricht“, meinte Xyxus zu Xyxilia, als sie mit Yulix unter ihrem Raumgleiter hervorkam und an seine Seite trat.

„Ja, nicht nur sein Erbgut hat sich geändert, auch das Sprachbild. Besser geht es nicht. Was meinst du, Yulix?“ Sie überlegte. Erst als sie lächelte, verschwanden die Falten auf der Stirn ihres aparten Gesichtes, das, vom Glanz ihrer bernsteinfarbenen Mandelaugen überstrahlt, wie goldenes Rouge auf ihren Wangen leuchtete.

„Wenn es so gewollt ist, okay. Aber wenn wir sie verlassen, haben sie dann auch noch genügend Aggressivität? Die werden sie nämlich brauchen, um auf Terra Azur überleben zu können. Mit Intelligenz allein klappt das nicht. Schon gar nicht mit Zaudern und Kompromissen, mit Güte vielleicht“

„Ich hoffe, dass sie die richtige Dosis an Mutation mitbekommen haben, Yulix.“ Die exotisch schöne Kosmo-Ethnologin war sich da nicht ganz sicher.

„Habe das Gefühl, dass wir alle eine Transfusion reines, flüssiges Helix-Helion aus dem Astro-Tiefkühltank gebrauchen könnten“, rief Rayx, der kosmische Arzt und Musiker unter ihnen, ein schlanker, knabenhafter Typ mit ernstem, bleichem Gesicht. Er winkte auf dem Podest vor der Raumgleiterluke, aber keiner kam. Genervt schüttelte er den Kopf und ging wieder hinein.

„Immer nur dies Tiefkühllicht vom Tropf“, maulte Yulix. „Ich bleibe draußen im Freien, lege mich auf eine ausgefahrene Sonnenliege der Raumgleiter. Das Licht dieser Sonnenstrahlen wird mir bestimmt gut tun. Ich fühle mich jetzt schon um Jahrhunderte verjüngt.“

Sie ging leicht beschwingten Schrittes hinüber zu ihrem Raumgleiter, kletterte die Notleiter für Wartungszwecke hinauf und legte sich auf die Sonnenliege. Wenig später spürte sie die wohltuende Wärme im Rücken. Müdigkeit überkam sie. Ihr fielen die Augen zu. Selig schlummernd, schwebte sie auf ihrer Sonnenbank liegend in gefährlich luftiger Höhe über dem Boden.

„Höchst riskant, was sie da oben macht“, meinte Xyxilia, die Telekinetikerin, besorgt um ihre Co-Pilotin, ein hübsches Persönchen mit feschem, blondem Bubikopf und verträumten, hellblauen Augen.

Rayx stand wieder auf dem Podest vor der offenen Tür Luke. Er hatte sich eine Injektion Lichtdosis zur Auffrischung gegönnt und forderte die andern unten auf dem Flugfeld einmal mehr auf: „Bedient euch, der Tank ist noch über die Hälfte voll. Reicht ganz sicher für den Rückflug.“

„Vielleicht bleiben wir noch ein Weilchen hier. Diese Sonne hat scheinbar die richtige Lichtmischung. Warum dem so ist, wissen wir nicht“, rief Xerxes, der Spezialist für Sternendeutung. Er war an die Seite von Xyxus getreten, weil sich der Mensch vor den Füßen des Kommandanten bewegte.

„Aber um das herauszufinden, sind wir ja hier. Xaver, der Ältere, berichtete nach seinem ersten Raumflug, dass es das blaue Licht von Terra Azur sei, welches dringend von uns Helixianern benötigt würde. Es hätte das, was uns fehlt: Liebe.“

„Du meinst die Sache mit der Fortpflanzerei?“ spöttelte Xyxilia. „Sex!“

„Nicht nur, aber auch. Ja, zu viel davon ist nicht gut. Das schafft jede Menge Probleme. Vor allem bei absolut egoistischen, beutegierigen Wesen mit erhöhtem Aggressionspotenzial, wie dieser rothäutige Bursche vor deinen Füßen. Achtung, er greift schon wieder zur Keule!“

„Er macht mir keine Angst, eher schon eine Sonnenfinsternis.“

„Ja, ein längerer Zeitraum ohne Sonnenschein wäre fatal für uns alle.“

Xerxes trat auf die Keule von Yupanki. Ohne Waffe war er machtlos.

Xyxus streichelte Yupanki über das Haupt. Er zuckte zusammen. „Hab keine Angst. Wir werden morgen schon abreisen, euch nichts Böses tun, denn wir sind eure Freunde.“

Yupanki hatte jedes Wort verstanden. Er sprach Quechua wie die Außerirdischen, als er sagte. „Ja, ihr seid wahre Freunde. Obwohl wir euch töten wollten, ward ihr gnädig zu uns. Ihr habt uns verschont und liebt die Sonne. Für

uns seid ihr Götter. Euch und die Sonne werden wir verehren. Auch unsere Kinder und Kindeskinde werden eurer gedenken, dafür werden wir Inka sorgen.“

Unbewusst war ihm in höchster Not „Inka“, der Name seiner Mutter, über die Lippen gekommen. Etwas war mit Yupanki geschehen, das er sich nicht erklären konnte.

So ging es auch den anderen Boranesiern. Von ihren herbeieilenden Frauen und Kindern wurden sie jedoch sogleich erkannt, wenngleich es bei dieser Begegnung anfangs Sprachschwierigkeiten gab. Heilfroh aber, ihre Männer nach dem Kampf mit den Fremden unverseht in ihre Arme schließen zu können, dauerte es nicht lange bis man sich in einem Kauderwelsch zweier Sprachen verständigte: Bora-Bora-Polynesisch und Quechua.

Yupanki, der letzte Spross der Indionas, und alle Boranesier an seiner Seite wurden in diesem Augenblick zu Indianos vom Stamme der Inkas.

Die letzte und einzige Nacht mit den Außerirdischen von Helix auf der Hochebene von Nasca wurde für die Inkas zum unvergesslichen Erlebnis. Beschwipst von zuviel gutem Sonnenlicht waren die Außerirdischen in bester Laune. Ultraviolett strahlte ihre Aura, wirkte wie ein kleiner, individueller Energieschirm, der hier und da für kurze Zeit in der Dunkelheit erlosch. Wenn das geschah, gaben sie sich den Menschen schutzlos hin.

Die weibliche Seite ihres androgynen Kindwesens überwog in dieser Nacht. Ungewöhnlich redselig und liebebedürftig, achten sie nicht auf ihren Zustand, der sich ansonsten im Normalfall in einem Verhältnis mit je 50prozentigem Anteil an männlichen und weiblichen Attributen in perfektem Einklang befand.

Es kam zur Vermischung der Rassen. Die Art der Außerirdischen aus dem Universum von Helix paarte sich mit rothäutigen Steinzeitmenschen von Bora Bora. Das geschah im Augenblick selbstlos geschenkten Glücks, indem von Körper zu Körper vermehrt Herzenswärme ausgestrahlt wurde. Den Außerirdischen wurde dabei ganz warm in ihrem Sonnengeflecht, die Köpfe der Inkas wurden von der stillen Klarheit höheren Bewusstseins beglückt. Ihr logisches Denkvermögen gewann in dieser Nacht erheblich an Qualität.

Welche Art aber von dieser Paarung letztendlich am meisten profitierte, würde allein die Zukunft erweisen, vor allem bei den nächsten Generationen der Inkas.

Xyxus umarmte Yupanki am anderen Morgen. Die typische Blässe der Helixianer war aus dem Gesicht des Kommandanten gewichen. Keinerlei Anzeichen von Blutarmut. Im Gegenteil: die Haut seines Gesichtes war so rot, wie die von Yupanki.

„Ein Bleichgesicht ist er nicht mehr. Nein, er ist unser Blutsbruder geworden“, freute sich Yupanki im Stillen.

Der knabenhaft kleine aber stämmige Kommandant legte seinen markanten Kopf an Yupankis Brust. Groß musste die Gehirnmasse sein, denn der Kopf des Kommandanten lastete schwer ruhend auf den Rippen über seinem Herzen.

Für einen Augenblick horchte Xyxus gespannt und hörte den Herzschlag von Yupanki, der ihn um mehr als eine Kopflänge überragte.

Xyxus schaute auf zu ihm, sah ihn mit seinen schönen, grünblauen Augen an, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Blicke trafen sich. Wie zwei alte Freunde wussten sie, dass es ein Abschied für immer sein würde.

Xyxus trat einen Schritt zurück, legte die Hand aufs Herz, ehe er mit seinen Leuten zur Staffel der Raumgleiter ging. Sein Astrojet stand auf der Erdzeichnung eines Kondors. Auf dem Weg dahin sagte er etwas wehmütig: „Tja, Kinder, es gibt Sonnensysteme mit unterschiedlichem Licht. Nur die Geschwindigkeit des Lichts ist überall gleich im Raum. Und Rayx kann die Töne des Lichts in Musik verwandeln.“

„Ja, es wird mir ein besonders Vergnügen sein, Kommandant“, sagte der geniale Tonkünstler bescheiden.

„Freuen wir uns also auf unsere Rückreise. Einfach wunderbar wird es sein, diese, deine Klangkompositionen zu hören, die du aus verschiedensten Sonnensystemen zusammenmixt. Bin gespannt, wie die Musik von Terra Azur klingen wird, wenn wir schneller als Kometen mit leuchtendem Schweif auf überhellen Sternenrouten durch Raum und Zeit heimwärts nach Phelix fliegen.“

Sie stiegen in die Raumgleiter ein, programmierten den Kurs ins Universum von Helix. „Klar zum Start. Ome, Ce, Zero und Ayyo!“ sagte Kommandant Xyxus ganz gegen seine Gewohnheit laut denkend ohne Befehlsübertragung mittels Telepathie. Dennoch wurde er von allen anderen über die alte, herkömmliche Notfunksprechanlage gut verstanden. Freude und Begeisterung schwang in seiner Stimme, so als wäre er von allem Schweren befreit, ein Glücksgefühl, das sich auf die anderen Astropiloten des Geschwaders übertrug. Ja, es ging zurück nach Phelix, dem Planeten ihrer Herkunft!

Kommandant Xyxus meldete sich während des Steigfluges mit den Worten: „Unsere Mission ist erfüllt. Es gibt interessante Erkenntnisse, die neu und unbekannt auf Phelix sind. Der Hohe Rat des Universums von Helix wird entscheiden, ob wir noch einmal nach Terra Azur fliegen müssen. Das hängt auch von der Entwicklung der Indianos ab. Wir werden sehen, was zu tun sein wird.“

Wenig später verschwanden die UFOS der Außerirdischen, so mysteriös, wie sie gekommen waren.

Yupanki sah sie nicht mehr, diese Fliegenden Schildkröten, die in der Sonne kurz aufblinkten und wie goldene Scheiben aussahen. Beinahe geräuschlos waren sie verschwunden, auch die kleinen Lichtpunkte am westlichen Horizont. Er stand immer noch da, hielt die Hand aufs Herz, umringt von der schweigenden Menge seiner Indianos. Er ließ seine Blicke über die Hochebene von Nasca schweifen und sah die hohen, schneebedeckten Berge im Süden, ihre Heimat in dieser Neuen Welt, die sich ihm offenbarte. Vor seinem geistigen Auge zog die überzeitliche Vision ferner Zukunft herauf:



Sie waren zuerst noch ein kleiner Stamm von Nasca Indianos, aber als Volk der Inkas würden sie über die Bergwelt der Anden herrschen, bis eines Tages die „Weißen Götter“ kämen. Die Blitze ihrer Feuerwaffen würden eine andere Wirkung haben als das Licht der Außerirdischen von Phelix. Von den Kugelblitzen der Gewehre würden sie nicht intelligenter werden, aber an Erfahrung bitterster Art gewinnen.

Es würde furchtbar werden. Gegen die Überlegenheit dieser „Weißen Götter“, die nicht außerirdischer Natur waren, würden sie bei aller Tapferkeit nur wenig ausrichten können. Vernichtet würde das Reich der Inkas. Getötet oder versklavt, Kinder des Todes seien sie, die in der Hochblüte ihrer Kultur auf die Ankunft der Außerirdischen hofften, damit sie ihnen beim Kampf gegen diese falschen „Weißen Götter“ beistünden. Doch die Außerirdischen, ihre wahren Götter, blieben aus. Sie kamen ihnen nicht zur Hilfe, und die Inkas ergaben sich in ihr Schicksal, akzeptierten es als von Gott Inti gegeben, dass die Zeit ihrer Herrschaft vorüber sei. Sie taten dies ohne einen Laut der Klage, denn die goldene Scheibe von „Vater Sonne“ verdunkelte sich, das Gesicht Intis verschwand am Himmel. In ihrer Not kauten sie immer häufiger Kokablätter, die ihnen halfen, Kälte, Armut, Hunger und Seuchen zu ertragen. Dabei verfielen sie in den elenden Zustand der Apathie, misstrauisch gegenüber allen Fremden. Sie kapselten sich von allem und jedem ab und zogen sich auf ihre Festungen hoch in die Bergwelt der Anden zurück, wo sie auf die Ankunft der Außerirdischen warteten. Sie würden kommen, nicht heute, nicht morgen, aber sie würden kommen, dessen war sich die kleine Schar der letzten, elitär und mutig ausharrenden Inkas gewiss.

Die Insel der Kleinen Drachen schien unbewohnt zu sein, als Yokimo am Strand der rötlich schimmernden Korallenbucht von Orongo anlegte. Kein Fischerboot, kein Mensch war zu sehen. Von Yupanki keine Spur. Hierher hätte er kommen müssen. Diese Bucht war der vereinbarte Treffpunkt gewesen. Er war enttäuscht, dass es kein Wiedersehen mit seinem Freund gab. Und die älteren Brüder von Yupanki, die anderen Auswanderer von Bora Bora, Tahiti, wo waren sie?

Yokimo hatte fest damit gerechnet von Manco und Pacha, ihren Frauen und stammesverwandten Landsleuten freudig begrüßt zu werden. Umso größer war die Enttäuschung, dass es tatsächlich außer Fischen, Vögeln, Insekten und Reptiliengewürm keine anderen Lebewesen gab.

„Seltsam, überaus denkwürdig“, dachte er, während er mit einem kühnen Satz an Land sprang. Seine Leute warfen Vorräte vom Boot auf den Strand, wo sie wenig später im Schutz der Felsen ein Notlager aufschlugen.

„Gut, zunächst bleiben wir hier, die erste Nacht jedenfalls. Gleich Morgen aber werden wir die Insel erkunden“, rief Yokimo. „Ihr Männer stärkt euch, schlaft euch in dieser Nacht gut aus, damit ihr morgen wieder bei Kräften seid. In der Früh geht ´s los. Einige kommen mit mir, die anderen gehen unter

Führung Maleos auf Vogeljagd und Nahrungssuche zur Auffrischung unserer Vorräte.“

Die Frauen machten Feuer, sorgten dafür, dass es den Männern an nichts mangelte, weder an Essen noch einer bequemen Schlafstätte in weichen, weißen Mulden feinen Korallensandes, ausgelegt mit Palmfasermatten.

Bei Sonnenaufgang waren die Männer auf den Beinen. Sie hatten gut geschlafen, waren fit und bereit für die Jagd und Inselerkundung. In zwei Trupps aufgeteilt zogen sie los. Die einen suchten nach Tieren, um Beute zu machen, die anderen nach Menschen, verschollene Polynesier Bora Boras, die man vermisste.

Immer wieder hatte es Boranesier gegeben, die nach Osten gesegelt waren, um auf der sagenhaften Insel der Kleinen Drachen zu leben. Die meisten waren nie wieder gesehen worden, nicht nach Bora Bora zurückgekehrt. Es waren alles gute Seeleute gewesen, dachte Yokimo, aber ob sie überhaupt jemals dort auf der Insel der Kleinen Drachen angekommen waren, hatte nur sein Vater Mahoi gewusst. Denn er musste dort gewesen sein, hatte kein Seemannsgarn gesponnen, als er die Lage der rötlich schimmernden Lagune absolut präzise beschrieb, auch wenn er dazu die Körper-Topographie seiner Frau Mona benutzte.

„Ja, der Alte war hier!“ dachte Yokimo, was ihm sofort klar geworden war, als er die rötlich schimmernde Lagune am Südkap von Orongo erblickte.

In den nächsten Tagen durchstreiften Yokimos Männer die Insel der Kleinen Drachen. An einem grünen Bergabhang im Inneren des Eilands fand der Trupp seiner Männer Spuren einer polynesischen Kolonie: Graue, verlassene Steinhütten, Rongorongo Bildschriftzeichen mit Mondsymbolen und Tangata Vogelmännern an den Wänden der Gemäuer.

Auf dem Weg zu diesen Hütten hatten sie im Tal eine Reihe von Steinfiguren gesehen. Da war Yokimo jedes Mal höchst erstaunt stehen geblieben.

Mit den Augen des Künstlers betrachtet, wusste Yokimo sofort Bescheid, dass es sich bei diesen monströsen Gebilden aus Stein um Maois handelte. Er liebte diese Figuren, die herrlich gemeißelten Köpfe, die hohe Schule polynesisch abstrakter Bau- und Bildhauerkunst, die das Herz eines jeden Künstlers höher schlagen ließ.

Die Kuppe des Berghügels war mit einer Steinplatte bedeckt, die sich über die gesamte Fläche erstreckte. Es war eine Ahu, eine Zeremonienplattform, mit Steinkugeln an den Rändern und Schildkrötenmotiven in den Fliesen. In der Mitte stand ein Altar, auf dem Opfergaben zur Götter- und Ahnenverehrung dargebracht worden waren. Mischwesen aus Fregattvogel und Mensch waren mit feinen Linien in den Steinblock des Altars eingraviert. Verwittert waren diese Zeichnungen, schwarz wie geronnenes Blut die Konturen der Figuren. Aber hier und da glaubte man noch feine Rinnsale, die rötlich schimmernden Spuren von Blut, erkennen zu können. Ja, dies war eine Opferstätte, wo dem

Vogelmannkult gehuldigt wurde. Ob Mátá, die wilden Stämme, neben Tieren auch Menschen geopfert hatten, war nicht zu ergründen.

Der Gedanke lag jedoch nahe, als Bibu, der Schiffsjunge, die ersten Skelette von Menschen fand. Es gab einen Friedhof ganz in der Nähe, der mit Meerblick am jenseitigen Abhang lag, wo es von Schädeln und Gebeinen nur so wimmelte. Nur notdürftig in einem Massengrab verscharrt, huschten Ratten hin und her. Flinke Mokos, kleine Drachenechsen, flitzten zwischen Bergen von Knochen umher.

„Oh, Rangi, so viele, alle Dir geopfert, keine Lebenden, dass kannst Du nicht gewollt haben!“ klagte Yokimo, als er die Leichenberge sah.

Er brach in Tränen aus, weinte bitterlich, dachte an Yupanki, Manco, Pacha und die vielen anderen, die Frauen und Kinder dieser polynesischen Kolonie, die im fernen Osten versucht hatten, ihr Glück zu machen. Jetzt waren sie alle tot. „Stammeskriege, Dürre, Hunger waren es nicht. Opferungen bis auf den letzten Mann auch nicht, was kann es dann gewesen sein?“ dachte Yokimo umringt von seinen Männern, die erschüttert und mit versteinerten Gesichtern vor dem offenen Massengrab standen.

„Lasst sie ruhen, so wie sie sind“, sagte Yokimo gefasst, als er sah, wie die Männer die Toten mit Steinen und Erde bedecken wollten. „Warum sollen wir sie nicht begraben?“ fragte einer der Männer erstaunt.

„Sie müssen an einer entsetzlichen Seuche gestorben sein. Kommt ihnen nicht zu nah.“, meinte Maleo, der Steuermann, mit leichenblassem Gesicht. „Ja, bindet euch ein Tuch um Mund und Nase. Ein seltsam, süßlicher Geruch liegt in der Luft.“

„Tut, was er sagt. Er hat Recht. Zieht Stirnband oder Lendenschurz aus und bindet es vor euer Gesicht. Atmet so wenig wie möglich. Und dann nichts wie weg, weg von hier und dieser Insel!“ pflichtete Yokimo seinem Steuermann bei, der mit Schaudern meinte: „Ja, hauen wir ab, es ist eine Toteninsel!“

Yokimo winkte den Männern und rief: „Kommt, folgt mir!“

„Auch nicht verbrennen?“ fragte ein Mann, der es nicht übers Herz bringen konnte, die Leichen den Vögeln und Ratten zum Fraß zu überlassen.

Yokimo hob die geballte Faust der rechten Hand und stieß sie empor zum Himmel. „Nein, lasst alles liegen! Fasst nur nichts an! Kommt alle her! Sofort!“ Augenblicklich folgten ihm die Männer, während Yokimo auf dem Weg zum Strand dachte: „Hoffentlich ist es nicht zu spät. Wenn ´s einen erwischt hat, wird es uns alle erwischen.“

Die Frauen waren besorgt, als sie Yokimo mit seinen Männern sahen. Schweigend nahmen alle den Mundschutz ab, warfen die Tücher auf einen Haufen, den sie schnell mit Sand bedeckten. Blankes Entsetzten stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Sie mussten Schlimmes erlebt haben.

Der Trupp der Jäger dagegen war guter Dinge. Sie hatten reichlich Beute gemacht. Es gab überm Feuer gebratene Flugenten, ein Schmaus, bei dem sie alle gerne zulangten, obwohl es Yokimos Männern nicht nach Essen zumute

war. Was sie gesehen hatten, war ihnen derart auf den Magen geschlagen, dass sie keinen Hunger hatten.

Unruhe plagte Yokimo in den folgenden Nächten. Er schlief schlecht, wälzte sich in seiner Sandkuhle hin und her. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Ihm wurde heiß und kalt. Seine Haut juckte wie verrückt. Überall gab es rote Pusteln. Irgendetwas war in nicht Ordnung mit ihm, nur was, dass er wusste nicht.

Am Morgen des vierten Tages ließ Yokimo das Boot seeklar machen. Er drängte zum Aufbruch. Einige der Männer wankten, klagten über Übelkeit und Kopfschmerzen, als sie das Waka mit Proviant beluden.

Yokimo versuchte, sie aufzumuntern, bei Laune zu halten, obwohl es ihm selbst dreckig ging. „Auf Männer, die frische Seeluft wird uns allen gut tun!“ Die Worte fielen ihm schwer, seine Zunge war geschwollen, die Glieder schmerzten.

Die Männer hatten die Stechpaddel ergriffen, atmeten schwer mit offenem Mund. Ihre Zungen waren schwarz, als sie versuchten auf das offene Meer hinaus zu rudern. Mit letzter Kraft kamen sie aus der Korallenbucht heraus. Kaum aber hatten sie das Segel gesetzt, da brachen zwei Männer über ihren Rudern hängend zusammen. Die Kraftanstrengung war zu groß gewesen. Sie waren tot, ihr rotbrauner Körper voller eitriger Beulen.

Man sang ein Trauerlied für sie, eine polynesische Hymne der Klage und des Abschieds vom Leben. Dann wurden ihre Körper über Bord geworfen. Im Meer fanden sie ihre letzte Ruhe, in einem Seemannsgrab umschwärmt von den Fischen des rötlich schimmernden Korallenriffs.

Yokimo blickte sich um. „Es hat uns alle erwischt, schneller, als ich gedacht habe. Keiner wird dem Tod entrinnen. Es ist nur eine Frage von wenigen Monden“, dachte er, selbst nur noch ein Wrack, das umtost von Wind und Wellen im Meer der Stürme umher trieb, auseinanderbrach und mit einem Mal ungeheuer schnell zu sinken begann.

Seinen Leuten erging es nicht anders. Sie sahen erbärmlich aus, waren dem Tod geweiht. Er fragte sie: „Wollt ihr auf See oder an Land sterben?“ Die Mehrheit derer, die noch die Hand heben konnte, war dafür, an Land zu sterben.

„Gut“, sagte Yokimo. „Kehren wir also um und rudern zum Strand zurück. Unsere Reise geht so oder so bald zu Ende.“ Auch er griff zum Stechpaddel, wollte seinen sterbenskranken Männern bis zum Ende ein Kamerad und Vorbild an Opferbereitschaft sein.

Die Frauen dankten es ihm mit warmherzigen Blicken, als sie es geschafft hatten, den Strand zu erreichen. Jeder half dem anderen, so gut er noch konnte.

Den Frauen war es nicht mehr möglich, auch nur ein einziges Feuer zu entfachen. Dazu waren sie viel zu erschöpft. Ihre Blicke sagten alles, sprachen mit fiebrig glänzenden Augen die unerbittliche Wahrheit aus, dass auch sie dem Tod geweiht waren. Aber sie reichten Früchte, Wasser und Koskosmilch umher, für die, die noch schlucken konnten.

Längst schon bekamen viele von ihnen keinen Bissen mehr herunter. Selbst ein letzter Schluck Wasser machte große Mühe. Aber sie waren dankbar für jeden Schluck, ehe sie auf Knien und Händen über den Strand krochen, sich wie alle anderen mit einer Bastmatte in die Schlafmulden des weichen, weißen Korallensandes legten und ihre Glieder zur letzten Ruhe ausstreckten.

Dort, ein jeder in seiner Sandkuhle unter freiem Himmel gebettet, starben sie einer nach dem anderen an der Pest, dieser absolut tödlichen Krankheit, deren Namen sie nicht einmal kannten.

Aber was spielte das schon für eine Rolle, ob man den Namen der Krankheit kannte, an der man starb.

Zuletzt starb Bibu, der Schiffsjunge, der sich die Bastmatte wie alle anderen über den Kopf zog, als es so weit war.

Wenig später waren sie alle tot, und je nach dem, aus welcher Richtung der Wind über die Gräber fegte, legte er wirbelnd die Knochen der Toten zum Bleichen frei, oder bedeckte sie vor der Sonne mit feinem, weißen Korallensand, verwehte alle Spuren von Yokimo und seinen Getreuen, bis ihre Gebeine zu Muschelkalkstaub geworden waren.

Dann würde Pachamama, die gute Mutter Erde, ihre Seelen zu Rangi, dem Schöpfer des Himmels bringen lassen.

Das waren die letzten Worte von Yokimo, die Bibu hörte. Er lag neben Yokimo, richtete sich auf, um nach ihm zu sehen. Ein plötzlicher Windstoss riss die Bastmatte von seinem Kopf. Im hohen Bogen trug sie der Wind hinfert. Er hatte freie Sicht. Es war sein letzter Blick. Der Kopf wurde schwer wie eine gewaltige Opferkugel aus Stein. Er sank zurück und sah noch den Garuda, den großen Vogelmann, der hoch am Himmel kreiste, um seine Seele abzuholen. Bibu starb mit offenen Augen, ein Lächeln im Gesicht.

Manco und Pacha hatten großes Glück gehabt, als sie vor Jahren mit Frau, Kindern und Freunden die Insel der Kleinen Drachen verließen, aufbrachen, um nach dem sagenhaften Festland im Osten zu suchen. So blieben sie beim ersten Ausbruch der Pest von der furchtbaren Seuche verschont und schafften es tatsächlich, das ersehnte Festland nach einer langen, strapaziösen Seefahrt zu erreichen.

Im Süden des Festlandes, der Berge und Pampas von Pachamama, waren es Pacha und die seinen, die den Stamm der Aymara gründeten. Vormalig waren sie Indionas gewesen, die nun zu wilden Indianos wurden, ein Berg- und Steppenvolk, deren Jagdgebiet sich bis nach Feuerland erstreckte. Sie liebten das freie Leben, die Berge und Steppen, den Anbau von Patatas, Quinoa und Mais. Zum Dank für eine gute Ernte opferten sie Pachamama Feldfrüchte und so manch junges, weißes Lama am Ufer des Titicaca Sees. Menschenopfer gab es bei ihnen nicht. Das hatte Pacha strikt verboten.

Manco mit seiner Familie und den Getreuen zog es dagegen ostwärts über die hohen Berge der Anden, um an den Ufern eines gewaltigen Stromes sesshaft zu

werden, mitten im dichten, unendlichen Grün eines Urwaldes, wo es nur so von Pflanzen und Tieren aller Art wimmelte.

Es war ein Paradies für Jäger, die mit Speer oder Pfeil und Bogen umgehen konnten. Noch besser aber war es, wenn man das Blasrohr richtig zu handhaben wusste. Das hatte Manco von seinem Vater Ano gelernt. Auch hatte ihm der alte Häuptling der Indionas damals auf Bora Bora beigebracht, wie man tödliches Pfeilgift braut.

Manco war einer der letzten Indionas, der wusste, welche Pflanzen man zur Herstellung von Curare braucht, dass von den Yanomamis, den Jägern und Kriegern seines Stammes, Wurari genannt wurde.

Das Leben im Urwald bot alles, was ein Mensch zum Leben brauchte, barg aber auch Gefahren, die höchster Wachsamkeit bedurften. Die Yanomamis kamen mit diesen Gefahren klar, kannten die giftigen Pflanzen, Schlangen und Raubtiere in dieser tropischen Wildnis.

Die Aymaras hatten es da schon wesentlich schwerer, denn sie mussten stets auf der Hut vor den Angriffen der Inkas sein, die versuchten, sie zu Untertanen ihres Reiches zu machen.

Jahrelang wogte der Kampf hin und her, ein Bruderkrieg, der eines Tages ein Ende fand, als Yupanki hörte, dass es Pacha war, gegen den er Krieg führte. Es kam erstmals zum Frieden, aber nicht mehr zu einem Wiedersehen der Brüder.

Pacha war an Entkräftung gestorben. Er hatte ein hohes Alter erreicht, war ein gütiger, edler Mann mit ehrlichem Charakter, den die Aymaras wie einen König verehrten.

Aber nach seinem Tod teilte sich der Stamm der Aymaras. Weder seine vom Volk geliebte Gemahlin Koko noch ihr ältester Sohn Zumo konnte diese Trennung verhindern.

Eine Unterabteilung, die sich Charrua nannte, lehnte es ab, in den Bergen erneut mit den Inkas kämpfen zu müssen. Die Charrua wollten nach Süden, dort auf der großen Pampa von Pachamama in Ruhe und Frieden leben.

Das geschah nach der Schlacht auf der Blutebene in den Bergen, die mit vielen Toten zu einer Ebene der Geister wurde.

Bei dieser Schlacht auf der Yawapampa starb Yupanki. Ein Pfeil traf ihn mitten ins Herz. Sein Leichnam wurde mit feierlichem Geleit in die Hauptstadt Cusco, den „Nabel der Welt“ gebracht und dort im Tempel des Tayta Inti unter der großen, goldnen Scheibe von „Vater Sonne“ aufgebahrt.

Yupanki hinterließ Frau und Kinder. Mit Inenek hatte er zwei Söhne. Sie hießen Kusi und Pachakuti, galten als Weltenverbesserer, die eine neue Zeitwende einläuten sollten. Unter ihrer Regentschaft würde das Reich der Inkas zur Hochblüte heranreifen. Erst bei Ankunft der „Weißen Götter“ würde es eine ungeahnt fatale Zeitwende geben.

## Viertes Kapitel

### *Von Alaska nach Aztlan*

**Z**um Schutz gegen die wilden Tiere Alaskas hatte Ki-ke-Pu rings um das Lager am Unterlauf des Yukon tiefe, mit Zweigen getarnte Fallgruben auswerfen lassen, die im Boden mit vergifteten Speeren und spitzen Holzpflocken gespickt worden waren.

Mammuts, kurzschnauzige, gefährliche Riesensäbelzahnfüchse sowie Säbelzahnfüchse hatten kaum eine Chance ins Lager einzudringen, da die Fallgruben überdies noch mit hohen, mehrfach kreuz und quer gespannten Stolpersträngen aus armdickem Weidenrutengeflecht gesichert wurden.

Ob Mammut, Riesenschnauzbär oder Säbelzahnfüchse, jedes dieser Urtiere wurde aufgespießt, wenn es versuchte ins Lager einzudringen. Gelang es trotzdem einem von ihnen über all die Fallstricke hinweg zu kommen, stolperte oder fiel es unweigerlich in die Grube und man warf von oben schwere Steine herab, um den durchbohrten, mit fürchterlichem Gebrüll verendenden Tierkoloss vollends zu töten.

Dann gab es Fleisch für alle Onas, das für viele Tage reichte. Oftmals konnten sie diese Mengen an Fleisch gar nicht auf einmal essen.

Die praktisch veranlagten Frauen jedoch wussten Rat, machten daraus Pemmican, Dörrfleisch, in mundgerechte Portionen geschnitten, welche die Männer als Notfallrationen brauchten, wenn sie mehrere Wochen unterwegs in der Wildnis waren.

Die Männer hatten es verstanden, Kanus aus Birkenholzrinde anzufertigen. Diese schnittigen Paddelboote waren wendiger und schneller, als die schwer zu manövrierenden Einbäume, die auf dem Yukon, dem „Großen Fluss“, oftmals kenterten, wenn sie gegen die starke Strömung ankämpfen mussten. Auch hatten die Kanus den Vorteil, dass sie von zwei Mann auf die Schultern genommen werden konnten, um alle möglichen Hindernisse zu überwinden, die es überall zu Wasser und an Land gab. Stromschnellen oder Berge konnten so leichter überwunden werden.

Immer weiter nach Süden drangen die Kundschafter der Onas vor. Ungeheuer waren die Entfernungen dieser Neuen Welt. Auch jene Kundschafter, die in der Wildnis überlebt hatten, kamen oft erst nach Monaten zurück ins Lager an der Mündung des Yukon.

Dann berichteten sie Ki-ke-Pu mit großer Begeisterung von den herrlichen Seenlandschaften, wunderbaren Vögeln und Fischen, dem prächtigen Rotwild, Karibus und Büffelherden, ja, und dass es merklich wärmer würde, je mehr man sich dem Himmelslauf der Morgensonne anpasse und ihr bis zum höchsten Stand eines jeden Tages folge.

Wenn die Sonne untergehe, wäre es am besten, ein kleines Nachtlager am Ufer eines der vielen Seen aufzuschlagen und erst bei Anbruch des nächsten Tages wieder aufzubrechen. Man müsse auch in der Nacht wachsam sein, aber das Lagerfeuer würde die meisten wilden Tiere fernhalten.

Manchmal gäbe es in der Früh eine rote Wolke am Horizont, die ihnen stets auf wundersame Weise gezeigt habe, welcher Weg für sie der richtige sein würde, indem sie ihnen mit seltsam anmutenden Rauchzeichen vorausgezogen sei.

Der Weg zurück ins Lager am Weißen Meer wäre allerdings weitaus problematischer gewesen, denn da hätten sie die rote Wolke nicht mehr gesehen.

„Ja, sie ist es, die Rote Wolke des Großen Geistes! Manitou will uns zu neuen, besseren Jagdgründen führen“, sagte Ki-ke-Pu hochofren. Er saß am großen Ratsfeuer mit den Alten der Mongolen und Aleuten, die zu einem Völkerbund aus verschiedenen Stämmen geworden waren.

„Ja bestimmt“, antwortete Wotonga, der Anführer der Kundschafter, und fügte hinzu: „Und dort unten im Süden gibts keine Säbelzahntiger, keine Mammuts, die wir fürchten müssten.“

„Sehr gut“, meinte Ki-ke-Pu und fasste den Entschluss, mit dem ganzen Stamm der übrig gebliebenen Onas nach Süden aufzubrechen. Dazu zählten auch die Stammesmitglieder, die mongolischer Herkunft waren. Das Volk der Aleuten entschied sich zum Bleiben in der arktischen Region. Es waren Inuits, Eskimos, mit dem Blut der Indionas in den Adern.

„Unser Stamm wird beim Marsch nach Süden in alle Himmelsrichtungen ausschwärmen, das Nordland aber den Inuits überlassen, weil sie die besseren Jäger in dieser Region sind“, sagte Ki-ke-Pu nach Beratung mit den Stämmen der anderen Volksgruppen.

„Uff, dann wird sich der Stamm der Onas bald schon in alle Winde zerstreuen“, gab Wotonga zu Bedenken. Er war überrascht, zeigte aber keine äußerliche Regung. Kalt und wild wirkte sein rotbraunes Mongolengesicht.

„Ja, aber überall im Westen, Osten und Süden der Neuen Welt wird es uns, die Indionas geben. Und an jedem Totempfahl wird man erkennen, welcher Stamm es ist“, erwiderte Ki-ke-Pu, das Ratsfeuer mit einem Ast schürend. Funken flogen umher. „Rot wie des Feuers Funken werden wir davonstieben. Überall und nirgends wird unsere Heimat in dieser Neuen Welt sein. Alles und nichts wird uns gehören. Ja, es gibt nichts, was unser eigen wäre. Wir sind allein nur Kinder der Mutter Natur, die uns nähren wird, weil wir sie lieben und achten werden.“

Im Kreis der Stammesältesten gab es beifälliges Gemurmel, begleitet von Kopfnicken und Worten der Zustimmung.

Ki-ke-Pu warf den Ast ins Feuer, hob den Blick voller Ehrfurcht empor zum Sternenzelt, schaute dann auf den Boden und in alle vier Himmelsrichtungen, ehe er mit seiner Rede fortfuhr: „Anasazi, der große Schamane unseres Stammes, hat aus der Welt der Geister zu mir gesprochen. Seht den Raben dort



auf der Dachspitze meiner Hütte. Schaut nur, wie er sein Gefieder putzt, den Kopf hebt, die Flügel spreizt und mit dem Mond im Rücken nach Süden fliegt. Blauschwarz wie das Haar unserer Söhne und Töchter glänzt sein Gefieder im Schein des Mondes. Macht euch bereit zum Aufbruch, meine roten Brüder und Schwestern!“

Mit würdevoller Haltung stand er auf. Das Eisbärenfell mit einer Hand über die rechte Schulter zurückschlagend, hob er den anderen Arm über die Flammen des Ratsfeuers hinweg und sagte mit fester Stimme:“ Howgh, ich habe gesprochen!“

Als der Morgen des dritten Tages dämmerte, zogen die ersten Stämme der Roten Völkerwanderung gen Süden.

Eiskalt und klar war die vorherige Nacht gewesen. Mit bizarrer Schönheit erschien eine rötlich schimmernde Wolke, die am Horizont von Zeit zu Zeit kleine, weiße Schäfchenwolken ausstieß, die sich an diesem Morgen ganz den Launen des Windes anpassten. Von Norden nach Süden wehend, wechselte der Wind plötzlich und überaus turbulent die Richtung, spielte mit den Wölkchen, trieb sie mal nach Westen, mal nach Osten drehend vor sich her.

Mitternächtliches Wetterleuchten kannten die Indionas, aber das Phänomen dieser Roten Wolke verunsicherte sie doch so sehr, dass sie sich verwirrt fragten, was der Große Geist mit ihnen vorhatte? Sie waren voller Zweifel, als sie nach Süden aufbrachen.

Die erste Wegstrecke bewältigten die Indionas in schwer beladenen Kanus auf dem Yukon, dem „Großen Fluss“, wie sie ihn nannten. Es gab extra große Schleppkanus für Proviant, Hausrat, Fellecken und Kleidung, die im Päckchenverbund als Lastkähne von den Leitkanus hinterher gezogen wurden.

Voraus fuhren die leichten, wendigen Kanus der Kundschafter mit mutigen, kampferprobten Männern, die sich in der Wildnis auskannten. Alle waren hervorragend bewaffnet. Steindolche, Wurfkeulen, Speere, Pfeil und Bogen wussten sie genauso geschickt zu handhaben, wie die Stechpaddel, mit denen sie den Eisschollen auswichen, die überall am Ufer des Flusses umher schwammen. Frei war nur die Mitte des Flusses, wo die Strömung am stärksten war. Dorthin paddelten sie, bahnten als Vorhut den Weg für alle anderen Kanus.

Eine grandiose Landschaft tat sich vor ihren Augen auf. Hohe, schneebedeckte Küstenberge von majestätischer Schönheit im Licht des Sonnenuntergangs, klare Seen und Flüsse, herrlich grüne Wälder, dort, wo die Sonne am Morgen eines jeden Tages mit erhabener Pracht aufging.

Es gab kaum noch Eisschollen auf dem Großen Fluss, je weiter sie nach Süden kamen. Dafür gab es Fallwinde, Wellen, schaumgekrönte Stromschnellen und umher strudelnde Wildwasser, die es zu überwinden galt.

Die Kundschafter hielten sich dicht am Ufer und suchten mit Luchsaugen die ideale Fahrrinne für die anderen Boote, die ihnen im sicheren Abstand folgten. Bald schon sahen sie eine Felsenschlucht, die immer enger zu werden schien.

Die Strömung wurde schneller. Jetzt konnten sie nicht mehr zurück, und alle anderen würden ihnen unweigerlich folgen. Es galt zwischen diesen Felsen einen Weg zu finden, der sie heil aus dieser Schlucht in ruhigere Gewässer brächte. Sollte es solch ein Gewässer am anderen Ende der Felsenschlucht nicht geben, dann wären sie höchstwahrscheinlich alle verloren. Ein ungeheurer Wasserfall würde sie in die Tiefe reißen, und alle würden in dem donnernden Fluten versinken.

„Das kann der Große Geist nicht gewollt haben. Er liebt seine roten Kinder“, dachte Wotonga, während er mit seinem Kanu wie ein Pfeil auf dem Wasser durch die Felsenschlucht hinweg schoss.

Um ihn herum schäumte und wirbelte das Wasser. Das Rauschen in seinen Ohren übertönte alles, auch die Schreie der anderen Kundschafter, die sich in seinem Fahrwasser befanden. Manche von ihnen wurden vor seinen Augen von der Strömung hinweg gerissen, schossen an ihm vorbei, zerschellten an den Klippen und stürzten in den Abgrund.

Da sah Wotonga die Stelle, wo sich der Fluss verzweigte. Mit letzter Kraft gelang es ihm, sich in die ruhigeren Gewässer eines Nebenflusses zu retten, der ihm breit und träge aus einem Gletschensee des Küstengebirges entgegenfloss.

Unweit des diesseitig gelegenen Ufers gab es einen Platz, wo er mit dem Kanu landen konnte. Er überließ das Kanu Lakota, dem Grauen Wolf, der ihm mit seinem Boot gefolgt war.

Wotonga hastete eine Anhöhe hinauf, entnahm seinem Brustbeutel einen flachen Bergkristall von der Größe eines Ohres, den er der Sonne entgegen hielt. Das Amulett blitzte und blinkte, seine Medizin wirkte, je nach dem, wie er die Hand zwischen Sonne und Bergkristall bewegte. Wotonga gab Lichtzeichen, die besagten, dass keines der Kanus weiter fahren solle.

Ki-ke-Pu verstand sofort, was diese Zeichen bedeuteten. Er ließ alle Boote stoppen. Noch vor der Felsenschlucht gab es eine Bucht, wo sich die Kanus sammelten. Dort im Halbrund der Bucht geborgen, gingen die Indionas an Land und schlugen ihr Lager auf.

Mit Holzstangen, Felldecken und Tierhäuten bauten sie Hütten, die oben spitz zuliefen und eine Öffnung für den Rauch des Feuers hatten. Sie nannten diese Hütten Wigwams.

Nach Rückkehr von Wotonga und Lakota, dem Grauen Wolf, trafen weitere Kundschafter im Lager ein, die von ihrer Wildwasserfahrt berichteten. Sie rieten davon ab, die Reise auf dem Großen Fluss fortzusetzen. Es sei viel zu gefährlich für die meisten, ein solches Wagnis einzugehen. Nur wenigen würde es gelingen dem Donnernden Wasser mit heiler Haut zu entkommen.

Noch am selben Abend gab es ein Pow Wow, eine große Ratsversammlung, wo beschlossen wurde, welcher Stamm wann, wie und wohin ziehen solle.

Ki-ke-Pu und die seinen wollten dorthin, wo sie die Rote Wolke hinführte. Das wollte auch Lakota, der es aber ablehnte, auf dem Fluss weiter zu fahren. Er

erbot sich, als Leitwolf mit seiner Sippe den Splitterstamm der Onas nach Süden zu begleiten.

Ki-ke-Pu war froh, Lakota, den Grauen Wolf, an seiner Seite zu wissen, denn er konnte selbst ein wildes Wolfsrudel führen. Ihm gehorchten diese Tiere, nicht nur weil er so wie sie heulen konnte, nein, auch weil er ihrer Sprache mächtig war. Schlittenhunde hatte er oben im hohen Norden aus manchem Rudel gemacht, die auch mit Begeisterung Schleiftragen über Eis und Schnee gezogen hatten.

Haida und Hobi dagegen, zwei junge, bärenstarke Häuptlinge, die es liebten, Lachse mit der bloßen Hand zu fangen, zogen es vor, mit ihren Klans hier im Küstengebirge des Westens zu bleiben.

Haida blieb bei seiner Entscheidung. Hobi aber änderte seine Meinung, als Wontonga ihm von seiner Vision erzählte. Er habe eine unendlich grüne Graslandschaft gesehen, die er auf dem Rücken eines vierbeinigen, flügellosen Tieres schnell wie ein Pfeil überflogen habe. Es sei wunderbar gewesen. Nie habe er sich besser gefühlt.

Wotonga wollte unbedingt ins Land des wogenden Halmes, wie er die große Grasebene der Prärie nannte. Er konnte seinen Stamm überzeugen, dass sie dort ihre neue Heimat finden würden. Mit den herrlichsten Worten und Bildern beschrieb er seine Vision von der unbändigen Freiheit in den Weiten der Prärie, die in einer anderen Zeit Wirklichkeit werden sollte. Wie die Verästelungen einer Koralle würden sich die Stämme der roten Völkerwanderung in alle Himmelsrichtungen verzweigen.

Prärieindianer wie die Arapaho, Blackfoot, Cree, Cherokee, Cheyenne, Miami, Illinois, Iowa, Pawnee, Kiowa, Omaha, Osage, Comanchen, Choctaw, oder Shawnee würden allein aus den indionaischen Wurzeln von Wotongas Stamm im Laufe von Jahrhunderten hervorgehen.

Hobi würde der Urvater jenes gleichnamigen Stammes sein, der in Pueblos auf den rotfelsigen, grün gesprenkelten Hochebenen einer grandiosen Bergwelt von urzeitlicher Schönheit leben sollte, dort, wo sich später auch Navahos und Apachen niederließen.

Lakota trennte sich von Ki-ke-Pu, als der sich mit seinem Stamm am Südwestufer eines Binnenmeeres niederließ. Es war einer der fünf Großen Seen, den sie in ihrer Sprache Michigan nannten.

Der Graue Wolf hatte alle gut hergeführt, was unter anderem seinem Tomahawk zu verdanken war, eine neue Waffe, die er erfunden hatte. Schneller als jede Wurfkeule traf dieser dreieckige Eisenerz-Faustkeil mit Holzstiel sein Ziel, ein geschärftes Schlachtbeil, das er über Kopf durch die Luft wirbelte. Damit ließ sich der Kopf von Mensch oder Tier spalten, selbst der Schädel eines Grizzly-Bären. Der Tomahawk hatte sich oftmals mit tödlicher Sicherheit bewährt. Lakota steckte voller Abenteuerlust mit dieser Streitaxt in der Hand.

Für Ki-ke-Pu war es unendlich traurig, den Grauen Wolf verlieren zu müssen. Am Fluss des Wolfes nahmen beide von einander Abschied. Es war zu viel für

das alte Herz von Ki-ke-Pu. Kurze Zeit darauf starb er, verehrt von allen Nachfahren der Onas. Den Verlust von Lakota, dem Freund und langjährigen Weggefährten, hatte Ki-ke-Pu nicht verwinden können.

Ko-Kita, seine indionaische Mutter, eine uralte Greisin, schloss ihm mit zittriger Hand die Augen, ehe auch sie die Augen schloss. Sie starb am nächsten Tag, brach plötzlich und ohne Laut mitten auf dem Dorfplatz zusammen, umringt von den letzten aller Onas, die sich fortan zu Ehren ihres großen Sohnes *Kickapoo* nannten. Eine Squaw, die es immer schwer in ihrem Leben gehabt hatte, war leicht wie ein Schmetterling in die Ewigen Jagdgründe eingegangen.

Den Grauen Wolf zog es nach Westen, dem Sonnenuntergang entgegen, wo sein Klan und er, die Urväter der Sioux-Völker wurden.

Zu seinem Bedauern zogen die anderen Klans des Stammes nicht mit ihm zum Mini-schosch, dem Quellgebiet des Missouri.

Sie wandten sich nach Osten, bevölkerten die Ufer der anderen Großen Seen, nannten sich in späterer Zeit Chippewa, Winnebago, Wyandot und Lenni Lenape, Abtrünnige in den Augen des Grauen Wolfes, zumal sie alle mit gleicher Zunge in einer Sprache redeten: Algonkin.

Häuptling Haida hatte es nicht eilig. Die anderen Stämme waren schon früh am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang unterwegs, setzten ans andere Ufer des Yukon über und folgten der Roten Wolke, die der Wind nach Südosten trieb.

Es sollte ein unerbittlich langer, harter Marsch werden, ein Weg bei Eiseskälte und Gluthitze, der durch Urwälder, Flüsse, Seen und Steppen führte. Nur mit Zugtieren für ihre Schleiftragen würde es auf Dauer möglich sein, die endlose Weite der Prärien zu bewältigen. Karibus und Büffel eigneten sich nicht dazu, aber mit Wurfgeschlingen gefangene Rentiere sehr wohl. Damit kamen sie leichter und schneller voran.

Häuptling Haida und alle Männer, Frauen und Kinder seines Stammes sahen sie, ihre roten Brüder und Schwestern, wie sie auf diesem unvorstellbar beschwerlichen Weg über die erste Berghöhe eines mächtigen, bewaldeten Felsmassivs davonzogen. "Möge der Große Geist mit ihnen sein", dachte er, nahm die schirmende Hand von seinen Augen und legte sie offen mit weit gespreizten Fingern auf sein Herz.

Es war ein Zeichen der Liebe, aber auch des Abschieds, so wie der Wind, der ihm durchs lange, blauschwarze Haar fuhr, es in alle vier Himmelsrichtungen zersauste und ihm die Hoffnung gab, seinem Stamm ein besseres Leben in dieser Neuen Welt ermöglichen zu können.

Tags darauf machten auch sie sich auf, das Flusstal des Yukon zu verlassen. Sie zogen über die Höhen des Küstengebirges und ließen sich am Stillen Meer im Westen nieder. Dort fanden sie Nahrung im Überfluss, lebten von den Früchten des Meeres und Waldes. Sie litten keine Not. Zwei große Rote Völker sollten entstehen: Shoshoni und Haidas.

Es waren die Shoshoni, die am Schlangenfluss im Kaskaden-Gebirge zu Waldindianern wurden. Die Haidas dagegen liebten das Meer, so wie ihre Vorväter, die polynesischen Indionas.

Heute noch zeugen ihre Totempfähle von jener Herkunft und dem ersten Häuptling ihres Stammes: Haida.

Die Prärie war schwarz von Bisons wie der Himmel mit Wolken bei Gewitter. Eine ungeheure Büffelherde donnerte dahin, ließ die Erde unter ihren Hufen erbeben.

Mit wildem Geschrei, Lanzen oder Häute schwenkend, ritten die Sioux auf kleinen, schnellen Mustangs und versuchten einen Teil der Herde durch tollkühnes Hineinreiten abzusprengen.

Den erfahrenen Jägern gelang dies stets ohne besondere Schwierigkeiten, wobei sich ihre Mustangs oftmals zitternd dagegen sträubten, aber doch ihren Reitern gehorchen mussten.

Vom Jagdfieber berauscht, ritten sie mit Geheul und stoßbereiten Lanzen mitten in die dichtesten Scharen hinein. Durch Lanzenstiche aufgescheucht, begann eine hemmungslose Jagd, die umso erbarmungsloser und blutiger wurde, als die Jäger sahen, dass es ihnen gelungen war, die Herde aufzuspalten. Eine Schar nach der anderen versuchte zu entfliehen. Umhüllt vom Geflimmer einer großen, gelben Staubwolke flohen die aufgeregte kämpfenden, brüllenden Büffel, dass der vom langen heißen Sommer ausgetrocknete Boden unter ihren Hufen nur so dröhnte.

Inmitten dieser wilden Stampede hörte man immer wieder den schrillen Jagdruf der Sioux, der sich schauerlich mit dem Todesschrei manches Mustangs mischte. Wer von den Jägern vom Pferd stürzte und diesen in höchste Panik geratenen Stieren und Kühen vor die Hörner und Hufe fiel, der war rettungslos verloren.

„Hiiiiiiiiih!“ gellte der Schrei von Wokuta, dem strahlend jungen, kühnen Häuptlingssohn, der unter dem Hals des Pferdes hinweg einen Pfeil abgeschossen hatte, der dem Leitbulen der wütend dahinstürmenden Büffel ins Auge drang. Es war ein außergewöhnliches Reiterkunststück, eine artistische Ganzleistung, die Wokuta vollbrachte.

Er hing mit einem Fuß in der Schlaufe des Bauchriemens, preschte mit dem anderen Bein auf dem Rücken seines Mustangs liegend am Horn des Bullenschädels vorbei. Schon ließ er den nächsten Pfeil von der Sehne seines Bogens schnellen und jagte das mit Widerhaken versehene Geschoss einem anderen Büffel mitten ins Herz.

Die Sioux brauchten Fleisch, Felle, Knochen, Horn und Sehnen der Büffel. Alles wurde verwertet. Ohne Büffel würde es sehr schwer für sie werden, den langen, harten Winter im Nordland der Prärie überleben zu können.

Wokuta hatte niemals vorher eine solch große Büffelherde gesehen.

„Genug Fleisch für alle! Felle für die Zelte, für Kleidung, das Schlaflager im Wigwam! Knochen mit Mark für warme Suppen, Nadeln oder Pfeilspitzen! Sehnen für den Bogen oder Riemen für die Schleiftragen! Hufe für den Leim, mit dem wir die Schilde bestreichen!“ jubelte er überglücklichen Herzens, kaltblütig genug, sein Pferd zu wenden, in eine neue Lücke hineinzujagen, sich von den Büffeln überholen zu lassen, blindwütigen aber sinnlosen Angriffen großer Bullen Paroli zu bieten, indem er einen nach dem anderen mit seinen Pfeilen niederstreckte bis sein Köcher leer war.

Im selben Augenblick sprang er einem der Büffel auf den Rücken, stieß ihm unentwegt das Messer in den Nacken, während sein braver, erschöpfter Mustang von Hörnern aufgeschlitzt unter dem Stampfen der Hufe jammervoll wiehernd verendete.

Lange würde sich Wokuta auf dem Rücken des Büffelstiers nicht halten können, denn in einer wahren Raserei von Wut und Todesangst, drehte er sich im Kreise, stieß alle schwächeren Tiere um sich herum nieder – da waren schon die ersten Sioux zur Stelle, kamen ihm zur Hilfe und sprengten frontal in einem vereinten Anprall den Tierknäuel auseinander.

Es war höchste Zeit. Bevor ihn der Bulle abschütteln konnte, gelang es Wokuta hinten auf das Pferd von Takotu, dem Schwarzen Falken, zu springen. Ohne nur den Bruchteil einer Sekunde zu verlieren, galoppierten sie zu zweit davon, der Büffel aus vielen Wunden blutend mit gesenktem Haupte schnaubend hinterher, rechts und links begleitet von Sioux. Nach wenigen Augenblicken stürzte er, von mehreren Pfeilen durchbohrt, zu Boden.

Hineingedrängt in die große, nördliche Ebene, hätte keine Macht der Welt diese Büffelherde aufhalten können, oder gar vermocht, die Richtung solch ungeheuren Präriesturms auch nur im Geringsten zu ändern.

Für heute war die Jagd zu Ende.

Boten wurden ausgesandt. Bald schon kamen Frauen mit Packpferden aus dem nahe gelegenen Zeldorf der Hunkpapa herbei.

Die Jäger waren beim Abhäuten der getöteten Tiere. Sie wälzten ihre Beute auf den Bauch, machten einen langen Schnitt vom Kopf über den Rücken zum Schwanz, teilten die ganze Haut in zwei Teile und zogen sie ab. Große Fleischstücke wurden heruntergeschnitten, mit Riemen zusammengebunden und von den Frauen in die Felle verpackt, womit sie die Schleiftragen beluden, die von den Packpferden gezogen wurden. Auch Knochen und Hufe wurden mitgenommen und auf den Rücken der Pferde gepackt. Doch war es schade, aber leider nicht zu vermeiden, dass Abfälle an Fleisch übrig blieben, denn diese Büffeljagd war besonders erfolgreich gewesen.

Wölfe und Indianerhunde stritten sich um die Reste, nachdem die Frauen mit den Packpferden aufgebrochen waren und den Männern folgten, die schon ins Lager vorausgeritten waren.

Die hohen Zelte, deren Leder weiß wie gebleichtes Leinen war, standen in einem seichten Bodental der Prärie. In der Mitte des Lagers gab es einen Dorfplatz, dem der Eingang aller Zelte zugewandt war. Im Hintergrund, nahe eines kleinen Buschwaldes, weideten Pferde am Ufer eines kristallklaren, tiefen Baches, in dem sich das Licht der Sonne spiegelte, golden und zauberhaft, so wie das Spiel der Farben in den Wäldern an einem warmen, wunderschönen indianischen Spätsommertag.

Wassertropfen perlten vom Gesicht des Indianerjungen, der an der tiefsten Stelle in den Bach gesprungen war, nicht um sich abzukühlen oder zu erfrischen, nein, weil er dort, schwarz wie die Tinte der Weißen, den Schatten einer Adlerschwinge im Wasser gesehen hatte.

„Tatankya Iyotake, sieh nur, er ist soeben wieder aufgetaucht und sieht so aus, als habe er überall Regen im Gesicht!“ rief der kleine Gall, der staunte, wie ruhig und gelassen sein bulliger Freund in gebückter Haltung am Ufer saß. Von hinten sah er schwer und massig wie ein sitzender Büffel aus.

„Er wird ein großer Krieger und Häuptling werden, den die Bleichgesichter „Rain-in-the-Face“ nennen werden“, antwortete Sitting Buffalo Bull, der älteste der drei jungen Burschen, inspiriert vom Geiste Manitous.

In eine andere Welt entrückt, deutete er zum Himmel, beobachtete den Flug des Adlers und blickte dann in die Ferne, so, als gäbe es dort ein Geheimnis, das selbst Okee-Pa, der Mediziner des Stammes nicht kennen würde.

Wie ein Büffel auf den Hinterbeinen hockend saß er da, stierte vor sich hin, und wurde selbst zu einem berühmten Mediziner, der ein noch größerer Häuptling werden sollte.

Rain-in-the-Face stieg aus dem Wasser, schüttelte sich und legte sich zu Tatankya Iyotake, dem sitzenden Bullen, um seinen Körper in der Sonne trocknen zu lassen.

„Wo ist Gall?“ fragte er ganz genüsslich Sauerampfergras kauend.

„Er holt die Ponys“, brummte Sitting Bull, der seinem Namen alle Ehre machte und immer noch bullig wie ein sitzender Büffel dahockte.

„Es geht einfacher“, sagte Rain-in-the-Face, schnalzte laut mit der Zunge und richtete sich auf. Binnen kurzem trabte ein wunderschönes, braun geschecktes Schimmelpony heran. Er sprang auf und rief: „Auf die Pferde, Männer!“

„Uff, Uff, schon wieder! Er ist uns um Pferdelängen voraus! Wo bleibst du denn nur mit den Pferden, Gall?!“

Sitting Bull war plötzlich auf den Beinen, so als habe ihn ein Büffelhorn in den Hintern getroffen.

Gall kam mit zwei lebhaft tänzelnden Ponys herbei. „Es gab Schwierigkeiten. Die Männer sind von der Büffeljagd zurück“, druckste Gall herum.

„Ab in die andere Richtung!“ sagte Sitting Bull kurz angebunden.

Wenig später saßen sie auf ihren Ponys und jagten über die Prärie, fühlten sich so frei und glücklich, spürten den Wind im Haar und die Wärme der Herbstsonne im Rücken. Das Leben im Freien hatte sie von frühester Kindheit

an geprägt und gegen Krankheiten abgehärtet. Es waren gesunde, fröhliche Indianerjungen, die sanften Herzens und heiteren Gemüts geschwind über die Prärie galoppierten. Mit den Gefahren der Natur verstanden sie zu leben. Von den Gräueltaten der Bleichgesichter im Osten hatten sie gehört, aber bisher kaum einen dieser brutalen Landräuber gesehen. Pelztierjäger und Trapper waren immer freundlich von ihrem Stamm behandelt worden. Und die Reiter, die ihnen aus westlicher Richtung entgegen kamen, konnten nur Indianer sein, so wild, wie sie daher ritten - womöglich Oglala aus dem Nachbardorf.

Ja, es waren Oglala, die hinter Rain-in-the-Face herjagten, dem es aber gelang, seinen Vorsprung zu behaupten.

Kaum aber hatte er Sitting Bull und Gall erreicht, da waren auch schon die Verfolger bei ihnen und umringten sie.

„Ihr seid noch Knaben, keine Männer“, sagte der Anführer der Oglala, ein schlanker Jüngling mit rotbrauner Haut, hohen Wangenknochen und edlem Gesicht, auf dessen nackter Brust frische Narben zu sehen waren. Er hatte Messer und Tomahawk im Gürtel stecken und trug Federschmuck im langen, blauschwarzen Haar.

„Du bist ein Mann, ein Krieger. Ich grüße dich.“ sagte Sitting Bull respektvoll, während der kleine Gall neben ihm flüsterte: „Die Narben sehen so aus, als habe er vor kurzem den Sonnentanz getanzt.“

„Der uns noch bevorsteht“, stieß Rain-in-the-Face mit leuchtenden Augen hervor. Er konnte es nicht abwarten, freute sich darauf, endlich ein Mann zu sein. Die Schmerzen beim Sonnentanz würde er ohne einen Laut der Klage ertragen, sonst wäre er es nicht wert, ein Mann zu sein.“

„Ja, ich bin ein Krieger, den die Oglala Mahpiua-Iuta „Rote Wolke“ nennen.“ Er tätschelte den Hals seines Mustangs, ein prächtiger Fuchshengst, dessen Fell von gleicher Farbe war wie die Haut des Reiters.

„Er ist nicht nur ein Krieger, wie wir alle, nein, er ist der beste von uns, der absolut das Zeug zum Häuptling aller Sioux hat“, brachte sich ein anderer Oglala ein, der auf einem unruhig tänzelnden Rappen saß, der jeden Augenblick zu Steigen versuchte. Doch dann genügte ein Schenkeldruck seines Reiters, und der Rappe stand still. Wild und verrückt wie das Pferd, so war auch sein Reiter: Crazy Horse.

Rote Wolke war zwar noch jung an Jahren, aber schon ein umsichtiger, kluger Mann, der Sitting Bull zum Freund gewann, als er sagte: „Ich bin das Kind, das unter der Roten Wolke Manitous geboren wurde, die Lakota, den Grauen Wolf und Vater aller Sioux ins Land der wogenden Halme führte.“

Mahpiua-Iuta hob den rechten Arm zum Abschiedsgruß, was die jungen Burschen des Hunkpapa Stammes ebenso mit Ehrerbietung taten. Sie waren stolz darauf, wie Männer behandelt zu werden, obwohl sie es noch nicht waren.

„Aber bald werden wir es sein, Männer, wie sie“, dachte Rain-in-the-Face, riss sein Pony herum und jagte mit einem schrillen Schrei davon, gefolgt von seinen Freunden, den Blutsbrüdern Sitting Bull und Gall.



Die Sonne ging schon unter, als sie im Lager eintrafen. Takotu, der Schwarze Falke, empfing die drei jungen Burschen mit freudestrahlendem Gesicht. „Setzt euch ans Feuer. Esst und stärkt euch mit Büffelfleisch, denn morgen ist euer großer Tag, an dem ihr beweisen könnt, ob ihr echte Männer seid, worauf der Stamm der Hunkpapa stolz sein kann.“

Sie sprangen von den Ponys, bliesen ihnen in die Nüstern und entließen sie mit einem Klaps aufs Hinterteil. Die Ponys liefen zur weidenden Pferdeherde am Bach, und sie setzten sich zu den Büffeljägern ans Feuer, hungrig wie streunende Wölfe, denen der Magen bis zum Halse knurrte.

Rain-in-the-Face aß mit der Hand ein Stück rohe Büffelleber, wobei ihm das Blut aus den Mundwinkeln tropfte. Es schmeckte vorzüglich, so wie die am Holzspieß gebratene Büffellende, die Sitting Bull und Gall mit Heißhunger verzehrten.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als am nächsten Tag das Ritual der Mannbarkeit im Zelt von Okee-Pa, dem Mediziner stattfand. Feierlich war die Stimmung, der Gesang von Okee-Pa, ein einziger tiefer Ton, den Gall, Sitting Bull und Rain-in-the-Face wie aus weiter Ferne vernahmen, als sie an Haken, die unter ihrer Haut befestigt waren, an der Decke des Zeltes hingen.

Ihre Körper drehten sich langsam im Licht der Sonne, das durch die Deckenöffnung des Zeltes fiel. Der Schmerz raubte ihnen fast den Verstand, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Wie lange sie dort so hingen, wussten sie nicht, denn sie spürten keinen Schmerz mehr, als sie den Sonnenadler hoch am Himmel sahen. Die stille Anbetung der Sonne, das Kreisen des Adlers in ihrem Licht, vermittelte ihnen ein solch unsagbar schönes Gefühl von schwebender Leichtigkeit, als würden sie tanzen, sich drehen und drehen, immerzu nur tanzen ohne je müde zu werden. Nur einmal verspürten sie noch einen kurzen, aber heftigen Schmerz. Das war, als die Haken entfernt wurden, und sie von Armen aufgefangen auf dem Boden standen, der sich zu drehen schien. Dann folgte das Heilungsritual des Mediziners, der mit geheimnisvollen Worten ihre Wunden mit Kräutern bestreute. Sie hatten den Tanz der Sonne getanzt, alle Schmerzen ohne Klage ertragen und waren jetzt Männer, Krieger, die ihre Geschenke erhielten: eine Pfeife aus rotem Ton, einen Medizinbeutel, eine Mokassintasche und ein Tomahawk.

Häuptling Toka-Yuka, der Graue Bär, klopfte jedem der zum Manne gewordenen Jünglinge anerkennend auf die Schulter und beglückwünschte sie als Männer der Kriegerkaste mit den Worten: „Manitou meint es gut mit seinem Volk. Er schenkt ihnen viele Büffel und tapfere Männer, die eines Tages als Häuptlinge an den Sieben Ratsfeuern sitzen werden. Howgh!“

Mit großen, rehbraunen Augen blickte Comea, die Windenblüte und hübsche kleine Schwester Wokutas aus dem Dunkel durch den halb geöffneten Eingangsspalt des Häuptlingszeltes, das gegenüber dem des Mediziners errichtet worden war. Ihr wurde ganz warm ums Herz, als sie die drei jungen

Männer sah, wie sie mit heiterer Gelassenheit und leicht federnden Schrittes aus dem Zelt des Medizinmannes traten. Nur die Narben auf ihrer Brust zeugten davon, dass das Ritual der Mannbarkeit überaus schmerzhaft gewesen sein musste.

„Schreie habe ich nicht gehört“, dachte Comea. „Tolle Jungs, sie haben die Prüfung mit schmerzverachtender Gelassenheit bestanden!“ Ja, dem war so und alle drei waren stolz darauf, die Foltermutprobe des Stammes bestanden zu haben, das sah auch Comea mit heimlicher Bewunderung.

Rain-in-the-Face prüfte mit dem Daumen die Schneide des Tomahawks und schien sehr zufrieden, denn er strahlte, obwohl ihm hier und da noch kleine Schweißperlen wie Regentropfen über das schöne, männliche Gesicht rannen.

Nur mit Lendenschurz und Medizinbrustbeutel bekleidet, gingen die drei Blutsbrüder zum Bach. Sie setzten sich im Halbkreis mit gekreuzten Beinen ans Ufer, griffen in die Mokassintasche und rauchten unter strahlend blauem Himmel ihre erste, mit echtem Tabak gestopfte Friedenspfeife, das Kalumet Manitous, geschnitten aus dem heiligen Steinbruch des roten Tons.

Zur Bekräftigung ihres Bundes bliesen sie den Rauch zu Boden, empor zum Himmel und in alle vier Richtungen der Winde. Erst nach dieser feierlichen Handlung spürten sie, wie Ruhe und Frieden von ihren Herzen mehr und mehr Besitz ergriff, sie zu Männern geworden waren, die den Tomahawk in ihrem Gürtel stecken ließen, wenn sie eine Pfeife der Brüderlichkeit rauchen konnten.

Mit wem sie auch immer in späterer Zeit solch eine Friedenspfeife rauchen würden, er wäre ihr Freund, den sie mit ihrem Leben beschützen würden.

Jeder Entdecker neuen Territoriums will erobern, sich der Schätze des Landes bemächtigen und die Einheimischen zu Untertanen machen. Das war auch die Absicht von Christoph Columbus, als er im Namen der Spanischen Krone anno 1492 eine neue Welt entdeckte, die er Westindien nannte. Er glaubte, auf dem westlichen Seeweg Indien erreicht zu haben, und nannte die rothäutigen Ureinwohner dieses Landes Indianer.

Wenngleich schon im Jahre 1000 der Sohn von Erik dem Roten, Leif Eriksson, auf Neufundland die Wikingersiedlung Vinland gründete, hatte dies kaum Bedeutung. Er war kein echter Eroberer, denn seine Niederlassung zerfiel nach gescheiterter Mission bald schon wieder, obgleich er der erste Mensch mit weißer Hautfarbe gewesen war, der die Neue Welt entdeckt hatte.

Doch Christoph Columbus sollte es sein, dem man diese Entdeckung zuschrieb, da er die Kunde von all den exotischen Schönheiten und Reichtümern der Neuen Welt nach Europa brachte und damit ein nie zuvor gekanntes Expeditionsfieber auslöste.

Frankreich, Holland, England, Portugal entsandten ihre Schiffe nach Übersee; allen voran die Spanier, deren Konquistadoren mit den Indianern kurzen Prozess machten und sie um Land und Gold brachten. Nur ein einziges Geschenk gab es,

wovon die Indianer profitierten. Das waren die Pferde der Spanier, die nach Hernando de Soto's Mississippi Expedition anno 1542 zu Wildpferden wurden, sich binnen kurzem in Rudeln vermehrten, um sodann in großen Herden als Mustangs über die Prärie dahin zu preschen.

Den Indianern der Prärie gelang es, aus diesen ungestüm daher jagenden Mustangs hervorragende Reitpferde zu machen, die sie für die Büffeljagd und zur Erleichterung ihres unsteten Nomadenlebens brauchten.

Massasoit, der Häuptling der Wampanoags, sah es kommen, das Schiff bleichgesichtiger Neuankömmlinge, das mit seinen weißgeblähten Segeln einem mystischen Riesenvogel glich. „Uff, Uff!“ staunte er. So hatten es ihm die Passamaquoddy beschrieben, als die Franzosen ihren ersten Handelsposten in Arkadien, dem heutigen Nova Scotia einrichteten.

Massasoit war ein groß gewachsener, breitschultriger Indianer mit einer Adlerfeder im blauschwarzen Haarschopf. Er trug einen Lendenschurz aus hellbraunem Wildleder und stand mit schirmender Hand über den Augen auf einer wellenumbrandeten Küstenklippe am Kap der Dorsche. Weder Freude noch Furcht waren in seinem Herzen, aber ihm schwante Unheil, als bärtige, bewaffnete Männer vom Schiff der Mayflower an Land gingen und den feinkörnigen, gelben Sandstrand einer kleinen, weich geschwungenen Bucht betraten, die vor dem grünen Hinterland grasbewachsener Dünen und dichter Wälder lag.

William Bradford führte die Männer an, puritanische Pilgerväter, die von Plymouth, einem kleinen Küstenort im Südwesten Englands in See stachen, um in der Überseekolonie von Virginia ein neues Zuhause zu finden.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte dort Captain John Smith die Kolonie von Jamestown gegründet.

„Wir sind zwar jetzt in Amerika angekommen, aber Virginia können wir vergessen. War es Schicksal, Unvermögen oder haben wir Pech gehabt, das wir vom Kurs abkamen und stattdessen hier viel höher im Norden an der Ostküste der Neuen Welt gestrandet sind? Gott allein weiß warum, er ist unser Hirte. Eigentlich wollten wir ja mit zwei Schiffen den Atlantik überqueren. Aber eines der Schiffe, die Speedway, war auf der Fahrt von Holland nach England leckgeschlagen, musste im Hafen von Plymouth bleiben. Ihre Passagiere nahm die Mayflower auf und wurde damit völlig überfrachtet. Es war eine schlimme Überfahrt. Hoffentlich bleiben uns die roten Heiden und Franzosen vom Leibe, diese römisch katholische Bande von Heuchlern“, dachte William Bradford, als er sich umblickte und die Landestelle begutachtete.

Da sah er den Indianer auf der Klippe stehen, regungslos wie der Fels selbst. Mit seiner rechten Hand wies er aufs Meer hinaus, ungefähr dorthin, wo die Mayflower ankerte. An Bord hörte man einen Schrei, dann war Stille. Im selben Augenblick war der Indianer verschwunden.

„Es muss Schlimmes passiert sein“, stellte Tom Blake, der schwarzbärtige Schiffszimmermann besorgt fest.

„Ja, hört sich gar nicht gut an.“ meinte Reverend Brewster, der gutherzige Prediger, bemüht einen kühlen Kopf zu bewahren.

„Klang wie ein Todesschrei. Meuterei - oder die Wilden sind an Bord!“ schoss es William Bradford durch den Kopf. „Hunter, Nelson, seht mal nach, was an Bord los ist!“

„Aye aye, Sir!“ sagten die beiden Kanoniere wie aus einem Munde, sprangen ins Beiboot und ruderten hinüber zur Mayflower. Es fielen keine Schüsse auf dem Schiff, als Hunter und Nelson an Bord kletterten. Aber was sie sahen war entsetzlich. Soeben barg man eine Leiche. Zwei Matrosen waren ins Wasser gesprungen, umschlangen den Körper der auftauchenden Toten mit einem Tau, während andere Matrosen die Leiche der Ertrunkenen an Bord hievten. Es war Dorothy, die junge Frau von William Bradford, dem gewählten Führer der Pilgerväter.

„Ein entsetzlicher Unfall ist geschehen! Die Stelle der Landung sei verflucht!“ rief Hunter, als er mit dem Beiboot zurückkam und an den Strand watete. Nelson blieb im Boot sitzen, zwei Ruder in der Hand.

„Was ist geschehen? Schüsse haben wir nicht gehört. Also keine Meuterei, aber womöglich doch Rothäute, die mit Messer und Tomahawk lautlos zu morden verstehen?“ fragte William Bradford mit schussbereiter Muskete in der Hand. Aber weder er noch die anderen Männer konnten wissen, dass die Indianer dieser Region von den Franzosen immer respektvoll behandelt worden waren, sie friedlich miteinander lebten, was ihnen, den Pilgervätern, eines Tages zu Gute kommen sollte.

„Nein, keine Rothäute, keine Franzosen!“ keuchte Hunter. „Ihre Frau ist ertrunken, es war ein schrecklicher Unfall!“

Diese Worte rissen Bradford von den Beinen. „Dorothy, oh, meine Dorothy!“ jammerte er verzweifelt. Sein Gesicht wurde grauer noch als Asche. Er taumelte, sank zu Boden und kniete händeringend im Sand. Weinkrämpfe schüttelten ihn. Er brauchte in diesem Augenblick unbedingt den Beistand des Predigers, und Reverend Brewster half ihm, Gottes wundersame Wege zu verstehen.

„William, dies ist nicht der richtige Ort. Lass uns dorthin fahren, wohin der Indianer zeigte!“ Das taten sie, fuhren voller Gottvertrauen weiter die Küste entlang nach Norden und nannten den Ort, wo sie zum zweiten Mal landeten: Plymouth.

Nach Erkundung des Hinterlandes entschlossen sich die Pilgerväter zu bleiben und in der Nähe der Landestelle ein Winterlager einzurichten. Sie mussten von den kargen Vorräten leben und hätten den langen, harten Winter nicht überstanden. Gevatter Tod, der alte Sensenmann, hätte leichtes Spiel gehabt. Skorbut, Hunger, Fieber und Schwäche hätten sie dahingerafft, wenn nicht Gottes Engel in Gestalt von Massasoit mit einer Schar Wampanoags erschienen

wäre und sie mit Truthähnen, Wildbret, Mais und Beeren des Waldes versorgt hätte.

Ihm, dem Roten Wilden, hatten sie es zu verdanken, dass sie überlebten und ein Stück Land von seiner Heimerde bekamen, wo sie im nächsten Jahr sähen und ernten konnten, um genügend Vorräte für den kommenden Winter anzulegen. Noch vor Anbruch des heraufziehenden Winters gedachten sie der großen Hungersnot des ersten Jahres, dankten Gott und veranstalteten ein großes Truthahnessen, das sie Thanksgiving nannten. Jeweils am selben Tag, dem Tag ihrer Ankunft, gab es von nun an Jahr für Jahr dies Festessen, wozu sie stets auch Massasoit, den friedliebenden Häuptling der Wampanoags einluden. Nicht ohne Hintergedanken, denn es ging um mehr Land für neue Siedler aus England.

Jedes Jahr kamen mehr und mehr Schiffe mit politisch oder religiös verfolgten Menschen. Unter diesen Flüchtlingen waren auch Sträflinge und Abenteurer. Und mit einem dieser Schiffe kam Alice Carpenter, eine reife, schöne Witwe mit zwei Kindern, die in den Kolonien einen Neuanfang wagen wollte.

Für William Bradford war Alice die Frau seines Lebens. Er hatte Glück, nach langer Zeit der Trauer. Alice liebte ihn und er sie, sie und ihre Kinder. Ja, der Herr meinte es gut mit ihnen. Sie danken es ihm mit Gebet und guten Taten, denn sie waren froh und glücklich in seinem Land "Gods own Country" leben zu können.

Als geachteter Mann wurde William Bradford bald schon zum Gouverneur der Kolonie gewählt. Aber weder er noch Häuptling Massasoit konnten verhindern, dass es zum Krieg mit Indianern und Franzosen kam. Es ging um Land, immer mehr Land, viel Land, das den Indianern zum Zwecke einer raschen Besiedlung unter dem Schutz von Soldaten entrissen wurde. Dabei half das Gesindel der Weißen, das mit billigen Fusel und gezielter Verbreitung von ansteckenden Krankheiten tödliche Epidemien unter den Indianern auslöste.

Samuel de Champlain, ein verwegener, scharfsinniger Mann, ein Abenteurer, Händler und Forscher par excellence, der weder Tod noch Teufel fürchtete, sorgte dafür, dass aus den kleinen Handelsposten Neufundlands eine rasch wachsende und immer größer werdende französische Kolonie wurde. Von der Mündung des Sankt-Lorenz-Stroms bis hin zu den Großen Seen erstreckte sich binnen weniger Jahre das Kernland Neufrankreichs.

In den Wäldern jagten Wyandot und Lenni Lenape, die Stämme der Huronen und Irokesen mit Waldläufern französischer Abstammung. Diese Coureurs de bois waren bei Indianern aufgewachsen und kannten sich mit dem Leben in der Wildnis bestens aus. Es waren Trapper und Fallensteller, die Rotwild und Biber jagten. Besonders mit Biberfellen ließ sich gutes Geld verdienen. Nebenbei konnte man auch mit den Skalps von Irokesen ein hübsches Sümchen verdienen.

Als Samuel de Champlain die Festung Montreal in Ville-Marie inspizierte, trug er die blauweißbrote Uniform eines Majors der französischen Kavallerie. Für gewöhnlich hatte er Trapperkleidung an, aber er wurde für Spezialaufträge beim Militär gebraucht, die hin und wieder der Uniform bedurften. Freiwillig hatte er sich gemeldet, als erfahrene Frontiers gesucht wurden.

Die Uniform schmeichelte seiner Figur ungemein, machte ihn schlanker als er war, denn er neigte in seinem Alter zu Dickleibigkeit. Mit 40 Jahren war man nicht mehr der Jüngste und ein Kostverächter war er keineswegs, denn er liebte den Rotwein und die bretonische Küche. Was sonst an Gutem konnte einem in dieser Wildnis widerfahren, ehe man womöglich eines Morgens skalpiert aufwachen würde. Er schmunzelte, anderen wäre es bei diesem Gedanken kalt den Rücken herunter gelaufen.

Nicht so Samuel de Champlain, dafür hatte der alte Haudegen schon zu viel an Gräueltaten in den Buschkriegen erlebt, die sich mit spröder Bitterkeit in seinen eher weichen aber spöttisch wirkenden Gesichtszügen widerspiegelten.

Er stand mit brennender Tabakspfeife im Mund am Fenster eines Erkerzimmers im Südflügel der Feste, wovon man einen weiten Blick auf den Sankt-Lorenz-Strom hatte. Er genoss die herrliche Sicht und jeden Zug des guten Virginia-Tabaks, während er sinnierte: „Sollen sie nur kommen, die Engländer. Wenn sie es wirklich wagen sollten, eines unserer Forts am Ontario oder Erie-See anzugreifen, werden sie sich blutige Köpfe holen, wobei so mancher von ihnen seinen Skalp verlieren wird.“

Er lachte, zog erneut an seiner Pfeife und blies den Tabakrauch zur Decke. Dabei gefror der Blick seiner graublauen Augen, wurde eiskalt und starr, so als sähe er einmal mehr eines dieser entsetzlich blutigen Indianermassaker. „Die Huronen sind auf unserer Seite, die Irokesen kämpfen für die Engländer. Und dann gibt es noch die Freiheitsbewegung der Amerikaner, die wir natürlich unterstützen werden. Die Holländer spielen keine Rolle mehr. New Amsterdam ist so gut wie in britischer Hand. Mon Dieu, ein Schlamassel, aus dem es sehr schwer sein wird, mit halbwegs heiler Haut herauszukommen, geschweige denn siegreich hervorzugehen. Aber selbst, wenn wir hier oben das eine oder andere Fort verlieren sollten, ist uns schon das ganze Mississippi Tal bis zum Golf von Mexiko so gut wie sicher. Chavelie de La Salle leistet gute Arbeit.“

Champlain klopfte die kalte Pfeife am Fensterbrett aus, steckte sie in die Seitentasche seiner Jacke und rieb sich nachdenklich den schwarzen, von graumelierten Haaren durchwirkten Schnauz- und Spitzbart. Nach einer Weile griff er in die Innentasche seiner Uniformjacke, holte eine Papierrolle hervor und breitete sie auf einem kleinen Holztisch in der Nähe des Fensters aus. Es war eine Landkarte, die er nach letzten Erkenntnissen gezeichnet hatte. Er war ein hervorragender Kartograph. Auf dieser Karte waren die Gebiete der Kolonialmächte mit allen strategisch wichtigen Forts eingezeichnet. Er war mit seiner Arbeit zufrieden, prägte sich alle Orte von Bedeutung ein und ging die Treppe hinunter, um im Speisezimmer bei zart gebratenem Wildbret und einem

guten Glas Rotwein die momentane Lage mit dem jungen Marquis de Montcalm zu besprechen.

Jacques, der Kantinenwirt der Offiziersmesse, servierte Rehrücken mit Cranberries, Kroketten und Apfelmus. Der Rotwein war exzellent, trocken und wohl temperiert.

Marquis de Montcalm war von schlanker, groß gewachsener Statur mit bartlosem, blassem eher hagerem Gesicht. Er hatte schöne, seegrüne Augen, die hinter einem Schleier von Verträumtheit hellwach wie die eines Luchses waren. Mit seinem schwarz gewellten Haar, zum Zopf im Nacken gebunden, machte Marquis de Montcalm den Eindruck eines überaus gebildeten Mannes von höchstem Adel am Königshofe von Versailles.

Auch der Marquis trug die Uniform eines Majors, so dass sich die Männer im Rang nicht unterschieden. Sie begegneten sich sozusagen auf Augenhöhe, waren beide diplomatische Füchse, wobei der jüngere vom älteren lernte. Während des vorzüglich schmeckenden Essens erörterten sie alle möglichen strategischen Winkelzüge.

Marquis de Montcalm würde sich stets gerne an das Gespräch mit Samuel de Champlain erinnern, der beim Dessert von Kaffee, Cognac und Pfannkuchlein mit Ahornsirup sagte: „Marquis, schonen sie ihre Männer und lassen sie stattdessen die Mingos die blutige Arbeit tun. Es sind die besseren Kämpfer in diesem Gelände ringsum die Großen Seen.“

Marquis de Montcalm beherzigte diese Worte. Bei allen kriegswichtigen Entscheidungen wären sie für ihn das Credo zum Sieg.

George Washington, ein junger Amerikaner im englischen Waffenrock, bekam es als erster zu spüren, was für ein gewiefter Fuchs dieser Marquis de Montcalm war. Mehrmals lockte er ihn und seine Freischärler in einen Hinterhalt, aus dem er nur mit Hilfe von Waldläufern wie Daniel Boone halbwegs glimpflich herauskam.

Aber weder George Washington noch Daniel Boone konnten die katastrophale Niederlage von Fort Duquesne verhindern, als die Engländer unter General Braddock in geordneter Feldformation und mit klingenden Flötenspielen die Franzosen zur offenen Feldschlacht zwingen wollten.

General Braddock, ein tapferer aber hartnäckiger Mann altbritischen Elitedenkens, gestattete den Franzosen, im ehrenhaften Abzug mit Besitz all ihrer Waffen das Fort zu verlassen.

Die Franzosen und ihre indianischen Verbündeten, die vor der Übermacht des Feindes zu kapitulieren schienen, kamen in Marschformation aus dem Fort heraus. Für einen Augenblick sah es so aus, als wollten sie sich ergeben. Plötzlich aber teilte sich ihre Marschkolonne und verschwand zu beiden Seiten im Gebüsch der dichten Wälder. Von dort eröffneten sie ein mörderisches Feuer auf das Regiment von Braddock, dem nun nicht mal mehr seine Kanonen halfen.

Im Buschkrieg Mann gegen Mann hatten die Briten kaum eine Chance gegen die an französischer Seite kämpfenden Indianer. Die Mingos, wie die Huronen

auch genannt wurden, waren im Blutrausch, töteten die Briten mit Tomahawk und Skalpiermesser bis auf den letzten Mann.

Auch General Braddock verlor sein Leben bei diesem Gemetzel. Selbst so manch braver Scout auf Seiten der Briten starb dabei eines grauenvollen Todes. Nur einigen Wenigen gelang die Flucht. Darunter waren George Washington und Daniel Boone, die später mit Hilfe von Männern, wie die des überaus kühnen Revolutionsgenerals Israel Putnam, den Amerikanern zur Freiheit vom Joch der Kolonialmächte verhelfen sollten.

Aber noch sieben lange Jahre sollten diese Buschkriege mit unerbittlicher Grausamkeit in den Wäldern um die Großen Seen bei wechselndem Kriegsglück für Briten, Franzosen und Amerikaner toben. Forts wurden dabei aufgegeben, verloren und zurückerobert. Mal von der einen, mal von der anderen Seite. Und bei den meisten dieser blutigen Kämpfe hatte Marquis de Montcalm seine Hände im Spiel. Auch beim Massaker von Fort William Henry, wo er der Befehlshaber war, ließ er es geschehen, dass die zügellose Bande der Mingos mordete, skalpierte und gar das Fleisch der toten Feinde mit unbändigem Hass und Triumphgefühl aß. Sie waren zu unkontrollierbar wilden, entarteten Blutbestien geworden, die im Auftrag von Bleichgesichtern töteten, um wiederum andere Bleichgesichter zu skalpieren, wie sie es von ihnen gelernt hatten.

Mehr als einmal geschahen solch unvorstellbare Grausamkeiten unter dem Kommando von Marquis de Montcalm, der in Samuel de Champlain einen guten Ratgeber gefunden hatte, wie man den Engländern mit Hilfe der Mingos am besten beikommen könne.

Erst als General James Wolfe Marquis de Montcalm in der Schlacht bei Abraham in Quebec besiegte, war dies der Anfang vom Ende für Neufrankreich in Nordamerika. Marquis de Montcalm hatte alles auf eine Karte gesetzt und verspielt, General James Wolfe für England alles gewonnen, wengleich sie beide in dieser Schlacht fielen.

Für die Briten war diese Schlacht bei Abraham in Quebec ein ungeheuer wichtiger Sieg. Die Forts im Südwesten der Großen Seen fielen allesamt in ihre Hände. Nun konnten sie sich ganz auf den Kampf mit den amerikanischen Rebellen konzentrieren.

Die Amerikaner mussten endlich beweisen, ob sie es mit ihrem Leitspruch „Amerika den Amerikanern“ ernst meinten, zumal sie auf die Unterstützung der Franzosen nicht mehr rechnen konnten. Die Yankees mussten lernen, auf eigenen Beinen zu stehen. Ob sie das unter Führung von Überläufern wie diesem Washington und Putnam wohl schaffen würden, galt es erst einmal zu beweisen. Überaus wichtig war jedoch, dass man den einen oder anderen Indianerstamm für die Kämpfe gegen die Amerikaner gewinnen könne.

Die Shawnees waren so ein Stamm, der ihnen gute Dienste leisten konnte. Unter dem ständigen Expansionsdruck weißer Siedler hatten sie die Ostküste verlassen und sich im südlichen Teil des Ohio niedergelassen. Es war das Land



des grünen Rohrs, das sie in ihrer Sprache Kentucky nannten. Außer dem einen oder anderen wagemutigen Trapper auf der Pirsch nach frischem Wild hatte es bisher kein weißer Mann gewagt, das Land des grünen Rohrs betreten.

Westlich des Kanawha-Rivers, wo die Shawnees ihr Zeltdorf aufgeschlagen hatten, gab es noch andere Nebenflüsse, wie den des seltsam bläulich schimmernden Licking Rivers. Dort sollte es die großen Salzlecken geben, die von eminenter Bedeutung für die zukünftige Besiedelung des Wilden Westens waren. Das wusste auch Captain Roderick O´ Sullivan.

Daniel Boone - Wildtöter, Fallensteller und Pfadfinder auf Seiten der Amerikaner - hatte ihm von den Blue Licks berichtet. Er war schon mal als Trapper und Jäger in Kentucky gewesen und kannte auch Tecumseh, den jungen Häuptling der Shawnee. Sein großes Vorbild war Pontiac, Häuptling der Ottawa, der versucht hatte, alle roten Männer im Kampf gegen den weißen Mann zu vereinen.

„Pontiac haben wir diese Flausen in Fort Detroit ausgetrieben und zur Räson gebracht. Das gleiche wird Tecumseh widerfahren, wenn er nicht Vernunft annimmt und von seinem törichten Vorhaben ablässt“, dachte Captain O´ Sullivan auf dem Weg ins Lager der Shawnees.

Er war ein kampfprober Offizier der Golden Shamrock Guards, der sich im Pequot-Krieg bewährt hatte und die Lebensgewohnheiten der Indianer kannte. Seit einigen Jahren war er glücklich mit Moka-nina, einer Squaw vom Stamme der Mohawk, verheiratet. Überdies war er ein fairer Händler, der von den Indianern geschätzt wurde. Nur so hatte man auch eine Chance als Unterhändler akzeptiert zu werden. Allein dem Mann, dem sie vertrauten, mit dem sie die Friedenspfeife rauchten, würde als Freund behandelt werden. Ehrenvolles Gastrecht würde ihm zuteil werden. Zuhören würde man ihm und freien Abzug gewähren, denn das Gastrecht war für sie von heiliger Unantastbarkeit.

Captain Roderick O´ Sullivan kam von Jamestown in Virginia, wo er seine Kriegsverwundung auskurierte. Die Schussverletzung war so schwer gewesen, dass er einen bleibenden Hüftschaden davon getragen hatte. Er hinkte. Ein Fronteinsatz kam nicht mehr in Frage, aber reiten konnte er immer noch mit Bravour. Er saß leicht und locker im Sattel, hatte keine Probleme oder Schmerzen beim Reiten. „Ja Rick, alter Junge, die Offizierskarriere ist zu Ende, aber als Händler bist du noch zu gebrauchen, ein Händler mit besonderem Geschick, wie ich meine, ein Kriegsveteran, den man mit Spezialaufträgen betrauen kann“, dachte O´Sullivan mit einem bittersüßen Lächeln in seinem von Wind und Sonne gegerbten Gesicht, rotbraun wie die Haut von Rindsleder.

Lord Dunmore brauchte ihn immer dann, wenn es Schwierigkeiten mit den Indianern gab. So war er auf seinem braunen Wallachhengst nebst Packpferd auf Indianerpfaden durch die Appalachen geritten, um das Lager der Shawnee zwecks Verhandlungen ausfindig zu machen. Außer Rauchsignalen hatte er nicht einen einzigen Indianer in den Bergen gesehen.

Unterwegs hatte er oftmals an die Liebesgeschichte von Pocahontas und Captain John Smith denken müssen, so wie sie ihm Moka-nina mit heißem Herzen erzählt hatte. Bei ihnen war es ähnlich gewesen, die Geschichte einer großen Liebe, die mit der Befreiung vom Marterpfahl begann:

Es war in einer hellen Mondnacht, als Captain John Smith mit einem Schiff voller Kolonisten an der Küste von Virginia vor Anker ging. Wie er am anderen Morgen sehen konnte, hatte er nahe einer Flussmündung angelegt, umsäumt vom dichten Grün eines Urwaldes mit hohen Staudengewächsen, einer halbtropischen Vegetation.

„Ein guter Platz“, dachte er halblaut sprechend, sprang aus dem Beiboot leichtfüßig an Land und hörte unter den Männern, die ihm folgten, John Rolfe, den Schiffseigner mit sonorer Brummbassstimme sagen: „Ja, hier sollten wir bleiben, eine Siedlung gründen und sie mit Palisaden versehen. Holz gibt es genug, Wasser auch. Lasst uns den Tag nutzen und das Wäldchen dort vorne roden.“

Die Männer waren einverstanden, bauten die Gewehrläufe ihrer Musketen zu einer kleinen Pyramide auf und griffen dann zu den Äxten. Sie spuckten in die Hände und bald schon konnte man die ersten Schläge im Wäldchen hören.

„Fabelhafte Idee, John“, rief Captain Smith und winkte den Männern am Rande des Wäldchens. „Ich werde inzwischen mal die nähere Umgebung erkunden.“

„Sei auf der Hut! Es könnten Indianer in der Nähe sein. Pass auf, John! Wir brauchen dich, bist schwer ersetzbar, alter Freund!“ rief Rolfe ihm voller Sorge hinterher. Da war er schon im Grün des Urwaldes verschwunden.

Captain Smith folgte mit wachsamem Auge dem Lauf des Flüsschens. Er war so sehr damit beschäftigt, sich die Gegend dieser Wildnis zwecks späterer Kartografie einzuprägen, dass er den furchtbaren Schlag auf seinen Hinterkopf kaum wahrnahm. Die Kriegskeule eines Indianers traf ihn hinterrücks mit voller Wucht. Ein kurzer, dumpfer Schmerz, und ihm wurde schwarz vor Augen. Hätte er den Helm nicht aufgehabt, wäre er auf der Stelle tot gewesen. Aber auch wenn er noch lebte, nur bewusstlos war, war er so oder so dem Tod geweiht, denn der bärenstarke Indianer schleppte ihn leicht wie ein Hirschkalb auf seiner Schulter ins Dorf, wo er am Marterpfahl sterben sollte.

Matoaka, die blutjunge, bildhübsche Tochter des Häuptlings Powhatan, sah den weißen Mann, wie er zum Sterben an den Marterpfahl gebunden wurde. Sie ging zu ihm, sah, wie er in Fesseln am Pfahl stehend seine großen, blauen Augen öffnete. Er blickte sie an, bat nicht um Gnade. Dieser Mann war stark und schön und ein einziger Blick von ihm genügte, um ihr Herz zu entflammen. Ja, es war Liebe auf den ersten Blick. Dieser Mann durfte nicht sterben.

Matoaka fiel auf die Knie, als ihr Vater Powhatan den Befehl geben wollte mit der Folter des Gefangenen zu beginnen. „Oh, Wahunsonacock, bat sie ihren strengen Vater im Algonkin Dialekt ihres Stammes, der Sprache der Powhatan:

„Halt ein, dieser Mann hat ein edles Herz. Er ist nicht so, wie die meisten Bleichgesichter. Sieh nur, in seinem Blick ist nur Liebe, keine Habgier.“

Was den ansonsten eher brutal und grausam veranlagten Häuptling dazu bewegte, Bogenschützen und Messerwerfern Einhalt zu gebieten, konnte nur die übergroße Liebe zu seiner Tochter sein, denn er traute keinem Weißen, auch wenn er noch so schöne, blaue Augen hatte. Dem flehenden Blick seiner Tochter aber konnte er nicht widerstehen.

Powhatan hob die Hand und sagte: „Matoaka will es so. Löst die Fesseln des Gefangenen. Er gehört ihr. Ich werde ihrem Bund meine Zustimmung geben. Bringt sie beide in mein Zelt!“

Nachdem Capitän John Smith im Zelt von Häuptling Powhatan beim heiligen Rauch der Friedenspfeife gelobte, seiner Tochter Matoaka niemals ein Leid zuzufügen und sich mit ganzem Herzen für den Frieden zwischen Weißen und Roten einzusetzen, war er frei und konnte in die Niederlassung von Jamestown zurückkehren.

Matoaka ging mit ihm, hatte aber Angst, dass ihr Stammesname anderen Menschen Macht über sie gäbe und nannte sich fortan Pocahontas, die Verspielte. Nur zu Recht, denn sie war von liebenswerter, verspielter Natur, eine Geliebte, wie sie sich Captain John Smith nur wünschen konnte. Leider musste er nur ein Jahr später wegen eines schweren Unfalls beim Palisadenausbau nach England zurückkehren.

Auch wenn es Pocahontas das Herz brach, blieb sie doch in der Kolonie von Jamestown und lernte die Sprache der Weißen, die sie bald schon so gut wie ihre Muttersprache beherrschte.

Oftmals geschah es, dass sie zur Beilegung von Konflikten als Übersetzerin gebraucht wurde. Und als sie zur Christin wurde, heiratete sie John Rolfe, den Freund von John Smith und reichsten Mann der Kolonie von Jamestown. Mit dem Handel von Virginia Tabak hatte er ein Vermögen verdient.

Pocahontas war ihm eine gute Frau, und er reiste mit ihr nach England und machte eine Lady namens Rebecca aus ihr. Wie durch ein Wunder traf Lady Rebecca kurz vor ihrer Rückreise nach Virginia ihre erste und einzige Liebe wieder: Captain John Smith. Er war schwerkrank, hatte Blattern im Gesicht.

Im Oberstübchen einer Hafenspelunke von Plymouth verbrachte sie eine letzte Nacht mit ihm, mit John, ihrem John, den sie immer geliebt hatte, ihn, dem sie als seine Squaw bis in den Tod treu ergeben sein würde.

Sie liebten sich leidenschaftlich, jeder Kuss ein Bekenntnis ihrer Liebe. Ein Wiedersehen würde es nicht geben. Beide würden an den Pocken sterben. Er hier im Bett dieser Spelunke, und sie auf dem Schiff zurück nach Virginia.

Auch die Kette des Allegheny Gebirges lag nun hinter ihm. Roderick O´ Sullivan wusste nur allzu gut, wie treu eine Squaw sein konnte. Ob Pocahontas oder Moka-nina, wenn Indianerinnen liebten, liebten sie den Mann ihres Herzens bis zum Tode.

Sie nannte ihn Rick, oh, Rick, wenn er sie küsste, und er sie Nina, ohhh, du, meine liebe Nina, wenn sie mit ungestümer Lust rittlings auf ihm saß, und ihr langes, blauschwarzes Haar seinen Körper peitschte.

Auf dem Cumberland Plateau ließ er die Pferde ausgreifen und ritt im leichten Trab dahin. Vor ihm bis zum Horizont eine schier unendliche Weite, eine Steppe mit bläulich schimmerndem Gras.

Eine wilde Schar von Indianern kam ihm in vollen Galopp entgegen. Er blieb ganz ruhig, kannte er doch die Reiterspiele der Indianer, die ihn bald schon umringten.

„Es ist wahr, die Späher haben sich nicht getäuscht. Sie sahen einen weißen Mann sorglos durch die Berge reiten. Ein Zeichen von Mut und des Vertrauens gegenüber dem Roten Manne. Captain Rick, meine Augen leuchten! Es ist eine große Freude, dich zu sehen, mein weißer Bruder“, sagte Ki-Kali, der Braune Bär und Anführer des Trupps. Zum Willkommensgruß legte er die rechte Hand auf sein Herz.

Captain Rick, wie ihn die Shawnee nannten, tat ihm gleich und sagte mit großer Gelassenheit aufrecht auf dem Pferd sitzend: „Ich sehe dich, Brauner Bär. Mein roter Bruder ist wohlauf. Aber wie geht es Häuptling Tecumseh? Ist er immer noch dem bösen Geist des Feuerwassers verfallen?“ Seine grünen Augen blitzten. Rick tat so, als halte er eine Flasche in der Hand, aus der er einen Schluck trinken wolle. „Cheerio!“ meinte er trocken und fuhr sich mit einer Hand durch das rote Lockenhaar. Er war eher ein britischer Ire mit coolem Humor, kein Hitzkopf, wie so mancher seiner Landsleute.

Ki-Kali blickte ihn erstaunt an, dann ging ein feines Lächeln der Erkenntnis über sein Gesicht. Captain Rick hatte sicherlich gute Kontakte zu anderen Händlern.

„Nein, Tenskwatawa, sein Bruder und Mediziner der Shawnee, hat ihm den Dämon aus der Flasche weißer Männer ausgetrieben. Die spirituellen Kräfte von Tenskwatawa, dem großen Seher, haben Körper, Geist und Seele von Tecumseh gereinigt. Er ist wieder gesund, war auf Reisen zu den Wigwams seiner roten Brüder, erfüllt von unbändigem Verlangen, sie alle im Kampf gegen die Plage der Bleichgesichter zu vereinen.

Ki-Kali unterbrach seine Rede, schwieg einen Augenblick mit finsterner Miene, ehe er fortfuhr: „Dich meinen wir nicht. Du bist ein Bleichgesicht, ein Freund, der uns jeder Zeit willkommen ist. Dein Haar wäre nicht so rot, wenn du nicht so viel vom Herzen eines Roten Mannes hättest, Captain Rick.“

Stolz warf der Braune Bär den Kopf in den Nacken. „Tecumseh hat die Häuptlinge der Wyandot, Kickapoo, Irokesen und Miami zum großen Powwow in das Sommerlager eingeladen. Alle sind dort, und du bist zur rechten Zeit gekommen, um mit ihnen über Krieg und Frieden zu sprechen. Man erwartet dich. Komm, folge mir ins Lager.“

Ki-Kali gab seinem grau gescheckten Mustang die Fersen, riss ihn auf der Hinterhand herum und sprengte davon, gefolgt von einer Schar wilder, junger Krieger.

Als Captain Rick ins Lager kam, freuten sich die Frauen, Knaben und Mädchen, die er zuerst mit kleineren Geschenken, wie bunte Glasperlen und Süßigkeiten bedachte. Strahlende Gesichter dankten es ihm. Squaws reichten ihm ein feuchtes, gut duftendes Tuch, um Gesicht und Hände vom Staub der Steppe zu reinigen. Er fühlte sich im Nu besser, trank noch eine ihm dargebotene Tonschale mit kühlem, frischem Wasser und schnallte den Pistolengurt ab. Auch das Bowiemesser und den breitrempigen Filzhut übergab er dem Indianerjungen, der seine Pferde versorgte. Über die Ware, die er in den Packtaschen verstaut hatte, brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Unter Indianern gab es keinen Diebstahl.

Zwei Krieger geleiteten ihn zum Zelt von Häuptling Tecumseh. Es war das größte Zelt und stand in der Mitte des Lagers, am Eingang zu beiden Seiten eine in den Boden gerammte Lanze, an deren Schaft Adlerfedern und Haarsträhnen baumelten.

Durch die Dachöffnung oberhalb der Feuerstelle flutete helles Tageslicht ins Zelt. In der Mitte loderte ein großes Feuer in einer vertieften Bodenstelle an dessen Rand die Häuptlinge in strenger Ordnung saßen, jeder Stammesführer an der Seite der Zeltwand, aus der er gekommen war. Wenn die Flamme aufloderte, huschte der Schein des Feuers über die Gestalten, über weiße Büffelmäntel und kahl geschorene Irokesenköpfe, über Kriegsbeile und die Federhauben der Miami Häuptlinge.

Im Halbdunkel hing am rauchgeschwärzten Zeltgestänge der wilde Zierrat von Jagdtrophäen: Büffelschädel, Bärenfelle und Elchgeweihe. In einer Zeltnische stand eine Geistertanztrommel. Darauf kauerte sprungbereit ein ausgestopfter Puma, das Klanzeichen von Tecumseh, dem Häuptling der Shawnee. Er saß mit dem Puma im Rücken Captain Rick gegenüber, der nach dem Begrüßungsritual und Worten des Dankes in der Runde schweigend Platz genommen hatte.

Außer einer Adlerfeder im Haar trug Tecumseh schlichte Mokassins und Leggins, die Schultern mit einem weißen Büffelfell bedeckt. Er hatte keine Waffen im Gürtel stecken und reichte eine gut drei Fuß lange Pfeife weiter an Keokuk, den Häuptling der Kickapoo, der seine Haare furchterregend rot eingefärbt hatte. Er sah großartig, wild und unheimlich aus.

Blutzauber lag im Duftnebel des Tabakrauches und Geisterspuk war in jeder dunklen Ecke des Zeltes spürbar, obwohl draußen die Sonne mit hellgleißendem Licht brannte, ein strahlend blauer Himmel lachte.

„Sie gedenken ihrer Ahnen, des Kraftquells von Skalpen toter Feinde und warten auf die Ankunft eines Roten Messias, der hoffentlich niemals kommen wird“, erkannte Captain Rick die esoterisch angespannte Stimmung der Ratshäuptlinge, während er besonnen darüber nachdachte, wie er ihre Stämme

als Verbündete der englischen Krone im Kampf gegen die Yankees gewinnen könne.

Die Liebenswürdigkeit selbst, lauschte er geduldig den langen Klagelitanen der Häuptlinge. Die Weißen seien doppelzüngige, nimmersatte Landräuber, die vor keiner Gewalttat zurückschreckten, wenn es darum ging, ihre Ziele durchzusetzen, wobei ihnen jedes Mittel recht wäre. Allen voran die Lüge. Sie würden die Indianer gegeneinander aufhetzen, für ihre Zwecke benutzen, so dass für sie keine Einigung möglich wäre.

Der Häuptling der Irokesen sprach von der Rechtschaffenheit des Roten Mannes, von seiner Charakterstärke, der Macht und des Glücks der Freiheit und der Gerechtigkeit in einer Welt im Einklang der Natur, wo Eigentum, wie Gold und Geld keine Rolle spiele.

„Ja, das sind sie, die ethischen Werte und Prinzipien des Irokesen-Bundes, der Stämme der Seneca, Oneida, Cayuga, Onondaga und Mohawk“ erinnerte sich Rick, als würde es ihm im Augenblick der Erkenntnis wie Schnee von den Augen fallen. Moka-nina hatte ihm gezeigt, dass man so leben könne.

Dann sah Rick, dass der junge, hochgewachsene Häuptling der Irokesen etwas Dunkles in den Händen hielt, was er herumreichte.

Es war ein breiter, schwarz gefärbter Ledergürtel, mit seltsam roten Zeichen und grünen Topasperlen besetzt. „Ein Wampum, uralt, wie einer der Tolteken oder Maya“, dachte Rick höchst erstaunt, ohne ihm ansehen zu können, was er in diesem Moment empfand. „Jetzt gilt es die Gunst des Augenblicks zu nutzen!“

Als Tecumseh den Wampum in Händen hielt, ging ein Leuchten der Verzückung über sein Gesicht. Er stand auf und hielt den Wampum hoch über die Feuerstelle des heiligen Rauches, sprach leise mit dem Großen Geist, bat ihn um Hilfe bei der Verteidigung des Heimatlandes.

Auch die anderen Häuptlinge erhoben sich und legten gemeinsam die Hände auf den Wampum, den Tecumseh ihnen wie eine Opfergabe entgegenhielt. Er sagte ernst und mit feierlicher Würde: „Lasst uns einen Leib bilden, ein Herz, unser Land verteidigen, unsere Freiheit und die Gräber der Ahnen. Werden wir ein einig Volk von Roten Brüdern, um alle Bleichgesichter zurück ins Meer zu treiben!“

Da sprang Captain Rick, von schlimmer Vorahnung getrieben, auf, wusste sich aber zu beherrschen, als er mit kühler Stimme sagte: „Das wird euch nicht gelingen. Nur wir können euch helfen. Ihr solltet an unserer Seite gegen die Blauröcke kämpfen, die auch westlich des Mississippi das ganze Land bis zur anderen Küste besiedeln wollen. Wir Rotröcke wollen dies nicht, nur so viel Land, wie ihr uns im Osten überlassen habt. Wir wollen kein Land im Westen. Euer Land wird euch bleiben. Wir werden eure Freunde sein und mit euch in Frieden leben. Howgh!“

Gegen alle Regeln der Diplomatie legte auch er die Hände auf den Wampum. Er wusste nicht, ob er damit den größten Fehler seines Lebens machte, der ihm

den Skalp kosten würde. Eisige Stille breitete sich aus. Die Streitaxt von Mischikinawa, dem grimmigen Häuptling der Miami, schwebte schon über seinem Haupt, als Tecumseh zwischen die beiden trat und sein weißes Büffelfell Captain Rick um die Schultern legte. Eine Hand auf sein Herz legend sagte er: „Dieser Mann ist unser Gast. Er steht unter meinem Schutz. Allen Shawnee ist das Gastrecht heilig. Unglück komme über den, der es missachtet.“

Mischikinawa schwieg, senkte das Kriegsbeil, aber seine Faust krampfte sich fester um die Waffe, ehe er sie zurück in den Gürtel steckte. Als sich alle wieder ums Feuer gesetzt hatten, wurde von Tecumseh ein gegerbtes Lederstück auf den festgestampften Boden ausgebreitet.

Ta-ga-ma-gua, ältester Häuptling der Wyandot, zeichnete mit einem Stück Kohle die Gebiete auf, die den Huronen noch verblieben waren. Auch jeder der anderen Häuptlinge zeichnete mit wenigen Strichen sein Stammesgebiet auf das weiße Lederstück.

Im Osten gab es die Irokesen, mehr nördlich an den Ufern der Großen Seen die Huronen, im Westen vom Ohio bis zum Mississippi die Shawnee und im Süden die großmächtigen Stämme der Miami, Cherokee und Seminolen.

Captain Rick sah zu seiner Freude mit einem Blick, dass er die Forderungen der Häuptlinge ohne weiters annehmen konnte. Nur die Shawnee hatten ihr Gebiet nach Westen ausgedehnt, ansonsten waren es allesamt jedoch jene Stammesgebiete, deren Grenzen ohnehin schon von den Engländern akzeptiert worden waren.

„Lord Dunmore, der Weiße Vater in Yorktown, freut sich über seine roten Kinder. Sie wollen den Frieden, die Blauröcke aber wollen ihn nicht. Die roten Kinder werden alle Gebiete verlieren, wenn sie nicht mit den Rotröcken zusammen kämpfen werden.“

„Wenn du von Blauröcken sprichst, meinst du damit die Franzosen“, fragte Tecumseh, um sich zu vergewissern, dass er nicht gegen seine alten Verbündeten kämpfen müsse.

„Nein, es sind die Yankees, die Rebellen, die den Weißen Vater in Yorktown bekämpfen.“

Tecumseh schwieg, dachte längere Zeit nach, befragte einmal mehr die Häuptlinge am Ratsfeuer, ehe er seine Entscheidung im Einverständnis aller kundtat. Er stand auf. Vom beifälligen Gemurmel der anderen Häuptlinge begleitet, sagte er mit leuchtenden Augen: „Wir werden mit euch gegen die Blauröcke, diese landräuberischen Yankees kämpfen. Howgh!“

Eine warme Welle von aufrichtiger Sympathie durchflutete Captain Rick, als auch er aufstand und Tecumseh die Hand zum Bunde reichte.

Lord Dunmore, der alte Fuchs britischer Hochadeligkeit und Gouverneur von Virginia, hatte schon immer gewusst, warum er ihn zum Unterhändler ins Lager der Shawnee entsandte. Egal, wie schwierig die Dinge waren, er hatte die seltene Gabe auch in überaus prekären Situationen die Ruhe zu bewahren und dabei das eigentliche Ziel seines Auftrags nicht aus den Augen zu verlieren.

Ja, er hatte auch diese letzte Mission erfüllt. Captain Roderick O´ Sullivan a. D. konnte mit dem Verlauf der Verhandlung mehr als zufrieden sein. Das Ergebnis hatte er Schwarz auf Weiß auf einem Stück gegerbten Leders.

„Mit den Shawnee und ihren Verbündeten werden wir es den Yankees schon zeigen, diesen ungezogenen Rebellenkindern endlich mal so richtig die Leviten lesen. Ihnen wird bald schon der Drang nach grenzenloser Freiheit vergehen. Wie den Franzosen werden wir sie Mores lehren, ihnen mit unerbittlicher Härte klarmachen, was es heißt, eine in aller Welt gefürchtete Kolonialmacht wie das mächtige Empire von Großbritannien zum Kampf herauszufordern“, machte Captain Rick in Gedanken seinem Herzen mal so richtig Luft, wobei ein feines Lächeln heimlicher Zufriedenheit über sein hageres, braun gebranntes Sommersprossengesicht ging.

Vor Freude über das gelungene Abkommen mit den Indianern war ihm seine patriotische Ader geplatzt. Eigentlich hätte er es gelassener angehen können, denn er gehörte nicht mehr zur kämpfenden Truppe.

Aufgrund seiner Kriegsverletzung hatte man ihn frühzeitig in den Ruhestand versetzt. Die Britische Krone zahlte ihm eine kleine Pension. Leider zu wenig, um mit Moka-nina davon leben zu können. Doch überlegte er nicht lange, machte von der raschen Entschlusskraft eines britischen Offiziers Gebrauch und war zu einem jener seltenen Händler geworden, der Indianern seine Ware zum fairen Preis feilbot.

Nein, die Indianer übers Ohr hauen, konnte er nicht, dafür hatte er zu viel Ehre im Leib. Zudem hätte er Moka-nina nicht mehr in die Augen schauen können. Auch spekulierte er nicht darauf, dass er nach diesem Spezialauftrag eine Pensionserhöhung erhalten würde, was sein Leben ohne Zweifel erleichtert hätte. Verdient hätte er es, zumal er nicht mehr der Jüngste war.

Captain Rick blieb noch solange im Lager der Shawnee, bis die Häuptlinge der anderen Stämme sich auf den Weg machten, um zu ihren Heimatdörfern zurückzukehren. Dann wollte man sich mit einer großen Schar von Kriegern in Wabokieshiek, der neuen Siedlung von Prophet´s Town treffen, die an der Flußkreuzung von Tippecanoe und Wabash lag.

Der Abschied war ein farbenprächtiges Schauspiel in vollem Kriegsschmuck, der nur von der Kleidung beim Geistertanz am Vorabend übertroffen worden war. An der Seite von Keokuk, dem rothaarigen Häuptling der Kickapoo, ritten Inasazi und Kenekuk, zwei junge, kräftig gebaute Krieger von wilder Schönheit.

Die Krieger der Shawnee waren ganz begeistert, als Captain Rick ihnen zum Abschied Pfeilspitzen, scharfe Messer und Klingen für Kriegsbeile aus blankem Eisen schenkte. Dafür erhielt er von ihnen so viele Biberfelle und Wildlederhäute, wie sein Packpferd tragen konnte.

„Alles verschenkt und doch einen guten Schnitt gemacht“, dachte Rick auf seinem Weg zurück nach Yorktown, um Lord Dunmore von der Allianz mit den Indianern zu berichten. Einen Teil der Wegstrecke wurde er von Tecumseh und



seinen Kriegern begleitet, ehe sie die Richtung änderten und zur neuen Siedlung nach Prophet´s Town ritten.

„Überaus geschickt gemacht, Captain O´ Sullivan“, sagte Lord Dunmore, als dieser ihm am Schreibtisch in legerer Trapperkleidung gegenüber saß, seinen Bericht erstattete und als Beweis die Karte der Häuptlinge überreichte. Der Lord warf einen Blick auf die Karte. Er lächelte. Vergnügt zwirbelte er die Spitzen seines Schnauzbarts, holte eine Flasche Scotch Whiskey und zwei Gläser aus seinem Schreibtisch hervor und füllte sie mit einem guten Schluck. Eines der beiden Gläser schob er Captain O´ Sullivan hin, hob das seinige in Augenhöhe und sagte: „Nun, was zögern sie, ist kein billiger Fusel, wie ihr Händler ihn an die Indianer verkauft. Cheers, trinken wir einen Schluck auf ihre Beförderung, Mayor! Sie haben alles zu meiner Zufriedenheit erledigt. Nehmen sie noch eine Zigarre, hier, eine echte Virginia aus meiner Plantage.“ Lord Dunmore hielt ihm die Zigarrenschachtel hin. Der Duft des Tabaks war von besonders erlesener Qualität, ganz anders als der einer indianischen Friedenspfeife.

Rick wusste nicht, wie ihm geschah. Alles, was er mit erhobenem Glas in der Hand dazu sagen konnte, war: „Danke Eure Lordschaft. Zum Wohl, auf Ihre Gesundheit, Exzellenz!“

Der Whiskey war vom Feinsten, floss ihm mit weich zartrauchigem Geschmack über die Zunge, befreite seine trockene Kehle vom Staub des langen Ritts. Er hatte sich selten so wohl gefühlt, nahm wie im Traum eine Zigarre. Und während ihm der Lord Feuer gab, hörte er ihn wie aus weiter Ferne sagen: „Mayor, genießen sie ihren Ruhestand. Sie waren uns stets eine große Hilfe, aber ihre Zeit ist jetzt vorüber. An die Front brauchen sie nicht mehr und die Pension wird ihr Kriegsleiden erträglicher machen.“

Mayor Roderick O´ Sullivan glaubte in einer anderen Welt gewesen zu sein, als er sich mit Erlaubnis von Lord Dunmore entfernte. Glücklichen Herzens erhob er sich am antiken Schreibtisch des Gouverneurs von Virginia und verließ mit der brennenden Zigarre im Mund den hohen, weißen Raum, der mit seiner herrlichen Stuckdecke und funkelnden Lüstern den neoklassizistischen Baustil dieses prachtvollen Herrenhauses krönte.

Wenig später erhielt General Isaac Brook von Lord Dunmore die Anweisung, er solle Oberst Henry Proctor den Befehl geben, an der Seite von Tecumsehs Kriegern und deren Verbündeten gegen die Yankees zu Felde zu ziehen. Der General war jedoch der Meinung, dass er selbst den ersten Angriff mit Tecumseh führen sollte. Das tat der schneidige britische General auch und griff mit ihm Fort Detroit an, das von der Yankeemiliz unter dem Oberbefehl des alten, friedliebenden Brigadegenerals William Hull gehalten wurde.

Anders als Pontiac, Kriegshäuptling der Ottawa, dem es zwar gelang, mehrere Forts zu erobern, aber leider nicht das von Detroit einzunehmen, schaffte dies Tecumseh im Handstreich, indem er eine Kriegslist anwandte.

Mit dem alten Indianertrick, Krieger unentwegt ums Fort schleichen zu lassen, täuschte er eine weitaus eindrucksvollere Streitmacht vor, als er in Wirklichkeit besaß. In den Augen von General Hull wurden so aus 600 Kriegern mehr als 5000, eine gewaltige Übermacht, die ihn zwang, Fort Detroit aufzugeben, zumal ihm die Engländer freien Abzug versprochen. Er kapitulierte vor einer Armee von Belagerern, die nur halb so groß war wie seine eigene, ohne einen einzigen Schuss auf sie abgefeuert zu haben. Es war eine Schande, eine Demütigung, die General Hull allein deshalb schon hinnahm, weil er unbedingt seine von ihm über alles geliebte Tochter Mabeline vor den Angriffen der blutdürstigen Rothäute retten wollte.

Die dunklen Augen Inasazis funkelten, als er die schöne, blonde Tochter des Generals erblickte, wie sie hoch zu Ross an seiner Seite gleich einer stolzen Amazone das Fort verließ, gefolgt vom Tross der Besatzung. Inasazi wurde ganz heiß ums Herz. Es war nicht nur das Blut der Kickapoo, das in seinen Adern floss, nein, auch das seiner Ahnen, der *Onas*, vermischt mit dem einer anderen urzeitlichen Rasse von hellerer Hautfarbe, wilde Jäger, die einst übers Eismeer im Osten kamen und deren Frauen so stolz und schön wie die Tochter des Generals waren. Diese Amazonen konnten kämpfen wie ein Mann, hatten ein eigenes, mächtiges Reich in den Urwäldern des Südens errichtet und waren die besten Frauen, die ein Krieger sich an seiner Seite nur wünschen konnte, wenn man sie zähmen und für sich zu gewinnen vermochte.

Ihren Skalp wollte er nicht. In der Brust dieser Frau schlug ein kühnes Herz, das er gerne besessen hätte. Vom Pferd zerren und entführen würde er die weiße Squaw, ihr zeigen, welch guter Krieger er sei. Später. Jetzt aber musste er sie ziehen lassen, denn die Engländer unter General Isaac Brook duldeten keine Übergriffe. Hätte Oberst Henry Proctor das Kommando gehabt, wäre das kein Problem gewesen.

Mit ihm, einem zynisch-abgebrühten Guerilla-Offizier der Neuengland Kolonien, würde Tecumseh noch so manches Fort der Amerikaner einnehmen, bis es zur Entscheidungsschlacht am Thames River kommen sollte. Dort würde er dann den roten Waffenrock eines britischen Brigadegenerals ablegen, seinen Offiziersäbel abschnallen und ihn Tenskwatawa als Geschenk für Ta-ga-ju-tah, seinen Sohn in Chillicothe übergeben.

Gekleidet und bewaffnet wie ein einfacher Krieger der Shawnee, würde er sich mit voller Kriegsbemalung als ihr Häuptling todesmutig und wild, gleich einem reißenden Puma ins Schlachtgetümmel stürzen, um die Schmach seines Lebens an vorderster Front zu vergessen.

Obwohl er seinen Bruder Tenskwatawa eindringlich gebeten hatte, jeden Kampf mit dem amerikanischen General Harrison zu vermeiden, hatte er es doch gewagt und dessen Lager bei Prophet's Town eines Nachts überfallen. Tenskwatawa hatte diesen Angriff gut vorbereitet und glaubte sich seines Sieges sicher zu sein. Er hielt sich und seine Krieger für unverwundbar. Und sie, die Krieger, glaubten dem großen Seher, der es vermochte eine Sonnenfinsternis

richtig vorauszusagen, was er zu ihrem großen Erstaunen im Jahre 1806 bewiesen hatte.

Aber Tenskwatawa vermochte es nicht, General Harrison und seine kampferprobte Truppe zu schlagen. Im Gegenteil, Harrison behielt einen kühlen Kopf und ließ seine Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten zum Gegenangriff übergehen, eine Attacke, die im Nahkampf bei den Indianern für Verwirrung sorgte.

Sie ergriffen die Flucht vor den Langmessern. Harrison fügte ihnen empfindliche Verluste bei, steckte ihre Siedlung in Brand und bediente sich ihrer Vorräte.

Diese militärische Schlappe war eine psychologische Niederlage für Tecumseh, die er niemals verwinden würde. Es war ein Rückschlag in seinem Bemühen, einen überregional starken Indianerbund zu errichten.

Einmal schon hatte die „schielende Ratte“, wie Tecumseh diesen General Harrison nannte, es um ein Skalphaar fast geschafft, dass er ihn bei einem Wortgefecht getötet hätte. Während seiner Abwesenheit hatte Harrison versucht, die verbündeten Häuptlinge mit wertvollen Geschenken zu bestechen, damit sie dem großen Kampf gegen den Weißen Mann fernblieben. Hätte er ihn damals nach Rückkehr von seiner Missionsreise, bei der er ihn zur Rede stellte, nur getötet und nicht verschont, dann wäre ihm womöglich auch die Schlacht am Thames River erspart geblieben.

Am trüben, unheilvollen Vorabend dieser Schlacht ahnte Tecumseh, dass er am nächsten Tag sterben würde. Dem war so, auch wenn er noch so tapfer kämpfte. Aber selbst ein Puma ist des Todes, wenn ihn die Kugel des Jägers mitten ins Herz trifft.

Nach der Schlacht behaupteten einige skalpgierige, weiße Männer, Tecumseh getötet zu haben. Allen voran der schwer verwundete Oberst Richard M. Johnson. Auch andere Offiziere und Milizsoldaten aus Kentucky rühmten sich der Tat. Aber seine Leiche wurde nie gefunden. Er, der stets mutig agierende Krieger, der visionäre Häuptling und Politiker des roten Bruderschaftsdenkens, der größte Sohn seines Volkes, fand Einlass in die Ewigen Jagdgründe. Manitou, der Große Geist, hatte ihn, Tecumseh, abberufen, und die roten Kinder der Shawnee bargen seinen Leichnam im Stamme eines hohlen Baumes, wo er niemals gefunden wurde.

Mit der Schlacht am Thames River hatten die Amerikaner England und die verbündeten Indianer endgültig geschlagen und den Mittleren Westen für die Besiedlung freigemacht.

Von nun an rollte ein Planwagentreck nach dem anderen gen Westen. Doch Black Hawk, der Schwarze Falke und Häuptling der Sauk, kämpfte unerbittlich gegen die Bleichgesichter. Dieser Nebenstamm der Kickapoo attackierte die Trecks das eine oder andere Mal wie ein Rudel tollwütiger Kampfhunde, scharf gemacht von den Weißen selbst, die gnadenlos jeden Indianer abknallten. „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer“, war damals schon die Devise unter

Siedlern, ehe sie Generalleutnant Philip Sheridan als Parole an seine Soldaten ausgab.

Einen schrecklichen Bürgerkrieg allerblutigster Art würden die Weißen in späteren Jahren zur Befreiung der schwarzen Sklaven führen, aber für die Indianer keinen Finger krümmen, nur den, der den Abzugshahn des Winchester Gewehres betätigte, um einmal mehr eine Rothaut auszulöschen.

Mit dem Bau des Feuerrosspfades ging auch die Massentötung der Büffel einher. Scout William Cody, bekannt als Buffalo Bill, war einer derjenigen, der die Wegstrecke der Eisenbahn durch den Wilden Westen als bezahlter Jäger mit seiner Winchester von der Plage der Büffel befreite und damit auch den Prärieindianern die Lebensgrundlage nahm.

An Hunger sterben aber wollte keiner der Sioux. Deshalb nahmen sie, anders als die Kickapoo, den Kampf gegen die weißen Siedler und Soldaten mit aller Härte auf. Planwagentrecks, das stählerne Feuerross, Forts, Telegrafmasten, Postkutschen und Pony Express Reiter waren nicht mehr sicher vor ihnen, wurden angegriffen und bis aufs Blut bekämpft. Alle Weißen mussten vernichtet werden, um in eine neue, glücklichere Welt kommen zu können, wo die Toten sich mit den Lebenden vereinen würden. Es war eine Vision, die sich ihnen in spiritueller Trance auftat, wenn sie Manitou mit Gebet und Gesängen, begleitet vom Klang der Trommeln und inständigem Flehen um Hilfe baten.

Beim Geistertanz wurden ungeheure Kräfte freigesetzt, die sie glauben machte, dass das Zauberhemd einer unsichtbaren Schussweste sie vor den Kugeln der Weißen schützen würde.

Viele von ihnen hielten sich für unverwundbar, waren tollkühne Krieger, die keine Furcht vor den Weißen hatten. Sollten sie nur kommen, die Bleichgesichter. Auch Indianertöttern wie Oberstleutnant George Armstrong Custer mit seiner 7. Kavallerie würden sie auf dem Kriegspfad zu begegnen wissen und es „Yellow Hair“ schon zeigen.

Die Kickapoo, die unter dem immensen Druck des weißen Siedlerstromes ihre Heimat im Mittleren Westen aufgegeben und verlassen hatten, verschwanden bald schon ganz von der weiten Ebene der Prärie und suchten Zuflucht bei den Hopi im Südosten des großen Felsengebirges.

Die Hopi überließen ihnen Land zum Anbau von Mais, Bohnen und Kürbis. Aus Jägern wurden Bauern. Von den Hopi erfuhren die Kickapoo, dass auf dem Gebiet, wo sie sich jetzt befänden, einstmals die Anasazi, ihr Bruderstamm gelebt hätte. Den Ackerbau, die Korbmacherei, das Brennen von Ton, all dies hätten die Anasazi beherrscht. Sie seien wohlhabend geworden und hätten auf dem Hochplateau von Mesa Verde nicht mehr in Höhlen gewohnt, sondern in kleinen Städten mit Lehmziegelhütten.

Mit Ankunft der Weißen Götter aber habe ihr goldenes Zeitalter ein jähes Ende gefunden. Die Weißen Götter wären böse, sterbliche Bleichgesichter gewesen. Von ihren todbringenden Krankheiten infiziert, den schweren, grauenvollen Kämpfen mit ihnen aufs Ärgste dezimiert, hätten die letzten

überlebenden Anasazi unter Führung des visionären Schamanen-Häuptlings Ahutal ihre Heimat verlassen.

Von Aztlán, dem Land im Norden der Mexica, seien sie südwärts über die Hochebene der Vulkane bis nach Tenochtitlan gezogen. Im Volk der Azteken wären sie aufgegangen, einem jungen, kriegerischen Volk, das die Tolteken besiegt hätte, die seit vielen Jahren von ihnen mit herrlich grünen Topassteinen aus Mesa Verde beliefert worden waren.

## Fünftes Kapitel

### *Maya und Azteken*

Als Hernán Cortés mit seiner Flotte von Kuba nach Yucatán segelte, steuerte er die Küste hinunter bis nach Cozumel. Dort sah er zum ersten Mal die Pyramiden der Maya, auf deren Tafelbergspitze strohbedeckte Tempel standen, die aus dem dichten, dampfenden Grün des Urwaldes emporragten. Heller noch als das Blattgold in den Decken spanischer Kathedralen leuchtete das Stroh der Tempeldächer.

„Wir kommen der Sache näher“, dachte Cortés, lachte grimmig und hieb ein paar Mal seine rechte, behandschuhte Faust in die geöffnete linke Hand. Er stand vorn am Bug an der Reling und freute sich im Stillen, weil er glaubte, schon jenes sagenhafte Goldland El Dorado an Backbord vor seinen Augen zu sehen, das ihm in jedem Fall lieber war, als der Quell ewiger Jugend, wonach Ponce de León, dieser Narr in Florida gesucht hatte. „Seine Expedition musste scheitern, meine wird es nicht.“ Er sollte unglaubliches Glück haben, das Glück eines Spielers und Abenteurers, der ohne jemals seine Beherrschung zu verlieren, mit Eiskälte, Raffinesse und stählernem Willen sein Ziel verfolgte und alles auf eine Karte setzte, um es zu erreichen. Dabei würde ihm jedes Mittel recht sein. „Entweder sterbe ich unter Trompetenklang oder auf dem Schafott“, war seine Devise.

Die Leute von Cozumel erzählten ihm, dass es im Nachbarland Yucatán zwei Christen gebe, die vor langer Zeit in einem Boot dorthin gebracht worden seien und Gefangene der Maya wären. „Kann man ihnen eine Nachricht zukommen lassen?“ fragte Cortés, indem er seine Worte zum besseren Verständnis mit der Gebärdensprache seiner Hände betonte. Man verstand ihn.

Einer der Cozumeler nickte bejahend mit dem Kopf und machte sich auf den Weg. Ein paar Tage später kamen in einem Kanu zwei Männer zurück. Einer war der Mann von Cozumel, der andere ein bärtiger, sonnengebräunter Spanier, wie ein Eingeborener gekleidet. Gerónimo de Aquilar war auf einem der Schiffe von Konquistador Valdivia gewesen, das vor Jamaika im Sturm auf ein Riff lief und unterging. Die Mannschaft wurde an Land gespült und nach zahlreichen, furchtbaren Abenteuern getötet oder geopfert. Nur zwei Männer überlebten: Gerónimo de Aquilar und Gonzalo Guerrero.

Cortés fand in Aguilar einen Übersetzer, der die einheimische Sprache der Maya beherrschte, eine wichtige Voraussetzung, wollte er denn ins Landesinnere eindringen. „Lassen sie sich ordentliche Kleidung geben, Don Gerónimo. Dann kommen sie zum Dinner in meine Kajüte.“

Aquilar war überglücklich, sich der Expedition von Cortés anschließen zu können und sagte ihm noch am selben Abend in einer kleinen Runde von vertrauten Edelleuten bei Tapas und einer großen Paella mit Meeresfrüchten,

Schweine- und Kaninchenfleisch: „Euer Gnaden, Don Hernán, es gibt etwas, das sie unbedingt wissen sollten, ehe ich in ihre Dienste treten kann.“

Er blickte in die Runde, stockte, fuhr aber nach kurzer Überlegung fort: „Mein Freund Guerrero ist zu einem Eingeborenen geworden, hat eine Maya zur Frau genommen, Kinder mit ihr und ist inzwischen zu einem tätowierten Jaguar, einem der kühnsten und besten Maya Krieger avanciert. Er kämpft als solcher in Chactemal Schulter an Schulter mit seinen roten Stammesbrüdern gegen die Spanier. Von der Zivilisation des Weißen Mannes will er nichts mehr wissen.“

„Interessant“, meinte Cortés, hob sein Glas und trank einen Schluck Vino tinto aus schwerroten Riojatrauben. „Aber erzählen Sie nur weiter, Don Gerónimo.“ Er wischte sich den Mund mit einer feinen, weißen Stoffserviette ab, an der Spuren von Rotweinflecken wie dunkelrote Blutstriemen hafteten.

„Guerrero hat wohl den Mayas erzählt, dass die Neuankömmlinge – wir, die Spanier – ebenso sterblich sind wie andere Menschen, also keine Weißen Götter seien, sondern nur ein mächtiger, grausamer Feind, fürchterliche Invasoren, die gekommen seien, um das Land zu erobern und auszurauben.“

„Sollte er das wirklich getan haben, er, Guerrero, ein Spanier und Christ, der die Seiten gewechselt hat?“ grübelte Cortés. Eine wenig beruhigende Vorstellung, die sich wie ein bedrohlicher Schatten über alle spanischen Edelleute in der Kajüte ausbreitete.

Jeder war beeindruckt, ahnte insgeheim, was auf dem Spiel stand.

Doch Hauptmann Alvarado, ein Hüne von einem Kerl mit schwarzer Augenklappe, machte ihnen allen wieder Mut, als er das Wort ergriff und sagte: „Caballeros, was soll schon passieren?! Wir sind mehr als 500 Männer, ausgerüstet mit Schwertern, Armbrüsten, Hakenbüchsen und Handfeuerwaffen mit Vorderladung. Wir haben Pferde und Kampfhunde. Außerdem gibt es 14 Artilleriegeschütze und dazu noch die tragbaren Kanonen auf unseren Schiffen. Wer uns angreift, wird es schwer haben. Die meisten von uns sind kampferprobte Männer, keine Memmen. Und Grande Hernán Cortés ist der richtige Mann am richtigen Ort, um mit seiner Expedition den Reichtum Spaniens zu mehren.“

Cortés freute sich über die Worte seines treuen Vasallen. Er klopfte ihm auf die Schulter, stand mit erhobenem Glas auf und sagte: „Dem ist so, und darauf trinken wir: Es lebe der König!“ Nach einem guten Schluck Rotwein gingen die Männer mit neuer Hoffnung gestärkt zum Schlafen in ihre Kojen.

Cortés segelte am nächsten Morgen mit 4 Schiffen und 7 kleineren, offenen Brigantinen um die Spitze Yucatáns, hielt zunächst Kurs in südwestlicher Richtung, ehe er nordwärts zur Bucht von Mexiko beidrehte.

In einem von Hitze dampfenden Dschungel an der Mündung des Rio Tabasco ließ er Anker werfen und ging mit einer schlagkräftigen Truppe an Land.

Die Unruhe in der kleinen Siedlung der Eingeborenen war spürbar. Sie kamen den Neuankömmlingen entgegen, schenkten ihnen exotische Früchte und eine

goldene Maske. Alvarado übergab die goldene Maske an Cortés, indem er grinsend sagte: „Wo dies ist, ist noch weit mehr zu holen, Don Hernán.“

Cortés nickte beifällig, ohne ein Wort zu sagen.

„Durchsucht die Hütten, Männer!“ befahl Alvarado den Soldaten mit einem von Gier funkelnden Blick des einen, unbedeckten Auges.

Da trat Gerónimo, der Übersetzer mit bleichem Gesicht zwischen die Eingeborenen, Cortés und Alvarado. Er beschwor die beiden: „Nein, nur das nicht! Sie haben kein Gold mehr – sie werden uns alle töten. Wir sollten schleunigst verschwinden!“

Aber es waren die Eingeborenen, die mit ihren Frauen und Kindern verschwanden, als sie sahen, wie die Spanier ihre Schwerter blank zogen.

„Wo wir sind, bleiben wir auch. Rückzug ist ein Zeichen von Schwäche. Adelante, soldados!“, rief Alvarado grimmig erbost über die Verzögerung. Die Spanier drangen in die Hütten ein, fanden aber kein Gold. Als sie nach der erfolglosen Durchsuchung wieder aus den Hütten hervorkamen, mussten sie sich allerdings ihrer Haut wehren. Sie wollten gerade im Wutausch die Hütten anzünden, da aber drangen plötzlich Hunderte von Indianern auf sie ein. Bei diesem Überraschungsangriff wurden 20 Spanier verwundet. Es sollte für mehrere Tage zu erbitterten Stellungskämpfen kommen. Doch dank ihrer Schwerter, Pistolen und Armbrüste, errangen die Spanier einen leichten Sieg gegen eine vielfache Übermacht des Feindes. Dabei wurde auch die Schiffsartillerie eingesetzt, die neben dem furchtbaren Blutbad einen bleibenden Schock unter den überlebenden Indios auslöste. Die Indianer waren entsetzt und wurden unter hohen Verlusten in die Flucht geschlagen. Cortés aber wusste jetzt, dass auch wenn der Gegner zehnmal stärker war, er damit rechnen konnte, unter geringen eigenen Verlusten den Sieg davonzutragen.

Während der nächsten Tage am Rio Tabasco unterwarfen sich die Indianer und machten den Spaniern Geschenke, darunter auch Frauen, die Tortillas zubereiteten und den Kommandanten als Mätressen im Bett dienten. Unter ihnen war eine rassige, bildschöne Maya Indianerin, auf die Cortés ein Auge geworfen hatte. Außerdem bemerkte er, wie sprachgewandt dies Mädchen war. Weiter oben an der Küste im Norden hatte er bei Gesprächen mit anderen Frauen festgestellt, dass sie der Sprache der Azteken mächtig war. Ein Glücksfall, denn nun konnte er sich dank Gerónimo de Aguilar mit dem Mädchen auf Maya verständigen, und dann mit ihrer Hilfe auf Náhutal in der Sprache der Azteken. Malinali hieß das Mädchen, aber Cortés, dem es gelang, ihr Herz zu gewinnen, nannte sie seit der ersten Nacht, wo sie sich im Mondschein auf dem Lager seiner Kajüte heiß und innig liebten: Malinche.

Sie war schön wie Ixchel, die Göttin des Mondes. Schwalben, die Lieblingsvögel der Göttin, umschwirren Malinche am Abend und pickten im Fluge Maiskörner aus ihrer ausgestreckten, weit geöffneten Hand. Ixchel hörte ihren Kinderwunsch und würde ihn als Göttin des Mondes und der Fruchtbarkeit erfüllen.



Malinche verehrte ihre Schutzherrin Ixchel und war glücklich in den starken Armen von Commandante Cortés, den sie abgöttisch liebte. Malinche gab sich ihm mit Haut und Herz hin. Sie war seine Mätresse, seine unterwürfige Sklavin, wurde seine teure Geliebte und Vertraute, die für ihn als Dolmetscherin auf seinem Eroberungsfeldzug von unschätzbarem Wert war.

Bald schon sprach Malinche recht gut Spanisch. Sie und Cortés wurden ein eingespieltes Paar, brauchten Gerónimo immer seltener zum Übersetzen bei Gesprächen mit fremden Indianern. Jeder der beiden konnte sich auf den anderen absolut verlassen, ja, erriet sogar unter schwierigen Verhältnissen oftmals die Gedanken des Partners. Sie waren das ideale Paar, mit einer Seelenverwandtschaft, wie es nur bei Liebenden mit gleichem Verlangen und selben Interessen der Fall ist.

In den Augen des eigenen Volkes aber war Malinche eine Hure, eine Verräterin, und für die Azteken sollte sie zur Todesgöttin werden.

Leise betrat Imoatec das Gemach von Montezuma. Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die Perlenvorhänge, als der Diener die dunklen Tücher von den goldenen Käfigen der Vögel nahm. Dann entfernte sich Imoatec so leise, wie er gekommen war.

Montezuma wurde vom fröhlichen Gezwitzcher kleiner, bunt gefiederter Vögel geweckt. Er schlug die Decke aus Jaguarfellen zurück. Sein Kopf schmerzte. Er lag nackt auf dem breiten, weichen Lager, hatte einen schönen, schlanken Körper mit einer hellbraunen Haut, die glatt und fein, wie die eines jungen Pharaos war.

Montezuma hatte große Ähnlichkeit mit Echnaton. Seine klugen, dunklen Augen, der zartgliedrige Körperbau, die überlegte Sprache, dezente Würde und erhabene Haltung war ganz die jenes ägyptischen Pharaos, der wie er Aton, den Gott der Sonne verehrte und vom Volk der Azteken Tonatiuh genannt wurde.

Vom Lager sich erhebend, saß Montezuma für eine Weile grübelnd auf der Bettkante. Er hatte schlecht geschlafen, böse Träume gehabt. Die Kundschafter hatten ihm von Weißen Göttern berichtet, eine Nachricht, die ihm sehr zu denken gab. Er klatschte zweimal in die Hände. Imoatec erschien. Er verbeugte sich vor Montezuma, der ihn mit seltsam trauriger Stimme bat: „Imoatec, mein treuer Diener, bringe mir bitte eine Schale mit warmem Kakao. Ich fühle mich nicht wohl.“

„Sofort, mein Gebieter“, sagte Imoatec, den Blick vom Boden erhebend. Er sah, dass das edle Gesicht seines Herrn von einer unnatürlichen Blässe angekränkelt war und beeilte sich dem Wunsch unverzüglich nachzukommen. Wenig später war er zurück, reichte Montezuma die Schale, der sie mit beiden Händen an seine Lippen führte. Nach einem guten Schluck sagte er: „Rufe Teomama.“

Imotec schaute ihn ungläubig an.

„Ja, beeile dich. Ich brauche Hilfe, einen Priester, nein, nicht zum Sterben, aber als Beistand mit Rat für unser aller Leben.“

Während der Diener den Oberpriester holte, stand Montezuma auf. Der Kakao hatte ihm gut getan. Er zog sich ein leichtes, mit Goldfäden durchwirktes Gewand aus beigefarbenem Linnen an. Dann schob er mit einer Hand die Perlenvorhänge beiseite.

Jenseits der großen Pyramide, den weißen Tempeln, stolzen Palästen und schwimmenden Gärten sah er die schneebedeckte Bergkuppe des Popocatepetl. Im Licht der Sonne war ein glitzerndes Flimmern wie der Duft von frischer Minze, gesüßt von Jasmin und zarten Agavenblüten.

Die wunderbare Luft dieses jungen Morgens bis in die Spitzen seiner Lungenflügel einsaugend, genoss er die herrliche Aussicht über das Reich der Azteken, dass von einem Volk artfremder Wesen bedroht wurde, die nur Quetzalcoatl, der gefiederte Schlangengott geschickt haben konnte, um sich an ihnen zu rächen. Es wäre fürchterlich, wenn dem so wäre, was Quetzalcoatl ihnen einst angedroht hatte, als er sich beleidigt abwandte. Würde seine Drohung wahr werden?

Er musste an seine Ahnen, die tapferen Vorväter denken, Führer und Gründer des Aztekenreiches wie Itzcoatl, Montezuma der Ältere, Axayacatl, Tizoc und Ahuitzotl. Er konnte es immer noch nicht glauben, dass die Weißen Götter mit ihren Verbündeten jenseits der Dämme vor den Toren von Tenochtitlan stehen sollten. Ihr Anführer soll ein mächtiger Fürst sein, ein gottgleicher Malintzin, an dessen Seite sich Malinche, eine Maya-Mätresse von ungewöhnlicher Schönheit befände.

„O Herr, du hast mich rufen lassen. Womit kann ich dienen?“ hörte Montezuma die von leiser Ergebenheit geprägte Stimme des Oberpriesters Teomama. Dem Priester sich zuwendend, blickte ihn Montezuma mit seinen schönen gefühlvollen Augen an, war ganz beherrscht, obschon ihm sein lautloses Erscheinen einen Schrecken einjagte. Von unheimlicher Plötzlichkeit wie der Tod war das Kommen des Priesters gewesen.

In einem schwarzen Gewand gekleidet, die Rastalocken blutverschmiert, stand Teomama mit gebeugtem Haupt vor Montezuma. Er hörte den Tlatoani, den erhabenen Herrscher der Azteken sagen: „Beantworte mir eine Frage, Teomama. Ist Quetzalcoatl gekommen, um seine Drohung wahr zu machen? Wir haben das Jahr 1Rohr.“

„O Herr, verschone mich mit deinem Zorn. Die Boten sind mit Opferblut gereinigt worden, ehe ich sie befragte. Sie haben ins Antlitz der Götter geschaut. Er ist erschienen, ist an der Meeresküste im Osten mit seinem Gefolge an Land gegangen. Mit einem Heer von Buckeligen hatte er uns einst verlassen, mit einem großen Heer von Weißen Göttern ist er jetzt zurückgekommen, hat die Tlaxcalteken besiegt und mit ihnen Cholula eingenommen, wo er als Zeichen seiner Macht ein fürchterliches Blutbad anrichtete. Jetzt steht er vor Tenochtitlan am anderen Ende der Dämme. Quetzalcoatl wird hierher kommen,

an den Ort seines Throns, denn genau dies kündigte er uns nach dem Fall von Tula an. Damals, als wir die Tolteken besiegten und wir Quetzalcoatl vertrieben, schwor er am Volk der Azteken blutige Rache zu nehmen, wenn er im Jahr 1 Rohr aus dem Land der Morgendämmerung zurückkäme.“

„So ist meine Annahme richtig, die Sorge berechtigt!?“

„Ja, es scheint so zu sein. O Barmherziger, ich werfe mich dir zu Füßen.“

„Nein, tue dies vor Quetzalcoatl. Ich werde ihn besänftigen, die Adler und Jaguar Krieger zurück halten, ihm Brücken und Tore öffnen, ihn in Tenochtitlan willkommen heißen und ein Potlatchfest feiern“, sagte Montezuma klug genug, um zu wissen, dass es zunächst einmal die bessere Lösung wäre, sich friedlich zu begegnen. Man würde sich kennen und schätzen lernen. Vielleicht würde eine dauerhafte Freundschaft entstehen und man könnte Quetzalcoatl wieder versöhnlich stimmen, unter dessen Schutz sich ja der fremde Malintzin mit seinem kriegerischen Gefolge befände. Andernfalls könnte es nicht allzu schwer sein, die Fremden zu töten. An Kriegern waren sie ihnen um ein Vielfaches überlegen. Wären sie alle erst einmal in der Stadt, säßen sie auch in einer für sie tödlichen Falle.

„Teomama, ich möchte, dass alle Priester zum Empfang der Fremden makellos weiße Gewänder tragen. Auch wünsche ich keine Menschenopfer mehr während des Aufenthalts der Fremden in unserer Stadt. Imoatec möge hereinkommen, damit ich mit ihm den Empfang der Fremden besprechen kann. Ach ja, auch die Hauptleute der Adler und Jaguar Garden möchte ich sehen, um ihnen zu sagen, wie sich ihre Elitekrieger zu verhalten haben.“

„O Herr, ich eile, Euer Wunsch ist mir Befehl“, sagte Teomama, verbeugte sich einmal mehr und verließ den Raum.

Einige der Spanier hatten als Söldner im Dienst von anderen Großmächten Europas schon einmal Venedig gesehen und konnten sich voller Begeisterung daran erinnern. Aber keiner von ihnen hatte jemals Tenochtitlan vor Augen gehabt, diese Stadt der Träume, wo einem die Worte fehlten, um sie mit all ihrer surrealen Schönheit beschreiben zu können. Die Türme und Tempel, Paläste und Pyramiden, die Brücken, Dämme und schwimmenden Gärten, alles erschien wie eine Fata Morgana aus dem Jenseits höchst exotischer Utopie.

Wind kam auf, unstete, launische Böen. Quetzalcoatl war in seinem Element und ließ aus allen vier Himmelsrichtungen kräftig blasen. Es war nicht nur sein Jahr, das Jahr 1519 1 Rohr, nein, auch sein Tag, der Tag 1 Wind. Schon konnte man sehen, wie sich die lustig flatternden Wimpel an den Lanzen spitzen der Reiter bedrohlich strafften, starr und steif im Wind wurden, und als glatt geschärfte Kriegsbanner die Luft durchschnitten.

Die Vorhut der Kavallerie ritt in voller Kriegsrüstung auf dem Hauptdamm mit klingendem Schellengeläut den Schwertkämpfern und Armbrustschützen voraus. Grauweiße Schaumflocken aus dem Maul der Pferde stieben umher,

Standartenträger zeigten ihre Kunststückchen, Harnische und Schwertklingen blitzten hell auf im Sonnenlicht und Armbrustschützen setzten prüfend ihre Waffen zum Schuss an. Hinter Cortés und seinen Leibwächtern triumphierten die kampfbereiten, indianischen Verbündeten, tänzelnde, schreiende und kreischende Tlaxcalteken, die sich fortwährend mit der flachen Hand auf ihre Mäuler schlugen. Links und rechts des Damms wimmelte es von Kanus mit furchtlosen Azteken, die die Weißen Götter voller Neugier höchst gespannt beobachteten.

Als die Spanier von den Jaguarwächtern die Erlaubnis erhielten, die Brücke zur Hauptinsel passieren zu dürfen, war der Weg frei nach Tenochtitlan. Es war ein Wagnis ohnegleichen in diese Stadt einzumarschieren und so kühn aufzutreten, als gehöre sie bei aller Selbstherrlichkeit bereits der Spanischen Krone.

In den Straßen und auf den Hausdächern drängte sich das Volk der Azteken. Montezuma wurde von Edelleuten in einer Sänfte zum Platz des Großen Marktes getragen. In einem prächtigen Mantel aus blaugrün schimmernden Arafedern entstieg er der Sänfte, die drapiert mit feinen Baumwolldecken oberhalb des purpurnen Baldachins mit Adlerköpfen in leuchtendem Orange, Braun und Gelb verziert war.

Die Edelleute streuten Blumen. Montezuma legte Cortés goldene Ketten mit kostbaren Edelsteinen um den Hals und sagte: „Seid willkommen, Kapitän. Es wird Euch an nichts mangeln. Fühlt Euch bei mir wie zu Hause.“

Cortés blickte ihn misstrauisch an und ließ durch Malinche fragen: „Bist du Montezuma?“

„Ja, der bin ich, Motecuhozuma, ein Nachfahre jener Indionas, die von Westen her übers polynesischen Meer aus weiter Ferne kamen, angeführt von einem Häuptling, der uns in diese Gegend führte.“

„Rätselhafte Worte, womit ich nicht viel anfangen kann“, dachte Cortés. „Hoffentlich hat Malinche diesen Motecuhozuma richtig verstanden, den Sinn seiner Worte ohne Fehler übersetzt.“

Malinche lächelte geheimnisvoll wie eine Sphinx.

„Sie ist schön, aber gefährlich“ meinte Montezuma nach einem Blick in die dunklen, matt glänzenden Mandelaugen der Maya Indianerin, die auch diese doppeldeutige Schmeichelei übersetzt hatte.

Cortés lachte und sagte: „Eine Wildkatze lässt sich nicht zähmen, aber bändigen.“

„Dieser Mann strotzt vor Selbstvertrauen“, staunte Montezuma, ohne sich seine Verwunderung anmerken zu lassen. Er stieg wieder in die Sänfte ein und bedeutete Cortés ihm mit seinen Männern die Straße hinauf zu folgen.

Vor einem großen, prächtigen Gebäude mit Säulen und Höfen voller Blumenschmuck betraten die Spanier einen weiträumigen Innenhof, der dem Palast angehörte, wo sie beherbergt werden sollten. Der Innenhof bot Platz für eine größere Menschenmenge.

Gleich nach der Ankunft in dem ihnen zugewiesenen Palast feuerten die Spanier immer wieder Salven aus ihren Hackenbüchsen in die Luft. Es war eher die selbstherrliche Demonstration ihrer Macht als ein ehrenvoller Salut zur Begrüßung des Gastgebers Montezuma, der sich am Krachen und Donnern beim Abfeuern der Büchsen nicht erfreuen konnte. Er erschrak. Ihm schwante Unheil. Übelkeit überkam ihn und sein Herz pochte so heftig, als habe er Teonanactl, halluzinogene Pilze gegessen. Dunkle Rauchschwaden krochen überall am Boden entlang, verströmten einen üblen, betäubenden Geruch, der ihm und vielen seiner Höflinge fast die Sinne raubte.

Montezuma war bemüht, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. Ihm war kaum anzumerken, wie es in seinem Herzen aussah. Er geleitete die spanischen Anführer in die Halle des Palastes und ließ Cortés mit Malinche an seiner Seite Platz nehmen. Wenig später wurden weitere Geschenke herbeigebracht: Gold, Silber, prächtige Federarbeiten, elegante Gewänder und viele andere herrlich gewebte Stoffe.

Die Großzügigkeit Montezumas kannte keine Grenzen und war eine Demonstration seiner Macht, keinesfalls ein Zeichen der Unterwerfung. Die bescheidene Geste einer solch generösen Freigiebigkeit war ohne zu protzen die eines Königs, der mehr Geschenke macht, als ihm der Beschenkte jemals zurückgeben kann. Vielleicht waren es all diese Kostbarkeiten, die die schlummernde Gier bei den Spaniern weckte und dazu führte, dass diese Begehrlichkeit nach Gold und Edelsteinen unter Cortés und seinen Männern ins Unermessliche wuchs. Jedenfalls fühlten sie sich von Beginn an gut behandelt und reich beschenkt. Mit solch einem grandiosen Empfang hatten sie nicht gerechnet. Selten war ihnen wohler gewesen, als hier in Tenochtitlan, wo sie die opulente, aztekische Gastfreundschaft des Tlatoani aller Mexica genossen.

Malinche übersetzte Montezumas Einladung zum Potlatchfest. Vorher aber sollten sich die Spanier ausruhen und pflegen. Bad und Bett seien gerichtet, für Speisen und Getränke würde gesorgt werden.

Allein nur zu dem einfachen Zweck, all seinen vorübergehend angehäuften Reichtum bei einer einzigen Gelegenheit zu verschenken, war Montezuma „auf der Matte“, saß am nächsten Abend auf seinem Thron im Festsaal des Palastes und erwartete voller Freude seine Gäste zum Potlatch. Die Spanier sollten erleben, wie man sie, die Weißen Götter, ehren und beschenken würde. In einer einzigen Nacht wie dieser würden sie kennen lernen, was das Leben für den Menschen an Schönem, Genuss und Schicksalhafterm bis zu seinem Tode zu bieten vermag. Unvergesslich würde ihnen diese Nacht in Erinnerung bleiben.

Zum Fest waren auch hochrangige Persönlichkeiten, die verbündeten Kaziken und Edelleute tributpflichtiger Vasallenstaaten eingeladen.

Malinche war eine äußerst attraktive Frau mit blendendem Aussehen, eine Maya, die genau wusste, was sie wollte, als sie an der Seite von Cortés und Alvarado den Festsaal betrat. Mit Cortés hatte sie im Bad vor nicht einmal zwei

Stunden viel Freude gehabt, war voller Lust entflammt, als er es mit ihr trieb. An der Seite von Alvarado fühlte sie sich sicher, wenn es darum ging, heikle Gespräche zu übersetzen, die brisanten Sprengstoff enthielten. Wo immer Alvarado hinging, Schwert, Dolch und Pistole waren am Mann. Auf den Harnisch eines Brustpanzers hatte er verzichtet, trug wie Cortés die Festkleidung spanischer Edelmänner, einen leicht wattierten Wams mit Brokatweste, Halskragenkrause, Strumpfhosen und spitzen, flachen Schuhen.

Von eleganter Machart war Malinches trägerfreies, weißes Gewand, raffiniert im Schnitt, die Hüften umschmeichelnd und verziert mit orangeroten Symbolen der Mondgöttin Ixchel. Eine Goldkette mit grünen Topassteinchen schmückte ihre Brüste, im freiliegenden Bauchnabel steckte ein funkelnder Diamant, wie auch in beiden Ohrläppchen. Ein wenig Mascara für die Wimpern, indigoblaue Farbe als Lidschatten und ein Hauch von Chilischotenrouge auf Wangen und Lippen war alles, was sie zur Betonung ihres aparten, indigenen Gesichtes bei besonderen Festlichkeiten auflegte. Schminke brauchte Malinche eigentlich eher selten, denn sie war von Natur aus eine Schönheit mit einem ungewöhnlich klugen Kopf. Don Hernán wollte, dass sie vom Goldschmuck und den Juwelen trug, die er von Montezuma geschenkt bekommen hatte.

Der Tlatoani in einem Prunkgewand aus smaragdgrünen Quetzal- und Arafedern sah es mit Wohlwollen. Er streichelte das Jaguarfell seines Thronsitzes, den Kopf der Raubkatze zwischen seinen Beinen. „Schöner kann eine Frau nicht aussehen“, dachte Montezuma, dem seine Spione berichtet hatten, dass diese Malinche eigentlich eine Zapoteca war, eine gebildete Kazikentochter, die nach dem Tode ihres Vaters zur Sklavin an die Maya verkauft wurde. Ihre Mutter hatte wieder geheiratet und sie als Vattertochter und Erbin eines nicht unbeträchtlichen Vermögens zu Gunsten ihres Halbbruders verstoßen.

Montezuma wusste Bescheid, kannte ihr Geheimnis und lächelte mit allwissender Liebenswürdigkeit. Malinche wagte es nicht, ihren Blick zu erheben, verhielt sich so, wie es die Etikette bei Hofe des Tlatoani vorschrieb. Sie, Doña Marina, wie sie jetzt als Christin hieß, hatte ihre Herkunft nicht vergessen, wusste als Indianerin, was sich gehörte. Wie von Ferne vernahm sie wenig später die Stimme Montezumas, der sie aufforderte: „Malinche, es sei dir vergönnt, mein Antlitz zu schauen.“

Sie spürte, wie er ihr sanft über das lange, blauschwarze Haar strich, dass sie streng anliegend im Nacken zum Knoten geflochten trug. Von seiner Hand ging ein Gefühl der väterlichen Güte aus. Da hob sie wie eine Spanierin stolz den Kopf, blickte ihn, den großen Moctecuhzuma, aus nächster Nähe mit ihren großen, dunklen Mandelaugen an. Sie wusste, dass sie sein Herz gewonnen hatte. Er begrüßte Cortés und Alvarado, die sich vor ihm in höfischer Manier kurz verbeugten.

Montezuma erhob sich von seinem Thron. Begleitet von Edelleuten und Höflingen wollte er während des Rundgangs über den Sonnenhof von ihnen wissen, wie ihr Befinden wäre und ob alles zu ihrer Zufriedenheit verlaufen sei.

Cortés ließ verlauten, dass er zum ersten Mal seit langer Zeit in einem Bett mit Matratze und Kissen geschlafen habe. Die Steppdecken wären weich und warm gewesen. Malinche und er hätten wie auf Wolken himmlisch gut geschlafen, was Alvarado nur allzu gern bestätigte, wobei er an sein spartanisch hartes Lager in Estremadura denken musste.

Zwischen Pergolen, umrankt von Hibiskusblüten, Oleandersträuchern und überlappenden Zweigen kleiner Mimosenbäume, schritten sie an einem großen, herzförmigen Schwimmbecken vorbei. Junge Mädchen vergnügten sich im Wasser, aztekische Nixen, die prustend und lachend umher schwammen.

Inmitten des Raumes, den sie betraten, befand sich eine lange, mittels Copae, einem wohlriechenden Duftwachs, versiegelte Tafel, worauf ein Buffet mit kalten und warmen Speisen angerichtet war: Schwarze Obsidianplatten und rotbraune Tonschüsseln mit Geflügel, gegrillte Hähnchen, Pute, Wachteln, Tauben und anderen Vögeln. Jede Art von Fluss- und Seefisch, Ixtali, Ameisen in Honig, zartes Reptilienfleisch, grüner Tangschleim, Patatas, gebackene Kartoffeln, rote, pikante Chilischoten, süßer Mais, Tomaten, Zwiebeln, Patolli, junge Springbohnen, frisches Obst, Tlaxca, goldgelbe Teigfladen, Tamale, gefüllter Maiskuchen, Beeren, Nüsse und Chocolatl, zartbittere Schokolade vom Feinsten.

In Tonkrügen gekühlt gab es diverse Getränke wie Cacahuatl, gesüßten Kakao, köstlich schmeckende Kokosmilch, exotische Fruchtsäfte, Octili, scharfen Maisschnaps, Pulque, ein vollmundig herbes Bier aus gegorenem Agavensaft oder berauschenden Mescal, ein alkoholischer Pflanzenextrakt aus Peyotl-Kaktus, der ähnlich wie die Droge halluzinogener Pilze auf das Bewusstsein des Menschen wirkte.

Diese Tafel war der reinste Wahnsinn, ein Delirium für die Sinne: Farben, Düfte, Dekor und Aromen, all die Speisen, diese herrlichen Gaumenfreuden angerichtet und platziert inmitten von bunten Blumenarrangements und Kerzen, die gerade eben angezündet wurden, als die Sonne unterging und das Himmelszelt sich mit Myriaden von Sternen als kosmisches Dach über dem Palast des Tlatoani wölbte. Kein Spanier hatte so etwas Grandioses jemals vorher in seinem Leben gesehen.

Das Fest wurde vom Hohenpriester Teomama mit einem Schlag auf den großen Gong eröffnet, eine Riesenscheibe aus purem Gold, die im Hintergrund frei schwebend über dem Podium einer Bühne hing, die von schwimmenden Gärten umgeben war. Jongleure, Akrobaten, Zauberer, Tänzer und Musiker erschienen in farbenprächtigen Kostümen. Inzwischen hatte man es sich vor der Bühne auf Matten bequem gemacht, saß an kleinen Tischen, aß von den Leckereien des Büffets. Flinke, hübsche Mädchen huschten immer wieder durch die Reihen, brachten weitere kulinarische Köstlichkeiten und Getränke. Ihre

Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen, denn sie waren auch sonst nicht abgeneigt, den einen oder anderen Extradienst auf der Matte anzubieten.

Montezuma lachte und freute sich einmal mehr über die Ballspiele der Jongleure. Wie die meisten Azteken liebte er Ballspiele. Martin López, der Schiffsbaumeister, vergnügte sich mit einer rassigen Toltekin, die auf seinem Schoß saß und ihm heimlich zwischen die Beine griff. Dagegen waren die hübsche Tochter und Nichte Montezumas eher zurückhaltend, lächelten schüchtern und verlegen Córtes an, wohl wissend, dass sie ihm vom Tlatoani geschenkt worden waren. Córtes konnte also nach Belieben über sie verfügen, was er auch bei anderer Gelegenheit tun würde, aber natürlich nicht in Anwesenheit von Malinche, die in den beiden Mädchen keine ernsthafte Konkurrenz sah. Es waren noch Kinder, so naiv, so unschuldig und zauberhaft, wie sie Don Hérnan voller Scheu in ihrer pubertären Frühreife anlächelten. Aber auch Kinder konnten zum Objekt der Wollust werden. Für Sandoval und Tapia, zwei raubeinige Konquistadoren an der Seite von Alvarado, war es ein überaus geiles Vergnügen mit Kindern beiderlei Geschlechts herumzumachen. „Seltsam, beides starke Kämpfer, aber schwache Männer“, dachte Pater Sahagún, der Alvarado ein Kassiber für Cortés zusteckte, dass er aus der Tasche seiner Kutte hervorgeholt hatte. Er flüsterte Alvarado etwas ins Ohr. Der Hüne nickte, stand auf und ging herüber zu Córtes, der neben Montezuma in der ersten Reihe vor der Bühne saß.

Ein Zauberer ließ aus dem Ärmel seines schwarzen Gewandes einen Jungadler fliegen, der ein Herz im Schnabel davon trug. Das Publikum war fasziniert, schaute gebannt dem Vogel nach, der als Schlange vom Nachthimmel vor die Füße des Zauberers fiel.

Córtes war im Gespräch mit Montezuma, hatte ihm von Maria, der unbefleckten Mutter Gottes und der Leidensgeschichte, dem Kreuzestod ihres Sohnes erzählt und versuchte ihm jetzt die Dreifaltigkeit Gottes anhand eines allegorischen Beispiels zu erklären. „Stelle dir eine Blume mit drei Blüten vor.“

Montezuma überlegte einen Augenblick und dachte laut, als er antwortete: „Ich versuche es, aber mir fällt keine Blume ein, die so wäre. Eine Blume hat mehr als drei Blüten, so wie wir auch mehr als drei Götter haben. Huitzilpochtli, und nicht nur er, sondern auch die anderen Götter brauchen Opfergaben, Herzen, damit sie uns den Sieg über unsere Feinde schenken. Die Siege geben uns die Nahrung für Götter, die, so besänftigt, nicht Frieden gewähren, sondern weitere Kriege, die wir wiederum zum Zwecke ihrer Nahrung gewinnen müssen.“

„Ein Teufelskreis!“ unterbrach ihn Córtes und las den Kassiber, den ihm Alvarado von hinten über die Schulter gereicht hatte. „Jetzt fallen einem schon die eigenen Leute in den Rücken. Narvaéz! Er will mir den Garaus machen. Aber warte nur, dem Hundesohn werde ich es zeigen!“ fluchte er und schäumte innerlich vor Wut.

Nur mit Mühe konnte Cortés seinen Zorn über die Intrigen seines Erzfeindes Velásquez, dem Gouverneur von Kuba unterdrücken. Er hatte ihm Narvaéz auf



den Hals gehetzt, um ihn zu erledigen. Ja, er musste sich diesem Narváez stellen, obwohl er gerade dabei war, Tenochtitlan für die spanische Krone einzunehmen, was ihm allerdings noch nicht geglückt war. Ein denkbar schlechter Zeitpunkt, diese Stadt verlassen zu müssen. Aber es musste sein. Mierda! Qué puta es la guerra! Jetzt muss Alvarado die Sache schaukeln, zeigen, was in ihm steckt, welche Führungsqualitäten er hat. Werde ihm ein Arsenal an Waffen und einen Teil meiner Armee unterstellen, ihm vorher aber meine Anweisungen erteilen, und danach hat er zu handeln. Keine Eigenmächtigkeiten, die werde ich nicht dulden!

Malinche wusste sogleich nach den ersten Worten von Córtes, wie es in ihm aussah und übersetzte keine Silbe an Montezuma. Der Tlatoani sah, wie sich Cortes und Alvarado offenbar über wichtige Dinge unterhielten, die von hoher Dringlichkeit zu sein schienen. Er verstand, nahm Rücksicht und verzichtete auf weitere Fragen. Stattdessen rief er die Kaziken der verbündeten Stämme an seine Seite, befragte sie alle der Reihe nach ob ihrer Bündnistreue und erließ ihnen je nach Vertrauensbezeugung die Tributzahlungen eines ganzen Jahres. Das war Potlatch, eine ungeheuere Großzügigkeit, die ihn zu einem überaus geachteten Herrscher mit großem Herz machte. Montezuma war im Rausch einer alles entäußernden Geberlaune, denn auch die Spanier wurden einmal mehr reichlich beschenkt, erhielten aus der Schatzkammer Juwelen und kunstvolle Kostbarkeiten aus blankem Silber und Gold: Armreifen, Lippenpflocke, Ringe, Halsketten, Mantelspangen, Gürtelschnallen, Broschen mit Türkisen, große Murmeln und kleine Wagenradscheiben, geflügelte Statuen von Tieren oder Menschen, herrliche Plaketten von Sonne, Mond und Sternen.

Es war eine heiße, schwüle Nacht. Getränke aller Art flossen in Strömen. Von Pulque, Octili oder Mescal berauscht, rauchten die Männer Tabaco oder Marihuana aus kleinen Tonpfeifen, wenn man nicht gerade damit beschäftigt war, sich von einer der bildhübschen Sklavin verwöhnen zu lassen, was diese glutäugigen Mädchen am Hofe Montezumas nur allzu gut verstanden.

Das Fest näherte sich dem Höhepunkt.

„Was sind das für Leute, die Teomama zur Bühne führt? Warum sind ihre Gesichter weiß wie Kreide?“ wollte Cortés wissen, der sich mit Malinche bei diesem Fest glänzend amüsierte. Er küsste sie auf das kleine, gut duftende, schwarze Dreieck ihres Haaransatzes und sagte vergnügt zu Montezuma mit einer Schale Pulque in der Hand: „Oro, salud y amor! Fantastico, die Künstler, diese Show!“ Sein unerschütterlicher Optimismus half ihm selbst schwierigste Situationen im Leben zu meistern. Er hatte wieder alles im Griff. Alvarado wusste Bescheid. Er, Don Hernán Cortés, konnte sich jetzt entspannen, denn noch heute Nacht würde man Montezuma in Eisen legen, während er morgen in aller Frühe aufbrechen würde, um in einem Überraschungsangriff Narváez in seinem Lager bei Zempoala niederzumachen.

Montezuma schien glücklich zu sein, als er zur Bühne wies und Cortés erklärte: „Die Bleichgesichtigen, es sind Auserwählte, die für den Chacmool,

den Feuerstein bestimmt sind. Für jeden von ihnen ist es die höchste Ehre, sein Herz den Göttern zu schenken. Es sind Elitekrieger, die nicht wollen, dass uns die Götter zürnen. Auch für euch, die Weißen Götter geben sie ihr Herz hin. Die Herzen der Feinde sind nur schmückendes Beiwerk zudem der eigenen Opfergaben unserer jungen, furchtlosen Männer.“

„Prima, einige rote Teufel weniger. Gut für uns“, dachte Alvarado mit dem pragmatischen Verstand eines Metzgers, der schon öfters Indios abgeschlachtet hatte. Wenig später verließ er das Fest, um alle Vorbereitungen zur Verhaftung Montezumas zu treffen. Schwer bewaffnet wie die Gladiatoren würden sie in diesen Palast einmarschieren und jeden Indio niedermetzeln, sobald Cortés auf dem Weg nach Zempoala war.

Im Rausch von Mescal würde es ein Leichtes sein, Montezuma in Eisen zu legen. Sein Erwachen wäre fürchterlich und nur von kurzer Zeit, denn die meisten seiner Edelleute hielten ihn für einen Schwächling, einen Verräter, der getötet werden müsse, indem man ihn dem eigenen Volk zur Steinigung preisgeben solle. Das hatte ihm sein Maya sprachkundiger Freund Gerónimo de Aquilar gesteckt, und nachdem er Malinche dazu befragt hatte, würde er, Alvarado, keinen Finger krümmen, um Montezuma zu retten, wenn es denn soweit wäre.

Während Cortés mit seiner Armee ostwärts zur Küste zog und gegen Narváez kämpfte, spitzten sich in Tenochtitlan die Dinge zu. Es herrschte vor dem großen Frühlingsfest der Azteken eine trügerische Ruhe in der Stadt, die sich aber von einem auf den anderen Augenblick entladen konnte.

Die Herzen der Opfer zuckten und glühten noch auf dem Feuerstein der Großen Pyramide, als Montezuma bei Sonnenaufgang an Ort und Stelle in Eisen gelegt wurde. Er weinte, sah nichts Ruchbares darin, Menschen zum Wohle des Volkes den Göttern zu opfern. Er musste an die Erzählung seines Freundes Cortés denken. Hatte nicht auch Jesus Christus sich für das Wohl der Menschen geopfert, indem er am Kreuz für sie starb und Gottes Willen erfüllte? Ein weitaus grausamerer Tod, als der des schnellen Todes, wo man Herzen mit rasiermesserscharfen Obsidianschlingen aus dem von Drogen betäubten Körper des Opfers schnitt.

Alvarado hatte für Rituale dieser Art kein Verständnis, obwohl er selbst ein großer Schlächter vor dem Herrn im Namen der Krone und des Kreuzes war. Er ließ das Bild der Jungfrau Maria auf der Spitze des großen Tempels aufstellen, was den heiligen Zorn der Priesterschaft erregte. Sie sahen, wie schwach Montezuma war, verloren jegliche Achtung vor ihm, als er in Gefangenschaft ging, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Ein Befehl von ihm hätte genügt, und das ganze Volk der Azteken wäre ihm zur Hilfe gekommen, um ihn zu schützen und die Spanier aus der Stadt zu werfen. Längst schon hatten sie erkannt, dass diese „Weißen Götter“ sterblich waren, wenngleich sie ein nicht zu unterschätzender Gegner blieben. Mit den Elitesoldaten, den Adler-

und Jaguarkriegern würden sie jetzt in aller Heimlichkeit den Widerstand gegen die Spanier organisieren.

Wenige Tage später hob Alvarado im Norden der Stadt ein Rebellenest mit aztekischen Widerstandskämpfern aus. Zwei wichtige Führer, darunter der militärische Kommandant von Tlatelólco, ließ er ins Gefängnis werfen, einen anderen Häuptling aufhängen und den König von Nautla bei lebendigem Leib verbrennen. Das weckte erneut böses Blut. Hochspannung lag in der Luft. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde es einen Aufstand geben, wo Ströme von Blut flössen.

„Ich werde den roten Hunden zuvor kommen, diesen unbußfertigen Heiden“, dachte Alvarado. „Bei der nächsten, einigermaßen günstigen Gelegenheit ist es soweit.“

Am zweiten Tag des Frühlingsfestes schlugen die Spanier dann zu. Alle fröhlich feiernden Azteken auf dem Fest im Tempel Huitzilopochtli waren festlich gekleidet und unbewaffnet. Ohne Vorwarnung wurden sie von Alvarado und seinen Mannen schlimmer noch abgeschlachtet, als das je bei Tieren der Fall war. Zuerst hackten sie den Musikern mit ihren Langschwertern die Hände ab, dann rollten die Köpfe. Bei manchen Tänzern, Sängern oder Zuschauern schlugen sie so lange auf den Rücken, bis ihre Eingeweide herausquollen. Anderen hieben sie den Kopf in Stücke, spalteten die Schultern oder schlitzen ihre Körper auf. Das Massaker im Heiligen Patio des Tempels war von unvorstellbarer Grausamkeit. Knöcheltief im Blut stehend, rückten die Spanier in voller Kampfausrüstung ins Innere des Tempels vor und brachten auch die andern um, die Wasserkübel trugen, Futter für die Pferde brachten, Korn mahlten oder den Boden fegten.

„Wir haben diesen Azteken eine Lektion erteilt, die sie niemals vergessen werden“, dachte Alvarado voller Schlächterstolz, sein Schwert nach getaner Blutarbeit in die Scheide am Gürtel steckend. Er sollte Recht behalten, denn jetzt würde das Volk der Azteken endlich aus seiner Ohnmacht erwachen und mit gnadenloser Härte und unabdingbarem Siegeswillen den Spaniern zeigen, wem die Stadt Tenochtitlan gehöre. Sie würden bis zum letzten Mann kämpfen, solange, bis ihre Stadt wieder frei von diesen ungeheuer grausamen „Weißen Göttern“ wäre. Die Nacht der Tränen, La Noche Triste, würden die Spanier niemals vergessen.

Cortés hatte alles gewagt und gesiegt. Eines Nachts griff er das Lager von Narvaéz im Pyramidenbezirk von Zempoala bei strömendem Regen an. Mit allem hatte Narvaéz gerechnet, aber nicht mit einem Angriff von Cortés in einer solchen Nacht, wo man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Narvaéz wurde geschlagen und im Kampf am Auge so schwer verletzt, dass er es verlor und wie Alvarado eine Augenklappe tragen musste.

Für Cortéz war es besser gelaufen, als er je zu hoffen wagte. Ein starker Verband von Narvaéz' kampfgeprobten Frontsoldaten verstärkte fortan sein Heer.

„Die kann ich gut gebrauchen“, dachte Cortés, als er nach Tenochtitlan zurückkehrte und merkte, wie es überall in der Stadt heimlich brodelte. Über das eigenmächtige, allzu impulsive Handeln von Alvarado war er erbost, aber er billigte das Massaker im Tempel als militärisch notwendigen Präventivschlag.

Montezuma sollte eine Rede halten und das Volk beruhigen. Kaum aber stand er auf dem Dach des Palastes, um zu den Leuten zu sprechen, da flogen die ersten Steine aus der wütenden Menge empor. Kein Spanier hob sein Schild, um Montezuma zu decken. Ein Hagel von Wurfgeschossen prasselte auf ihn ein. Schwer getroffen starb der Tlatoani im Kreis ihm vertrauter Edelleute, die sich allesamt als Geiseln in der Gewalt der Spanier befanden. Nach dem Tod von Montezuma fackelten Alvarado und seine Schlächtertruppe nicht lange und erdrosselten die aztekischen Edelleute hinterrücks mit bloßen Händen. Ihre Leichname wurden vom Dach hinunter auf die Straße geworfen.

Cortés ließ es geschehen ohne mit der Wimper zu zucken und wusste im selben Augenblick, dass er unbedingt so schnell wie möglich die Stadt verlassen musste. Er traf alle Vorbereitungen und ließ in fieberhafter Eile all das Gold einpacken und unter die Soldaten verteilen.

Die Hufe ihrer Pferde waren unwickelt, als sie mitten in der Nacht die Stadt verließen. Voller Stolz waren sie dereinst gekommen, jetzt stahlen sie sich wie Diebe, einer nach dem anderen, in die Nacht davon. Es nieselte, der Mond schien dazwischen mit gespenstischer Helle. Kommandos wurden im Flüsterton gegeben, als sie auf dem breiten Hauptdamm stadtauswärts gen Westen zogen. Es war der kürzeste Weg, um ans Festland zu gelangen. Begleitet von einer berittenen Leibgarde und tlaxcaltekischen Fußtruppen, hatte Cortés Malinche vorausgeschickt. Sie sollte so schnell wie möglich in Sicherheit gebracht werden, aber nicht nur sie, sondern auch das Gold, das geschnürt in Bündeln auf dem Buckel von indianischen Lastenträgern transportiert wurde. Kleinere Geschütze und größere Mengen an Gold aber, die zu Barren umgeschmolzen waren, wurden in Kisten auf dem Rücken von Pferden befördert.

„Bis jetzt ist alles gut gegangen“, flüsterte Sandoval, einer der Konquistadoren, der sein Pferd am Zügel führte. Es war schwer mit Gold beladen.

„Ja, alles läuft planmäßig“, antwortete Tapia leise, der neben ihm mit seinem Pferd im Schritt am Zügel ging. „Aber wir sind noch nicht drüben auf dem Festland.“ Sandovals Pferd schnaubte. Er hielt die Hand über die Nüstern des Pferdes. Es sträubte sich, stieg und wieherte. „Dieser verdammte Gaul!“ fluchte er.

„Ruhe dahinten!“ hörte man die Stimme von Alvarado, der an der Seite von Cortés ritt. Sofort war Ruhe, aber nur für einen Augenblick. Plötzlich schrie eine Frau: „Kommt schnell, Mexica; unsere Feinde ziehen ab. Sie fliehen, machen sich aus dem Staub, schleichen sich wie Diebe in der Nacht davon!“ Die Frau

konnte nicht schlafen, war wachsam gewesen und ihre alarmierende Nachricht verbreite sich wie ein Lauffeuer in der Stadt. Wenig später hörte man vom Tempeldach einen Ruf: „Poca, Azteca!“ Trommeln wurden geschlagen. Männer erwachten und riefen: „Auf, auf in die Kriegskanus! Ihnen nach!“ Innerhalb von Minuten brach die Hölle los, als sich in der Dunkelheit den Spaniern auf dem Damm von allen Seiten Kanus schnell wie Pfeile näherten. Zuerst versuchte die spanische Kolonne unbeirrt weiterzumarschieren. Dann aber brach Panik aus. Überall Kriegsgeheul, Waffengeklirr, Todesschreie. Die Pferde scheuten. Es kam zu einem unvorstellbaren Chaos, einem solch entsetzlichen Durcheinander, dass Hunderte von Menschen mit Ross und Wagen in den Kanal stürzten. Die Spanier brachten ihre eigenen indianischen Hilfstruppen um, stießen sie ins Wasser und trampelten über ihre Körper. Der Kanal war voll von ihnen und die Letzten gingen einfach über die toten Körper hinüber ans andere Ufer.

Cortés hatte Glück im Unglück, als er ins Wasser fiel. Gerade noch rechtzeitig wurde er von zwei Soldaten herausgezogen, als die Kanus der Azteken von allen Seiten auf ihn losfuhren. Ja, Cortés war noch einmal davon gekommen, hatte sein Leben zwei selbstlos handelnden Männern zu verdanken, die trotz aller Gefahr es wagten, ihn aus dem Wasser zu ziehen. Doch bald ging es für jeden nur noch darum, seine eigene Haut retten. Über 600 Konquistadoren wurden getötet. Viele von ihnen wurden von dem Gold, das sie bei sich trugen, in die Tiefe gezogen. Die Spanier, die von den Azteken gefangen genommen wurden, waren des Todes. Man schleifte sie nackt wie Sklaven die Treppen des Tempels hinauf. Sie wurden auf den Chacmool, den Opferstein gelegt. Für sie gab es vorher keine halluzinogenen Pilze, die ihnen den „Tod auf dem Feuerstein“ leichter machten. Ihnen wurde das Herz bei vollem Bewusstsein aus der Brust herausgeschnitten, denn für sie waren diese Spanier Feiglinge, die davonliefen, keine Krieger, die einen ehrenvolleren Tod verdient hätten.

Höchstens ein Viertel von Cortés´Streitmacht gelang es, sich nach Tacuba ans andere Seeufer durchzuschlagen. Alvarado als Letzter im Weitsprung mit Speer.

Cortés saß erschöpft unter einem Kapokbaum. Er aß eine handvoll Nüsse, die ihm nicht schmeckten, zu ranzig und bitter waren. Doch musste er wieder zu Kräften kommen, egal womit, wenn es nur nahrhaft genug auf die Schnelle war.

Der Morgen graute. Er, der große Spieler, hatte diesmal verloren. La Noche Trieste, die Nacht der Tränen, würde er nie vergessen. Wer von seinen alten Mitstreitern lebte überhaupt noch? Die Reihen hatten sich merklich gelichtet. Um die aztekischen Kollaborateure war es nicht schade. Aber beim Kampf in der letzten Nacht war so mancher Compañero gefallen. Conquistadora Maria de Estrada, eine Frau, die bravourös mit dem Schwert umgehen konnte, ihr Mann und viele andere seiner Freunde waren tot. Doña Ana, Doña Ines, die Töchter Montezumas, seine Mätressen - auch beide tot, ertrunken oder erschlagen in der Blüte ihrer Jugend.

Aber Malinche, seine treue, herzensgute Geliebte und der aufrichtige Aquilar, die für ihn beide so überaus wichtigen Dolmetscher, seine engsten Freunde

Alvarado, Sandoval und Tapia, ja, die gab es noch. Gracias a Santa Maria! Wo aber war Martin Lopéz, der geniale Schiffbaumeister und Zimmermann? Hatte er überlebt?

Cortés umarmte Malinche, als sie ihm die frohe Botschaft brachte, dass Martin Lopéz noch lebe. „Alvarado hat mir gesagt, dass Don Martin lebt. Aber er ist schwer verwundet.“

Da ging ein Strahlen über sein blasses, bärtiges Gesicht. Voller Freude küsste er Malinche auf Mund und Stirn, umarmte sie im Überschwang der Gefühle einmal mehr und sagte: „Don Martin lebt! In Ordnung, auf geht´s, uns fehlt nichts!“

Aquilar, Alvarado, Sandoval und Tapia, die unweit an einem Feuer saßen und niedergeschlagen in die Flammen starrten, blickten auf und waren verblüfft von der Unerschrockenheit ihres Capitán.

„Ja, so kennen wir ihn. Er scheint wieder ganz der Alte zu sein“, dachten sie voller Bewunderung. Es war dies unglaubliche Selbstvertrauen, das Cortés ausstrahlte und den Männern neuen Mut und Hoffnung gab.

„Dann wollen wir mal sehen, dass wir Don Martin schnellstens wieder auf die Beine bringen“, meinte Tapia. Ich kenne einen durchaus brauchbaren Schamanen, einen Anasazi, der hier ganz in der Nähe mit seiner Sippe wohnt.“

Ahutal, der heilkundige Schamane, hatte die Medizin, die Martin Lopéz brauchte, um bald schon wieder Schiffe bauen zu können. Er profitierte vom Wissen und Können Ahutals, der mit geheimnisvollen Pflanzen Wundbrand und Fieber bekämpfte und zudem wusste, was man benötigte, um den hohen Blutverlust mit einem besonders eisenhaltigen Baumrindenpulver schnellstens auszugleichen.

Inzwischen wusste Cortés, wie groß die Flotte sein musste, mit der er die Mexica in Technochtitlan angreifen würde. Auch baute er seine Streitmacht wieder auf, verstärkte sie mit frischen Trupps von der Ostküste und überzeugte seine Verbündeten, die Tlaxcalteken, ihm weiterhin die Treue zu halten.

Während der Bauzeit der Brigantinen wurde der unsichtbare Tod als Begleiter des spanischen Heeres mit der Unerbittlichkeit eines gnadenlosen Sensenmannes tätig. Die Seuche der Pocken brach in Technochtitlan aus. Für die Spanier ein Glücksfall. Sie hatten keine weiteren Angriffe der Mexica zu fürchten. „Huey Zahuatl, der große Ausschlag, raffte Tausende von Azteken unter entsetzlichen Schmerzen in kürzester Zeit dahin.“

Martin Lopéz hatte gute Arbeit geleistet, als die Bootsteile für die Brigantinen fertig montiert waren und Schiff für Schiff am Seeufer von Texcoco zu Wasser gelassen wurde. Der Stapellauf war erfolgreich und die Azteken trauten ihren Augen nicht, als sie bestürzt feststellten, dass diese Flotte in der Lage war, sie von der Außenwelt abzuschneiden. Genau das wollte Cortés. Er beabsichtigte Tenochtitlan von See aus mit einem Belagerungsring zu umgeben, um die Bevölkerung auszuhungern. Die Kreise mit günstigem Wind im Rücken immer

enger ziehend, hoffte er, die Stadt bald schon ohne ernsthafte Kampfhandlungen einnehmen zu können.

Quauhtémoc, dem neuen Tlatoani der Azteken, fiel die Aufgabe zu, die Verteidigung von Technichtitlan zu organisieren. Er tat dies mit großem Scharfsinn, als er den ruhmreichen, aztekischen Kriegsheld Tzilactzin zum Befehlshaber seiner Truppen ernannte. Alle zitterten vor ihm, wenn sie ihn sahen. Tzilacatzin begegnete seinen Feinden mit Verachtung und ungeheurem Kampfeswillen. Er war einer, der niemals den Rückzug antrat.

Die Spanier erkannten, wie gefährlich er war, setzten alles daran, seiner habhaft zu werden. Um nicht erkannt zu werden, wählte Tzilacatzin verschiedene Verkleidungen. Manchmal trug er seinen Lippenpflock, goldene Ohringe und königliche Gewänder, dann wiederum ging er barhäuptig mit einem Otomi-Haarschnitt und baumwollener Rüstung umher, oder aber in kompletter Staatstracht mit einem adlergekrönten Kopfschmuck aus Federn und funkelnden Goldreifen an Armen und Fußgelenken.

Für die Spanier blieb er ein Phantom, die aztekische Kriegerkaste liebte ihn. Er war ihr Vorbild und ein Held, der ihnen beibrachte, wie man dem Feind im offenen Gelände oder in der Stadt begegnen müsse. Ihre Taktik ändernd, befestigten sie eroberte spanische Schwerter an langen Speeren und versuchten so, den Bauch der Pferde zu treffen. Sie lernten den Bolzen der Armbrüste auszuweichen, gingen rechtzeitig in Deckung, wenn Schusswaffen erhoben und aus stehender, liegender oder kniender Position auf sie angelegt wurden. Aus angespitzten Pfählen bauten sie Unterwassersperrungen und versuchten damit, die Brigantinen von Cortés zu rammen.

Über die wilde Entschlossenheit der Azteken bis zum letzten Mann zu kämpfen, waren die Spanier verblüfft. Von Tag zu Tag wurden sie wütender, konnte nicht verstehen, dass man solch erbitterten Widerstand leistete, wo doch alles für die Azteken verloren war.

Kanonenfeuer hatte ihnen den Weg freigeschossen, als sie von Süden her in die Stadt eindringen und sich Straße für Straße, Haus für Haus in einem zähen, verlustreichen Kleinkrieg erkämpften. Immer wieder erlitten sie Rückschläge. Die Adler- und Jaguar-Krieger setzten ihnen zu. Trotz Brustpanzer und Helm hatten ihre Keulen mit Obsidiandornen ungeheure Wirkung im Nahkampf. Die Durchschlagskraft der Macquautil war meist tödlich oder hinterließ fürchterliche Wunden. Und wenn man in Gefangenschaft geriet, war einem ganz sicher der Tod bestimmt. Zur Tempelplattform empor geschleppt, starb man „den süßen Tod durch das Obsidian-Messer“ des Priesters, der das Herz triumphierend gen Himmel hob, direkt vor den Augen der kämpfenden Kameraden dort unten in den Straßen.

Den Azteken war das Ritual der Menschenopferung Ansporn, den Angreifern sollte es Angst einjagen. Mit dem Mut der Verzweiflung kämpften die Azteken. Zu Essen gab es kaum noch, das Trinkwasser ging zur Neige. Sie kämpften 80 Tage lang. Am Ende alles vergebens, denn die Waffen der Spanier waren den

ihrigen weitaus überlegen, zwangen sie zum Rückzug, drückten sie mehr und mehr an die Wand. Kanonenfeuer, Hakenbüchsen, Armbrüste und die Schwerter aus Toledo-Stahl waren es letztendlich, die den Spaniern den Sieg bescheren sollten.

Doch immer noch nicht wollten sich die Azteken ins Unvermeidliche fügen. Sie zogen sich unter Kanonenbeschuss und Feuerbrünsten Stück für Stück in den Norden der Stadt zurück. Die Schlacht nahm entsetzliche Dimensionen an. Unvorstellbar bestialische Gräueltaten wurden verübt. Die Azteken kämpften nur noch um Leben und Tod. Auch die Frauen zogen mit in den Kampf. Im Tilmatli, einem kurzen, brustgepanzerten Kampfkittel, beschossen sie den Feind aus dem Hinterhalt mit Pfeil und Bogen.

Das ließ Cortés rasend werden. Während einer Kampfespause an vorderster Front rief er einer wilden Schar von todesmutigen Kriegerinnen zu: „Quauhtemoc ist ein Dummkopf, ein störrischer Esel, der sich nicht ergeben will und dabei sein Volk ins Verderben stürzt.“

Malinche übersetzte seine Worte. Die Schar der Kriegerinnen schwieg. Keine von ihnen legte die Waffen nieder. „Unglaublich!“ dachte Cortés. Um in den Besitz der Stadt seiner Träume zu kommen, musste er sie dem Erdboden gleichmachen. Ob Mann oder Frau, bis zum letzten Blutstropfen würde jeder vom Volk der Azteken kämpfen, egal welchen Geschlechts.

„Gebt Feuer!“ rief er, da waren die Kriegerinnen schon verschwunden.

Die Luft war schwarz von Rauch. Kanonenfeuer zerriss die Dunkelheit. Häuser brannten, standen lichterloh in Flammen. Unerträglich war der Gestank der Leichen, die überall in den Straßen lagen. Fünf Tage dauerte der Kampf um den großen Marktplatz. Und als die Azteken Tzilactzin im Schlachtgetümmel sahen, glaubten sie doch noch gewinnen zu können. Herrlich anzusehen wie der Kriegsgott Huitzilopochtli in seinem langen, grünen Gewand aus den Schwanzfedern des Quetzals und einem pfeilschlanken Schlachtspeer in der Hand, dessen schwarz glänzender Obsidian-Schaft wie ein Lichtstrahl der Sonne am Morgen leuchtete. So stürzte sich der Held auf den Feind und verschwand im Rauch und Getümmel der Schlacht. Eine Zeit lang war ihnen, als könnten sie mitverfolgen, wie er das gestohlene Gold und die Quetzal-Federn von den Spaniern zurückforderte und Gefangene machte. Dann fiel Tzilactzin von einer Terrasse, ward nicht mehr gesehen und auch die Adler- und Jaguar-Krieger waren nach seinem plötzlichen Verschwinden mit einem Male besiegt, so wie Tausende von Tlatelólcänern, die gleichsam beim Niedergang dieser aztekischen Elitetruppe den Tod fanden. Das Ende war jetzt nur noch eine Frage der Zeit.

Cortés empfing Quauhtémoc unter einem bunten Baldachin auf dem Dach des Hauses, das einst einem wohlhabenden aztekischen Edelmann gehörte. Er stand vom Sims einer Steinmauer auf und begrüßte Quauhtémoc mit all dem einem König gebührenden Respekt. Für einen Augenblick starrte er den Tlatoani an, dann streichelte er ihm über den Kopf.



Diese tröstende Geste war eine Demütigung für Quauhtémoc. „Ich bin bereit zu sterben. Töte mich, denn du hast bereits meine Stadt zerstört und mein Volk umgebracht“, bat er tieftraurigen Herzens. Aber zu dieser Stunde wollte Cortés nur das Eine: die bedingungslose Kapitulation.

Malinche übersetzte mit feinsüßem Lächeln seine Worte, die Quauhtémoc mit diplomatischer Doppelzüngigkeit aufforderten, seinen Kriegern den Befehl zu erteilen, sich zu ergeben. Er, Cortés, wolle Frieden, nichts als Frieden, was ihn später allerdings nicht davon abhielt, den Aztekenkönig zu foltern und zu töten, um den Verbleib des Goldes herauszufinden, das in der Nacht der Tränen verloren gegangen war.

Am selben Tag, an dem sich die Azteken ergaben, plünderten die Spanier die Stadt. Die mit ihnen verbündeten Tlaxcalteken liefen Amok und rächten sich an den früheren Peinigern. Auf wertvolle Steine, Jade und Federn hatten es die indianischen Bundesgenossen der Spanier abgesehen, sie selbst auf Gold und Silber.

Wie viele Menschen bei diesen Raubzügen und Mordtaten wegen des Goldes und der Juwelen starben, wusste keiner, aber wer die Stadt verlassen konnte, tat dies so schnell es ging. Bei Tag und Nacht flohen die Menschen, verließen Hals über Kopf in Kanus die Stadt, nahmen in Kauf, dass sie sich dabei gegenseitig ramnten und elendig mit dem letzten Rest an Hab und Gut ertranken. Wie glücklich konnten die wenigen Überlebenden sein, die sich ans Ufer des Festlands zu retten vermochten. Die Schreie derjenigen, denen die Flucht aus der Stadt nicht gelang, waren so herzzerreißend, so grauenvoll und entsetzlich, erst recht, als die Tlaxcalteken und Spanier im Bluttausch hilflose Frauen und Kinder erbarmungslos vergewaltigten und töteten. Von diesen siegestrunkenen, hasserfüllt und blindwütig mordenden Peinigern war keine Gnade zu erwarten, allein nur Rache für all das, was die Krieger der Azteken ihnen vorher angetan hatten.

Aber irgendwann war alles vorbei. Schweigend und wie benommen starrten die Sieger von den Dächern auf die Trümmer der Stadt, sahen die Berge von Leichen in den Straßen. Die Stadt war erobert, gebranntschätzt und geplündert, dem Erdboden gleichgemacht, all die Herrlichkeit ihrer erhabenen Schönheit und exotischen Einzigartigkeit dahin.

Menschen irrten ängstlich mit grauen, versteinerten Gesichtern zwischen rauchenden Ruinen umher. Die Zerstörung war so ungeheuerlich, dass selbst Alvarado, dem Schlächter für Krone und Kreuz, ganz heimlich heiße Tränen eines plötzlich aufkommenden Mitleids über das Gesicht flossen. Cortés hatte mit vollem Einsatz gespielt, alles auf eine Karte gesetzt und gewonnen.

Von König Carlos V. mit offenen Armen aufgenommen, wurde Hernán Cortés in seiner Heimat mit Ehren, Land, Gütern und Sklaven überhäuft. Er genoss das Leben bei Hofe und starb im Bett, obwohl er sich immer vor der Truppe gebrüstet hatte, dass er am Galgen oder als Held mit dem Schwert in der Hand sterben würde. Aber weder unehrenhaft noch ruhmreich sollte er sterben, nein,

ganz so wie ein satter, wohlhabender Bürger, der nach sorglos ruhigem Leben sanft und ohne Schmerzen entschlief.

Malinche blieb in Mexiko, wie die Stadt Technochtitlan jetzt genannt wurde. Auch ihr Name war ein anderer, seit sie eine gläubige Christin geworden war. Als Doña Marina gebar sie im Jahre 1522 Martin, einen von Cortés im Rausch des Sieges gezeugten Sohn. Für sie war es die Erfüllung ihrer großen Liebe, wie sie schöner nicht hätte sein können.

Cortés war nun mal von König Carlos wegen seiner außergewöhnlichen Verdienste nach Spanien abberufen worden, sein Sohn Martin aber würde hier bei ihr in Mexiko bleiben. Sie war glücklich mit dem Kind, dass sie immer von ihm gewollt hatte. Ihr Leben würde jetzt leichter zu ertragen sein, auch wenn es ihr ohne Don Hernán so manches Mal schwer ums Herz wurde. Mit der Hoffnung lebend, dass er bald von Spanien zu ihr zurückkäme, war sie heiteren Gemüts und guter Dinge. Sie hatte keine Sorgen und konnte sich ein luxuriöses Leben erlauben. Noch im selben Jahr verzieh sie als gute Christin ihrer Mutter Martha und Halbruder Larzaro die schwere Schuld, welche beide auf sich geladen hatten, als sie ihre Malinche an die Maya verkauften, wo sie das unmenschlich harte Leben einer Sklavin fristete, bis die Spanier kamen und sich Don Hernán ihrer annahm. Mit ihm war die Sonne in ihrem Herzen heraufgezogen und das Reich der Azteken untergegangen.

In der Tat, so war geschehen, was die Götter beschlossen hatten. Das Reich der Azteken gab es nicht mehr, die Nachkommenschaft einer verschollenen Sippe der *Onas* indes jedoch sehr wohl. Wenn auch nur schwer zu erkennen, führte ihre Spur mitten durch den Dschungel Guatemalas. Anasazis und Kickepoos Nachfahren mit dem Blut der *Onas* waren es, die unter Führung des Schamanen Ahutal von Mexiko aufbrachen und sich am Amazonas und auf den Pampas Südamerikas niederließen, wo sie in den Stämmen der polynesischen Indianas aufgingen. Allesamt waren es Indianos oder Indios, wie sie von den Spaniern genannt wurden.

Und vom selben Stamm wie der von Malinche, den Zapoteka, sollte drei Jahrhunderte später ein Knabe mit besonderen Fähigkeiten erwachsen, der ab dem 3. Lebensjahr ohne Eltern aufwuchs. Trotz sozialen Elends gelang es diesem Waisenjungen mit Hilfe eines gutherzigen Paters ein Jurastudium zu absolvieren. Zum Anwalt der Unterdrückten berufen, kämpfte er gegen soziale Ungerechtigkeit, wurde ein radikal liberaler Denker, der die Freiheit aller Azteken und mexikanischen Mestizen vom Joch einer anderen europäischen Fremdherrschaft errang. Er führte einen blutigen Guerilla-Krieg gegen die französische Besatzungsmacht unter Kaiser Maximilian und wurde nach dem Sieg vom Volke erneut zum Staatspräsidenten eines freien Mexiko gewählt. Er war ein Indianer, ein Zapoteka, der es schaffte, sein Land endlich von der Herrschaft der „Weißen Götter“ zu befreien. Der Mann hieß: Benito Juárez.

## Sechstes Kapitel

### *Die Anden*

Ahual sah als erster die Leiche im Dschungel von Guatemala und dachte erstaunt: „Die Azteken haben es nicht geschafft, ihn zu töten, aber den Maya ist es offenbar gelungen.“ Es war Alvarado. Er lag mit Bauch und Oberschenkeln unter dem Kadaver eines Pferdes. Zwischen zwei Hängen einer mit Farnen und Schlingpflanzen überwucherten Kraterschlucht waren Ross und Reiter in die Tiefe hinabgestürzt. Alvarados riesenhafter Körper war von Ameisen und Termiten übersät, nur noch schwer zu erkennen, aber er war es. Wer diesen Mann einmal gesehen hatte, würde ihn niemals vergessen. Selbst im Tode war seine Gestalt von erschreckender Unheimlichkeit, ein Monster, das die aufständischen Maya einfach der Grünen Hölle überließen.

Alvarado war womöglich mit einem kampferprobten Tross von Kameraden auf dem Weg nach Panama gewesen, wo er sich beim Gouverneur dieser neuen Kolonie, mit Francisco Pizarro, zum vertraulichen Gespräch alter Kumpane aus italienischen Kriegstagen treffen wollte. Wie Cortés stammte Pizarro aus der Estremadura, derselben ärmlich kargen Gegend Spaniens, wo auch Alvarado herkam. Die besten Soldaten kamen zweifelsohne von dort, Männer, gleich knorrigen Korkeichen, hart wie die Stahlklingen der Schwerter Toledos.

Ahual blieb mit seinen Kriegern im Gebüsch. Er hatte Stimmen gehört, hielt sich im Verborgenen des dichten Grüns. Von unten herauf aus der Schlucht hörte er jemand sagen: „Er ist tot. Es waren die Maya. Ein kleiner Giftpfeil ins Auge genügt. Den Gouverneur von Guatemala hat es erwischt, trotz seiner Rüstung.“

Der Mann überlegte, ehe er zum Entschluss kam: „Aber hier können wir ihn nicht liegen lassen. Bringen wir ihn nach Iximché in die Stadt. Ein christliches Begräbnis hat er verdient. Legen wir ihn auf die Bahre!“

Eine zweite Stimme fluchte: „Hombre, ist der schwer!“ Dann schwiegen die Männer, nur das Gelächter von Spottvögeln war zu hören.

Als Ahual sich über den Rand der Schlucht beugte, war dort unten keine Menschenseele mehr zu sehen, und die von Alvarado schon längst beim Teufel.

Im Kriegshandwerk höchst erfahren, war Francisco Pizarro in die Neue Welt gekommen. Er hatte als Soldat unter Gran Capitán Gonzalo Fernández den Stadtstaat Neapel erobert und war schon Ende 30, als er im Jahre 1518 zum Bürger der neu gegründeten Kolonie von Panama wurde.

Stahlhart, kompromisslos und vom selben Tatendrang beseelt wie Cortés, wurde Pizarro binnen kurzer Zeit ein wohlhabender Farmer, Bürgermeister von Panama-Stadt und Teilhaber einer Goldbergwerksgesellschaft. Eigentlich hätte

er von seinem Vermögen leben können. Doch er wollte mehr, er wollte mit seinem Vertragspartner Diego de Almagro das legendäre Goldland Eldorado finden.

Mit eigenem Kapital und internationalen Geldgebern von Genua, Florenz oder den Fuggern in Nürnberg, organisierte Pizarro seine erste Eroberungsexpedition, die bei schlechter werdendem Wetter schon nach dreitägigem Fußmarsch jämmerlich in den Mangrovensümpfen der Küstenlandschaft unterhalb des Isthmus von Panama scheiterte.

Unzählige Insekten gab es dort, keine Reichtümer und ein kurzes aber überaus heftiges Scharmützel mit fremden Indios bei dem Pizarros Geschäftspartner Almagro ein Auge verlor. Lautlos und plötzlich wie Gasblasen den Sümpfen entsteigend, erfolgte der Angriff der Indios. Es war die Nachhut von Ahutals Kriegerern, der mit seinem Stamm unterwegs ins Land von Amazonien war.

Bei der nächsten, größeren Expedition mit zwei Schiffen und dem inzwischen wieder voll tauglichen Almagro, kam Pizarro bis zum Rio San Juan in Kolumbien. Mit 160 Mann nebst mehreren Pferden, schlug er dort sein Lager auf. Nach anfänglichen Erkundungszügen, die nicht den gewünschten Erfolg brachten, trennte man sich. Fieber machte den Männern zu schaffen, zehrte auch an den Kräften jener Gefährten, die nicht daran starben. Almagro kehrte nur allzu gerne nach Panama zurück, um Verstärkung und Vorräte zu holen.

Von anderem Kaliber dagegen war Ruiz, der wagemutige Kapitän, der mit kräftigem Nordwind im Rücken weiter gen Süden segelte, dabei zum ersten Mal den Äquator überquerte und plötzlich mit Menschen einer anderen Kultur in Berührung kam.

Auf einem großen Handelsfloß aus Balsaholz mit einem riesigen, dreieckigen Baumwollsegel, einer geräumigen Kajüte und Ladefläche, befanden sich Menschen mit rotbrauner Hautfarbe, eine Gruppe von etwa 20 indigenen Seeleuten und Passagieren, die mit Zeichensprache zu verstehen gaben, dass sie aus einem weit im Süden gelegenen Land, einem Land der Wunder kämen und sich auf der Rückfahrt einer Handelsreise befänden. In „Biru“ hätten sie Korallen und Muscheln gegen andere Dinge eingetauscht.

„Männer, entern wir das Floß!“ rief Ruiz und zog den Säbel blank. Es gab keine Gegenwehr. Indianische Matrosen sprangen von Bord des Handelsfloßes. Wie Piraten an Tauen hängend, schwangen sich die Spanier von ihrem Schiff an Deck des Floßes und waren entzückt. Ihre Augen leuchteten voller Gier, als sie Gegenstände aller Art aus Silber und Gold sahen: Armbänder, Gürtel, Rüstungen, Becher und andere Gefäße. Es gab Spiegel, verziert mit kostbaren Steinen, Berge von Perlen, gefärbte Umhänge und Tuniken aus Baumwolle, verschiedene Strickwaren, auf denen Vögel, Fische, Tiere und Bäume dargestellt waren. In Perlentaschen funkelten kleine Kostbarkeiten: Smaragde, Quarze, Kristalle und andere, herrliche Edelsteine.

Mit Gefangenen und reichlicher Beute an kostbarer Handelsware, kehrte Ruiz zu Pizarro zurück. Von der Sonne verbrannt und ausgemergelt war sein bärtiges

Gesicht, wie das bei den meisten seiner Männer. Hinter seinen dunklen Augen aber funkelte es, als er begeistert sagte: „Ruiz, das haben sie großartig gemacht! Auf nach Eldorado, Peru, oder wie dies Goldland im Süden dieses neuen Ozeans Pacifico auch immer heißen mag!“

Ruiz wunderte sich, denn Pizarro war ansonsten ein eher kühl berechnender Mann, der seine Gefühle unter Kontrolle hatte. „Vielleicht geht ihm alles nicht schnell genug, dauert inzwischen womöglich selbst auch für die treuesten seiner Gefolgsleute viel zu lange. Er spürt ihren Erwartungsdruck, denn hatte er ihnen nicht die ganze Zeit unglaublichen Reichtum versprochen? Die Kosten der Ausrüstung für die Expedition haben sie selber getragen, ihr Leben für die Sache eingesetzt und nichts ist bisher dabei herausgekommen. Sie wissen, dass Pizarro nicht mehr der Jüngste ist und auf die 50 zugeht. Da wird die Zeit knapp, wenn man im Alter noch ein paar schöne Tage erleben möchte, bessere jedenfalls, als hier draußen in der Wildnis. Ja, Pizarro, der alte, scheinheilige Großgauner muss Gold finden, schnell, und viel Gold, damit es nicht zur Meuterei kommt“, überlegte Ruiz.

Er kaute Priem und spuckte verächtlich einen Strahl Tabakssaft über die Reling. „Was ich zum Erfolg beitragen kann, werde ich tun“, knurrte er unwillig in sich hinein.

Ruiz, der bärenstarke, schwarzhaarige Kapitän mit Krausbart und breitem Rücken wie ein Spind, hatte dunkle, feurig glänzende Augen und war ein heißblütiger Freibeuter, der ohne Rücksicht auf andere blitzschnell seine Entscheidungen traf. Jetzt hatte er sich beruhigt. Er rieb nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger den Goldring am rechten Ohrläppchen. Hinter der rauen Schale seines eher barschen Auftretens gab es ein weiches Herz. Er nahm Pizarro mit seinen Gefährten an Bord, um dann an der Küste Ecuadors entlang nach Süden zu segeln.

Von der warmen, braunen Dünung des Pazifiks umspült, gingen sie wenige Tage später in einer Felsenbucht an der Nordküste einer kleinen Insel an Land, die von ihnen Isla del Gallo, Hahneninsel, genannt wurde.

Es waren gerade noch 80 Mann, eine Schar zerlumpter Desperados, die dort am schleimig grünen Ufer unter einer mit Schlingpflanzen bewachsenen Klippe ihr Lager aufschlugen. Geschwächt von Fieberschüben und durchnässt vom Äquatorregen, würde es auf der Isla del Gallo, dieser unwirtlich kargen Hahneninsel in der Tat bald schon zu entscheidenden Hahnenkämpfen unter den Männern kommen. Sie waren ausgehungert und glaubten nicht länger an Pizarros Träume. Es gab nur Schlangen und Schalentiere zu essen. Jede Woche starben zwei oder drei mehr von ihnen am Fieber, vor Hunger oder Schwäche. So konnte es nicht weitergehen. Es würde unweigerlich zu Meuterei, Mord und Kannibalismus kommen.

Pizarro nahm sein Schwert und zeichnete eine Linie in den Sand des Lagerplatzes: „Kameraden und Freunde, auf jener Seite der Linie wartet der Tod, Elend, Hunger und Verlassenheit; diese Seite hier steht für ein Leben in

Bequemlichkeit. Hier kehrt ihr nach Panama zurück – in Armut. Dort geht es nach Peru, um Reichtum zu erwerben. Wählt nun, ihr tapferen Spanier, was ein jeder von euch bevorzugt.“

Es waren 13 Männer, die über die Linie an Pizarros Seite traten. Diese „glorreichen Dreizehn“, sollten der harte Kern von Pizarros Truppe werden. Die meisten Männer aber wollten mit Ruiz nach Panama zurücksegeln.

Für Pizarro wäre dies eine Schmach ohnegleichen gewesen. Doch auf der Hahneninsel wollte er auch nicht bleiben und bat Ruiz, ihn mit seinen Männern auf einer anderen Insel abzusetzen. Das tat Ruiz, wenn auch widerstrebend.

Auf Gorgona setzte er sie an Land, hielt sich aber nur solange dort auf, wie er brauchte, um einige zugesagte Rationen an Mais auszuladen. Beim Abschied erfüllte Kapitän Ruiz schließlich auch Pizarros letzten, inständig geäußerten Wunsch, dass er ihm die gefangengenommen Indianer dalassen möge, um sie zu Dolmetschern ausbilden zu können.

„Was um alles in der Welt hat Pizarro vor?“ dachte Ruiz und schüttelte ungläubig den Kopf. Einen Strahl Tabakssaft ins Meer spuckend, segelte er davon und verschwand am Horizont. Jetzt waren Pizarro und seine Gefährten mit einem Mal von der Außenwelt abgeschnitten und wie Schiffbrüchige auf einer einsamen Insel gestrandet.

Abgesehen von zahlreichen Giftschlangen und Myriaden einhersirrender Moskitos, war Gorgona groß genug und hatte für die Spanier all das an Nahrung, was sie zum Überleben brauchten. Die Insel war sechs Meilen lang, verfügte über reichlich Trinkwasser und es wimmelte von kleineren Tieren: Affen, Eidechsen, Fledermäusen und Vögeln. Im dichten Grün des Urwalds gab es einen kleinen See mit Süßwasser-Schildkröten.

Um sich vor dem Dauerregen zu schützen, bauten die Spanier in einer kleinen, windgeschützten Bucht Hütten aus Blättern und Holz. Pizarro sorgte dafür, dass seine Männer nicht Hunger leiden mussten. Aus einem umgestürzten Kapobaum hatte er ein Kanu gebaut, fing Fische oder machte mit seiner Armbrust Jagd auf Wasserschweine. Er fühlte sich in besonderem Maße verantwortlich für das Wohl der Männer und war ihnen als solches ein Vorbild, denn schließlich hatte er sie ja mit den Schilderungen seiner Träume hierher gebracht.

Während der sieben Monate, die sie auf Gorgona lebten, hörte Pizarro in seiner Hütte so manche Nacht den Ozean des Pazifiks rauschen. Dann stellte er sich vor, wie sich die Wellen draußen, weit, weit, ganz tief unten im Süden am Strand des Festlands brachen, dort, wo der Inka über ein riesiges Reich herrschte und auf einem Prunklager mit seinen schönen *Coyas*, seinen Königinnen schlief, umgeben von einem herrlichen Palast aus Andenmarmor, Gold und Perlen. Ob er wohl eine Ahnung von den Fremdlingen am Rande seiner Welt hatte, die auf Betten aus Palmwedeln und Seegras lagen, während unter dem unendlich weiten Sternenhimmel des Allmächtigen die Südsee toste?

Ein warmer Regentag folgte dem anderen. Die Sonne schien nur selten. Himmel und Meer verschmolzen zu einem braunen Dunstschleier. Pizarro und seine Männer hatten schon alle Hoffnung auf Hilfe aufgegeben, da erblickten sie eines Tages weit draußen auf dem Meer ein Schiff.

„Sieht aus wie ein Baumstamm“, meinte Molino, der Dolmetscher an der Seite von Pizarro, der sich auf den Knauf seines im Boden steckenden Schwertes stützte.

„Nein, es ist ein Schiff! Ich sehe weiße Segel!“ rief ein anderer Mann in der Nähe aufgeregt.

„Bist du sicher, Candia?“ fragte Pizarro, drehte sich um und blickte zum Himmel empor. Der Artillerist griechischer Abstammung war ein Riese von einem Kerl, stand auf einer Klippe und deutete hinaus auf das Meer.

„Ja, Comandante, seht nur!“ Pizarro wandte den Kopf und sah das Schiff mit den weißen Segeln. Es war keine Illusion. Zuerst waren sie sprachlos vor Aufregung, dann aber gerieten sie außer sich vor Freude. Die Gefährten kamen herbei geeilt und jubelten: „Es lebe -hoch lebe - Kapitän Ruiz!“ Wenig später ankerte das Schiff auf Reede am Rande der Bucht und ein Beiboot kam herüber an Land.

„Endlich hat der Himmel Erbarmen mit uns!“ sagte Pizarro und umarmte Ruiz, der lachend erwiderte: „Komme von Panama. Herzliche Grüße von Partner Almagro, der mir eines seiner Schiffe anvertraut hat. Stehe zur Verfügung. Wohin soll es gehen, Gran Capitán?“

„Erst mal nur weg von Gorgona, dem mit bösem Blick verwünschten Atoll der Medusa!“

„Also nach Hause, zurück nach Panama?“

„Nein, immerzu an der Küste des Festlands entlang in Richtung Süden!“

„Wie, immer noch auf der Suche nach dem Goldland?!“ scherzte Ruiz.

Pizarro schmunzelte: „Wie sollte es anders sein. Mit leeren Händen kehre ich nimmer heim. Weiß nun, wo es lang geht, dank eingehender Beschreibung der indianischen Gefangenen, die du mir seinerzeit freundlicherweise überlassen hast.“

„Nun denn, wenn dem so ist, worauf warten wir noch?!“ knurrte Ruiz, brav die verbale Kröte Pizarros schluckend, ohne es sich anmerken zu lassen. Er schaute in die Runde der einigermaßen verblüfft aussehenden Männer und rief aufmunternd: „Was ist? Vamos, compañeros! Beeilt euch! Los, packt eure Klamotten!“

Plötzlich kam Bewegung in den Haufen der zerlumpten Desperados.

„Auf geht´s, ahoi Kameraden! Spuckt in die Hände! An Bord mit euch! He, hübsch der Reihe nach! Mit dem Beiboot werden wir wohl ein paar Mal hin und her fahren müssen!“

Ruiz klatschte in die Hände, machte Tempo, denn er wollte mit dem aufkommenden Nordwind im Rücken so schnell wie möglich herüber zum Festland und gen Süden an der Küste entlang segeln.

Unterwegs begegneten ihnen Geschwader von Balsa-Flößen, die offensichtlich mit Nachschub für einen größeren Stammeskrieg beladen waren, der in den Anden tobte. Nur einmal machte Kapitän Ruiz auf Wunsch von Pizarro kurz vor der Küste Halt, in einem kleinen Hafen, dem heutigen Puerto Pizarro. Dann segelten sie so lange weiter, bis der spanisch-indianische Dolmetscher Alonso de Molino bemerkte, mit welcher freudiger Erregung die Indianer von Bord zum Küstengestade schauten. „Ist das eure Heimat?“ wollte er wissen. Die Indianer bejahten mit Kopfnicken. Er fragte weiter, und sie beschrieben ihre Heimatstadt mit den schönsten Worten ihrer überaus blumenreichen Sprache.

„Wollen wir in Tumbes an Land gehen?“ fragte Molino nach einer Weile Pizarro, der ihnen, ohne ein Wort zu verstehen, zugehört hatte. Sprachbegabt war er nie gewesen, da er selbst seine Muttersprache weder schreiben noch lesen konnte. Doch war er ein großer Stratege. „Nein, wir bleiben vorerst an Bord. Warten wir ab, wie der Empfang der Eingeborenen ausfällt. Da kommen die ersten Balsa-Flöße.“

Der Empfang sollte herzlicher ausfallen, als die Spanier erwartet hatten. Der einheimische Kazike lud sie ein, an Land zu gehen, wo Speisen und Getränke bereitgestellt worden waren. Er hielt die Spanier für vernünftige Leute, die nichts Böses im Schilde führten. Was sollten die wenigen, weißen Männer auch gegen die Heerscharen seines Königs, des großen Huayna Capac schon ausrichten können? Wiewohl würde er einen Bericht über die Ankunft der Fremden an seinen König schicken.

Der Kazike war ein kluger Mann. Großherzig gab er von den frischen Früchten, die auf seinem Floß lagerten, während er Pizarro mit entzückender naiver Liebenswürdigkeit fragte: „Woher kommt ihr, Kapitän? Ist es weit von hier? Aus welchem Land stammt ihr und wonach sucht ihr auf eurer Reise übers Meer?“

„Alles vernünftige Fragen“, dachte Pizarro, ehe er seine Antwort von Molino übersetzen ließ: „Wir kommen aus Spanien. Dort sind wir geboren. In diesem Land gibt es einen großen, mächtigen König. Er heißt Carlos. Wir sind seine Vasallen und Diener, wie viele andere seines Volkes. Unser Land haben wir verlassen, um, wie ihr seht, unbekannte Teile dieser Erde zu erkunden und das, was wir finden, der Herrschaft unseres Königs zu unterstellen.“

Pizarro schwieg einen Moment, wurde sich bewusst, dass er nicht nur als Soldat und Goldsucher unterwegs war, sondern auch als Priester, wenn es denn von Nutzen für Krone und Kirche wäre.

„Er macht bewusst eine kleine Denkpause“, dachte Molino, ehe er Pizarro kurze Zeit später sagen hörte: „Doch vor allem möchte ich euch wissen lassen, dass ihr die falschen Götter verehrt. Ihr müsst, um eure Seelen zu retten, Christen werden und an Gott den Herrn glauben, der im Himmel ist und den wir Spanier verehren. Diejenigen, die ihn nicht verehren, kommen in die Hölle, einen finsternen, Feuer speienden Ort. Denjenigen aber, die im Besitz der



Wahrheit sind und Ihn als ihren Gott und einzigen Herrn der Schöpfung anerkennen, wird im Himmel das ewige Leben zuteil werden.“

Molino hatte beim Übersetzen Schwierigkeiten, dem Tempo von Pizarros Missionseifer zu folgen. „Tranquilo, sachte, sachte, Comandante“, bat er ein ums andere Mal.

Der Kazike der Inkas war über die Worte von Pizarro höchst erstaunt. Ob sie jedoch sein Interesse am Christentum geweckt hatten, war eher unwahrscheinlich, denn mit einem süßsauerem Lächeln von amüsiertes Ungläubigkeit forderte er die Spanier erneut auf, an Land zu kommen, um die Sehenswürdigkeiten seiner Stadt zu besichtigen.

„Nur zu, Molino. Geht voraus. Nehmt den Schwarzen und die Indianer mit. Sie sind frei“, sagte Pizarro, der genau wusste, wann eine großmütige Geste angebracht war.

Mit dem Floß des Kaziken kamen sie in die Stadt. Der afrikanische Schwarze erregte Aufsehen unter den Einheimischen. Viele kamen, um ihn anzuschauen, baten den Neger, sich zu waschen, um zu sehen, ob seine Hautfarbe echt sei. Der Schwarze fand kaum Zeit zum Essen. Die freigelassenen Indianer suchten ihre Familien und Freunde auf, während Molino durch Tumbes spazierte und die schönen Gebäude, bebauten Felder und Bewässerungskanäle besichtigte.

Gut gekleidete Indianerinnen kamen auf ihn zu und unterhielten sich ganz unbefangen mit ihm, frei und unabhängig, wie es bei Frauen in den Anden heute noch der Fall ist. „Bleib doch hier, schöner Fremdling, und heirate meine Freundin“, bat ihn eine besonders attraktive Indianerin. Molino schwieg, zögerte spontan „Ja“ zu sagen, obwohl er es gern getan hätte. „Im Vergleich zu ihr bin ich eine alte Hexe“, sagte die Frau, die selbst eine Inka-Schönheit war. Er lachte. „Für deinen Gefährten finden wir auch eine Frau, aber keine mit schwarzer Haut.“ Mit Zeichensprache gab sie auch dem Neger zu verstehen, was sie meinte. Er verstand, grinste von einem Ohr zum anderen, wobei zwei Reihen strahlend weißer Zähne zum Vorschein kamen. Seine Freude wurde noch größer, als Molino ihm sagte, dass er ab heute wirklich wieder ein freier Mann sei. Der Afrikaner tanzte durch die Straßen. Die Indianer bewunderten seine geschmeidig, leichten Bewegungen und manch einer von ihnen lachte hell auf über die lustigen Sprünge des schwarzen Mannes.

Die Wärme des Empfangs, das lebhaftes Interesse, das man ihnen entgegen brachte, machte einen großen Eindruck auf die beiden Männer. Eigentlich wollten sie nicht mehr zurück an Bord des Schiffes, aber sie mussten, um Pizarro von ihrem Landgang zu berichten. Der glaubte ihnen nicht und ließ Pedro de Candia an Land gehen. Er beauftragte ihn, auszukundschaften, wo man am besten in die Stadt einfallen könne. Beim nächsten Mal, wenn sie zurückkämen, wäre dies Wissen von Vorteil und Candia, der sich als Artillerist seit den italienischen Kriegstagen und der Eroberung von Neapel mit Belagerungstechniken auskannte, wäre der richtige Mann, um ihm zu sagen, wo es solch eine Schwachstelle geben würde.

Doch als Candia, dieser Riese mit einer Körperlänge von über 2 Metern, in die Stadt kam, erregte er noch viel größeres Aufsehen, als der Schwarze an der Seite von Molino. Die Leute luden Candia zum Essen ein, und sogar die Mamaconas, die heiligen Jungfrauen des Tempels, baten den Kaziken, ihn sehen zu dürfen. Ihre Blicke sagten alles. Sie bewunderten den Riesen, diesen herrlichen Sohn der Weißen Götter. Sie empfingen Candia mit großer Herzlichkeit, und er war entzückt von diesen schönen Frauen, die als Priesterinnen in edle Stoffe gekleidet, den Göttern ihres Glaubens hinter goldenen Tempelmauern dienten.

Die Spanier an Bord fieberten vor Erregung, als Candia ihnen nach seiner Rückkehr von den Frauen und dem Gold erzählte. Männer sprangen über Bord. Einer rief: „Ich will hier bleiben!“ Ein anderer verliebte sich in eine Capullana, ein Häuptlingsfrau. Blind vor Liebe, war er dem Wahnsinn nahe. Man musste ihn mit Gewalt an Bord zurückholen und in Eisen legen. Auch Molino hatte es gepackt. Er bat, bleiben zu dürfen. Pizarro dachte eine Weile nach, ehe er sagte: „Bueno, Molino. Also vertiefe das Ketschua, die Sprache der Inkas. Könnte bei meiner Rückkehr von großen Nutzen sein.“

„Muchas gracias, Comandante! Ich weiß auch schon, wer mir dabei hilft.“

„Eine Frau?“

„Si, Capitán! Eine schmucke, rote Rose in voller Blüte.“ Molino lachte. Er strahlte, als er von Bord ging. Wie glücklich Molino werden würde, sollte Pizarro niemals erfahren. Ein Wiedersehen würde es nicht geben.

„Dieser Molino ist ein Dummkopf, ein schwachsinniger Weiberheld“, dachte Pizarro. Dann gedachte er des Unterwerfungsrituals, dass alle Konquistadoren Spaniens in der Neuen Welt vornahmen. Ehe Pizarro ablegen ließ, verkündete er dem Kaziken von Tumbes: „Im Namen des spanischen Königs nehme ich dies Land in Besitz. Sei ihm ein guter Untertan und beende den Götzendienst!“ Dabei hielt er sein Schwert wie ein Kreuz hoch gen Himmel und fuchtelte damit in der Luft herum. Der Kazike hielt die ganze Zeremonie für einen Scherz. Er lachte von Herzen, als das Schiff ablegte und Kapitän Ruiz Segel setzen ließ.

Von Quito im hohen Norden seines Reiches war Inkakönig Huayna Capac auf dem Weg nach Süden zur Hauptstadt Cuzco. Seinen Feinden hatte er einmal mehr bewiesen, wer der wahre Herrscher in diesem Land der Anden war. Aber es hatte Kraft gekostet. Schon nach kurzer Strecke schlug Huayna Capac sein Lager in der Nähe der Stadt Tumi auf. Dort erreichte ihn die Nachricht der Läufer, die der Kazike von Tumbes entsandt hatte. Der letzte Läufer der Stafette berichtete, dass bärtige Männer mit weißer Hautfarbe ins Land gekommen seien, Spanier, die fromm und menschlich gewesen wären. Sie hätten nichts Böses getan, sondern ihnen sogar Geschenke gemacht. Eines davon wäre dieses schwarze Kästchen mit einem Schlüssel, das er unter seinem rot-grün gestreiften Poncho hervorholte.

„Öffne es“, sagte der Inka, der sich zum Essen niedergesetzt hatte. Ehrerbietig verbeugte sich der Bote und streckte dem Inka das Kästchen mit den Worten

entgegen: „Nein, das darf nur der König, so will es Inti, der Schöpfer von Himmel und Erde, den auch die Spanier unter anderem Namen verehren.“ Der Inka verstand. Er nahm das Kästchen, den Schlüssel, schloss es auf, hob behutsam den Deckel an und plötzlich wirbelten seltsame, flatternde Gebilde wie Schneeflocken umher, die auseinander stoben und sich überall im Lager verteilten. Wenig später waren sie verschwunden, geschmolzen wie Schnee in der Sonne. Es waren die Pocken, die mit jäher Vehemenz im Lager ausbrachen. Die Gesichter mit brennender Krätze bedeckt, starben innerhalb von zwei Tagen viele der tapfersten Krieger. Als das der Inka sah, zog er sich in eine Höhle über dem Meer zurück, von wo er eine weite Sicht über den Stillen Ozean hatte. In der Abenddämmerung wurde das Licht der Sonne rot wie Blut, umwallt von Schleiern hauchfeinen Nebels. Und dann sah er sie, die Seelen von Lebenden, wie sie dem Meer entstiegen, umschwebt von Engeln mit den Gesichtern seiner Ahnen. Zig Tausende von rothäutigen Menschen waren es, die an der Seuche des Schwarzen Todes sterben würden. Eine Vorschau des Grauens. Kurze Zeit später starb auch der Inka. Die Pocken rafften ihn unter entsetzlichen Qualen dahin. Dieser unsichtbare Begleiter der Spanier kannte keine Gnade, machte vor niemandem Halt.

In einer kleinen Höhle im Nordwesten der Anden schied der große Huayna Capac von dieser Welt, ganz allein und ohne den Beistand seiner Diener. Keiner sollte sehen, wie er, ihr König, starb. Es war sein letzter Wunsch, dem man unbedingt Folge leistete. Neben Yupanki, dem Gründervater aus grauer Vorzeit, galt er als König aller Könige im Reich der Inkas. Der Schwarze Tod der Spanischen Seuche nahm ihm das Leben, aber er lebte weiter im Bewusstsein seines Volkes bis zum heutigen Tage.

Pizarro hatte keine Zweifel mehr, dass sich südlich des Äquators eine Hochkultur befand, von der die Welt draußen überhaupt nichts wusste. Mit Almagros Schiff und Ruiz als Kapitän, hatte er das Südmeer vor der Küste Perus erreicht, und die Landgänge hatten ihm gezeigt, wie bedeutsam seine Entdeckungen waren.

„Dies Land ist reich, ja, so unendlich reich und besser noch, als das der Azteken“, dachte er und segelte in Hochstimmung zurück nach Panama.

Doch um das Land Peru erobern zu können, brauchte er unbedingt das Einverständnis des spanischen Königs und neue, potente Geldgeber, die solch einen Eroberungsfeldzug finanzieren würden. Kurz entschlossen begab er sich an Bord eines Schiffes, das ihn nach Spanien brachte. Von König Carlos V. freundlich bei Hofe empfangen, gewann er bald schon seine Gunst, als er ihm peruanische Töpferwaren, silberne Gefäße, elegante Kleidungsstücke und kleine aus Gold gefertigte Teile zum Geschenk machte. Ein Vertrag wurde geschlossen, der es Pizarro erlaubte, Peru zu erobern. Auch sollte er das Land als Gouverneur regieren. Als Geldgeber verbürgte sich die spanische Krone bei namhaften Bank- und Handelshäusern in Europa. Sein Geschäftspartner

Almagro sollte Stadthalter von Tumbes werden, Beichtvater Hernando de Luque das Amt des Bischofs bekleiden und er, Pizarro, dürfe sich fortan Don Francisco Pizarro nennen. So geadelt, traf er auch seinen entfernten Verwandten Hernán Cortés, der stolz über seine eigenen Leistungen das Königshaus mit Geschenken aus dem Schatz der Azteken überschüttete. Mit einem elegant gekonnten Kratzfuß entfernte Cortés sich vom Throne, nachdem er eine Vielzahl von kleineren Goldbarren zu Füßen des Königspaares abgelegt hatte.

Königin Isabella sah blendend an der Seite von Carlos V. aus, jenem König, in dessen Reich die Sonne niemals unterging, woran die Konquistadoren in Übersee maßgeblichen Anteil hatten. Der König erhob sich vom Thron und hielt eine kurze Rede. Im Beisein seines Hofstaates und des versammelten Hochadels dankte er den anwesenden Konquistadoren für ihre Leistungen, lobte und bestärkte sie, im Namen der Krone und mit der Kirche Segen weitere Länder in der Neuen Welt zu erobern, um den Wohlstand Spaniens zu mehren. Es gab stürmischen Beifall und dazwischen immer wieder temperamentvolle Hochrufe: „Viva España! Viva el Rey!“ Don Francisco Pizarro legte die Hand aufs Herz und verneigte sein Haupt in Richtung Königsthron.

„Vetter Francisco, Euer Glückstern ist im Steigen, meiner hat den Zenith überschritten“, begrüßte ihn Cortés mit nachdenklicher Freude am Büffet bei Hofe. Sie umarmten einander wie Brüder, doch fehlte es an Herzlichkeit.

„Geduld ist die Tugend des Schweinehirten“, erwiderte Pizarro mit todernstem Gesicht.

„Bravo! Als solcher habt Ihr aber große Fortschritte gemacht“, lachte Cortés, der genau wusste, dass Pizarro als uneheliches Kind von klein auf so manches Leid ertragen musste. Sein Vater, Rodriquez de Aquilar, ein schneidig stolzer Berufsoffizier im Range eines Oberst der Infanterie, hatte seinen Sohn Francisco stets verleugnet, sich nie um ihn gekümmert. „Eine traurige Kindheit“ dachte Cortés und ging mit ihm nach dem Essen vom Büffet in ein kleines Nebenzimmer des Salons. Vor dem flackernden Kamin machten sie es sich bequem in zwei altspanischen Ohrensesseln. Auf ovalen Beistelltischchen aus rosé-geädertem Marmor servierte der Diener ihnen den Nachtsch. Dezent verließ er den Raum, und sie waren unter vier Augen. Doch das vertrauliche Gespräch sollte zunächst einmal warten. Die beiden ähnlich kühl und wagemutig veranlagten Vettern aus der Estremadura ließen es sich gut gehen. Sie aßen Crema Catalán, tranken Mokka und einen blumig weichen, dem Gaumen schmeichelnden Brandy. Dazu rauchten sie eine Havanna Zigarre vom Feinsten.

Cortés schwärmte: „Hat man den Herrscher, hat man auch das Volk. Das war jedenfalls bei den Azteken der Fall. Wir, die Spanier, wurden dort als Boten ihrer Götter angesehen. Das machte die Sache für uns bedeutend einfacher.“

Der große, von Erfolg in Übersee verwöhnte Konquistador Cortés, griff in eine kleine silberne, maurisch gearbeitete Konfektschale, nahm etwas Braunes von der Größe einer Walnuss heraus und reichte es weiter an Pizarro: „Die müsst Ihr

mal probieren, zartbittere Schokolade mit Chili, eine Spezialität vom Hofe Montezumas.“

Pizarro griff zu und ließ die aztekische Praline auf der Zunge zergehen.

„Nicht übel“, sagte er nach einer Weile in gewohnt trockener Art, ohne sich anmerken zu lassen, wie gut ihm die Praline geschmeckt hatte.

„Ist das alles? Der Kakao, die Zutaten und Rezeptur, alles kommt original aus Mexiko. Für die Damen und Herren hier am Königshof in Sevilla sind diese Pralinen eine Delikatesse, ein Hochgenuss, auf den sie nicht mehr zu verzichten gedenken. Und Ihr, ja, Ihr seit von Kindheit an nichts Gutes gewöhnt, ein Schweinehirt, der nur das isst, was er kennt. Ihr seid nur schwer zufrieden zu stellen.“

„Ihr irrt. Ich komme drüben in der Neuen Welt ganz gut zu recht. Esse auch Schlangen und Eidechsen, wenn es denn sein muss.“

„Höchst genügsam. Da kann man es zu etwas Größerem bringen. Aus diesem Holz sind die Konquistadoren aus der Estremadura geschnitzt.“

„Stets bemüht, wie Ihr, lieber Vetter.“

„Wollte Euch nur einmal prüfen, feststellen, wie verweichlicht Ihr seid. Habt einen prima Eindruck gemacht. Ihr werdet es schaffen. Nehmt Eure Halbbrüder mit, und der Eroberung von Peru steht nichts mehr im Wege. Muñoz und Hernán de Soto wären auch nicht schlecht, alles eiserne Kerle aus unserer Gegend, die Ihr gut gebrauchen könntet. Auf mich müsst ihr leider verzichten. Für so eine Expedition tauge ich nicht mehr, aber mit gutem Rat stehe ich Euch jederzeit gerne zur Seite. Fragt nur, Vetter Francisco. Ich werde Euch verraten, wie man mit diesen rothäutigen Indianos am besten fertig wird.“

Cortés lachte, wurde jedoch im selben Augenblick wieder ernst, als Pizarro ihn zu strategischen Gedankenspielen anregte. Da war er sofort bei der Sache. Er trank noch einen Brandy. Jetzt war er Feuer und Flamme. Der alte Spieler lief zur Hochform auf. Insbesondere auf dem Gebiet der Menschenführung bei militärischen Eroberungsfeldzügen war er ein Genie. Er wusste seine Leute stets zu motivieren, den Feind zu täuschen und solange hinzuhalten, bis er ihn soweit hatte, dass er ihn mit einem Heer von Verbündeten den Garaus machen konnte, ohne allzu große eigene Verluste einstecken zu müssen. In der Tat, von seinen Tricks und Tipps konnte Pizarro noch so manches lernen.

„Seht dies Buch! Höret das Wort Gottes!“ rief Pater Vicente de Valverde und verkündete die frohe Botschaft des Herrn einer großen, friedlich versammelten Menschenmenge von staunenden Indios. Er war Mönch des Dominikanerordens und Beichtvater Pizarros, stand mitten auf der mit hübschen Blumenbeeten und Sträuchern umgebenen Plaza von Cajamarca und übergab nach einer ziemlich apodiktisch geführten Predigt dem Inkahäuptling Atahuallpa bei strahlend blauem Himmel eine Bibel, die dieser zu seiner Verwunderung ans Ohr hielt. Mit einem Kruzifix in der Hand segnete Pater Vincente den Häuptling, der in

einer offenen Sänfte auf einem goldenen Thron saß. Er wollte ihm den Glauben an die Unsterblichkeit der Sonne und an andere Gottheiten der Inka austreiben.

Atahuallpa lauschte, dachte das Buch spräche zu ihm. Er schüttelte es, hörte das Rascheln der Seiten, aber kein einziges Wort. Das Buch blieb stumm. „Ich höre nichts“, sagte der Häuptling und war enttäuscht. Was sollte das Ganze? Wo blieb die Magie ihres Gottes, ein Wort oder Zeichen von ihm, das man verstehen könne? Verärgert warf er die Bibel in den Staub des Marktplatzes.

„Das ist Gottesfrevel!“ schrie Pater Vicente von heiligem Zorn erfasst. Hauptmann Hernán de Soto ließ auf Befehl von Don Francisco Pizarro die Reiterei blank ziehen. Schwer bewaffnete Soldaten traten aus den Säulenhallen rund um den Platz hervor und feuerten in die dichte Menge unbewaffneter Menschen. Spanier hoch zu Ross erschienen mit erhobenen Schwertern, Lanzen, Armbrüsten oder Gewehren und ritten alles nieder. Die Glocken der Pferdeharnische läuteten, überall krachte es, hörte man entsetzliche Schreie. Die Indianer gerieten in Panik, versuchten verzweifelt, nicht von den Hufen der Pferde zertrampelt zu werden. Überstürzt versuchten sie, zu fliehen. Dabei stolperten sie, fielen in Todesangst übereinander her, Knäuel von zuckenden Menschenleibern, die sich zu grässlichen Haufen auftürmten, am Ende eine einzig blutige Masse aus stinkendem Fleisch und Knochen. Es gab kein Entkommen. Entweder wurden sie zu Tode gequetscht oder von den Soldaten wie Lamas abgeschlachtet. Bei diesem Gemetzel auf der Plaza von Cajamarca wurden so viele Indianer getötet, dass es für die Spanier kaum möglich war, die Leichen zu zählen. Dagegen konnten die eigenen Verluste an einer Hand abgezählt werden. Fünf Männer waren es, die man zwischen den Leichen der Indianer fand, versehentlich von der eigenen Reiterei zu Tode getrampelt.

Spanier ergriffen Atahuallpa und zerrten ihn mit groben Fäusten von seinem Thron. Dank seiner Leibwache war er unverletzt geblieben. Ihre Körper hatten einen Schutzwall um den Thron gebildet. Atahuallpa wurde Pizarro überstellt. Der ließ ihn in Ketten legen und in das dunkle Loch einer Gefängniszelle nahe seiner Unterkunft werfen, die sich unweit des Marktplatzes befand. Von spanischen Soldaten bewacht, saß Atahuallpa dort auf blankem, kaltem Erdboden wie ein gefangener Rabe im Käfig, traurig und verzweifelt, des Thrones und all seiner Würde beraubt.

Regen trommelte auf das Schilfrohrdach und tropfte an den Fensterläden hinunter. Atahuallpa starrte die Wand an. Vor seinen Augen zogen die schrecklichen Ereignisse der vergangenen Stunden herauf. Draußen johlten die Spanier. Große Beute mussten sie gemacht haben.

„Sie haben es geplündert, unser Lager vor der Stadt. Gefäße aus Silber, Gold, Juwelen und wertvolle Stoffe“, dachte Atahuallpa. „Jetzt grölen sie aus vollem Halse. Sie sind im Siegesrausch, betrunken, schänden unsere Frauen.“ Obwohl er es nicht wahrhaben wollte, hatte der Zerfall seines Reiches begonnen. Er weinte, still wie ein Indianer, ohne zu klagen. Erst ein Schuss machte dem

Höllenslärm da draußen ein Ende. Pizarro hatte ihn abgefeuert, um sich Gehör zu verschaffen. Atahualla erkannte seine Stimme. Dann war Ruhe.

Als am nächsten Morgen Pizarros Bruder Hernando unter Begleitschutz der Wachen und eines Dolmetschers die Gefängniszelle Atahuallpas betrat, ließ er Essen und Getränke für den Gefangenen mitbringen, das ihm von seinen Frauen dargereicht werden durfte. Eine überaus großzügige Geste, die Atahuallpa auf den Gedanken brachte, dass er sich womöglich aus der Kerkerhaft der Spanier freikaufen könne, wenn er ihnen nur genügend Gold anböte. „Würde dieser Raum voller Gold ausreichen, um wieder ein freier Mann zu sein?“ fragte Atahuallpa ohne von seinem Essen aufzublicken. Außer für Schmuck, Schreine und Götzenbilder brauchten die Inkas kein Gold, die Spanier dagegen benötigten es in ungeheuren Mengen als Handelsgut. Kaum hatte der Dolmetscher die Frage des Inkafürsten übersetzt, da antwortete Hernando Pizarro: „Ich denke, es wird ganz im Sinne meines Bruders Francisco sein, wenn ich dazu mein Jawort gebe. Die Zelle aber muss bis zur Decke mit Gold gefüllt werden. Keine Unze weniger, haben wir uns verstanden?!“ Atahuallpa nickte, konnte jedoch diese unermessliche Gier der Spanier nach dem Metall der Götter nicht verstehen. Er wunderte sich und fragte zwischen zwei Bissen zarten Lamafleisches in Chilisaucen: „Ist euer Hunger nach Gold denn wirklich derart groß, das ihr es sogar essen würdet?“ Hernando Pizarro stutzte. Er dachte nur kurz über die Worte nach, ehe er lachend antwortete: „Ja, aber natürlich, das würden wir tun!“ Genüsslich Kokablätter als Nachspeise kauend, meinte Atahuallpa: „Dieser Raum wird bis zur Decke mit Gold gefüllt werden. Meine Boten werden verkünden, dass ihr mein ganzes Reich bereisen dürft. Man wird euch die gewünschte Menge an Gold geben.“

„Na bitte, wer sagt´s denn! Da wird sich Bruder Francisco aber freuen“, dachte Hernando. „Er kann dann im Nachhinein entscheiden, was mit diesem Inkafürsten geschehen soll. Freilassen wird er ihn wohl kaum, wie ich ihn kenne!“ Kurze Zeit später begab er sich mit einem Freischärlertrupp abenteuerlustiger Haudegen auf den Weg und drang zum ersten Mal tief ins Innere des Inkareiches vor. Immer gen Süden an der Pazifikküste entlang marschierend, kamen sie zur altehrwürdigen Stätte der Könige: Pachacamac.

Überragt von einer riesigen Sonnenpyramide, lag diese heilige Stadt auf dem flachen Rücken eines Küstenberges, von wo man eine herrliche Sicht über den weiten Stillen Ozean hatte. Himmel, Erde und Meer schienen an dieser Stelle miteinander zu verschmelzen, hier an diesem erhabenen Ort der Anden, wie geschaffen für die Erscheinung des Pachacamac, dem urzeitlichen Schöpfer dieser Welt.

Im Halbdunkel des Tempels ruhte der Schrein von Pachacamac, als die Spanier mit wüstem Geschrei und roher Gewalt die mit allerlei schillernd schönen Muscheln besetzten Türen aufstießen. Es gab abstrakte Fresken von Tieren und Gestirnen an den Wänden. Unter Führung von Hernando Pizarro drangen sie ins Innere des Tempels ein. „Reißt das Götzenbild mit dieser

abscheulichen Teufelsfratze nieder!“ schrie Pizarro, während er einen grauhaarigen Indio beim Schopf ergriff. Es war der älteste Priester und Diener seines Gottes Pachacamac. „Wo ist das Gold? Sag schon, wo ist es!?“ Der Mann schwieg, verstand Pizarro auch ohne die Übersetzung des Dolmetschers. Er sah die Fackel in seiner Hand. Man würde ihn foltern, aber er würde schweigen. Pachacamac würde ihm helfen, auch den größten Schmerz zu ertragen. „Demonio, aus ihm ist nichts herauszubekommen!“ Es roch nach verbranntem Fleisch, als Pizarro die brennende Fackel hinwegschleuderte, womit er die nackten Fußsohlen des Priesters versengt hatte. Mit dem Schwert versetzte er dem Alten den Todesstoß. „Männer, schwärmt aus! Adelante! Irgendwo in diesen Mauern ist das Gold verborgen!“ Ein Irrtum. Viel Gold fanden die Männer in diesem Tempel nicht. Doch in den Heiligtümern der Umgebung wurden sie fündig. Der Sonnentempel der Inka war voller Gold. Hernando Pizarro hatte letztendlich doch den richtigen Riecher gehabt. Er war selig. Seine Leute jubelten, fanden Kunstwerke aus purem Gold, die von ihnen auf der Stelle in Barren umschmolzen wurden. Dazu brauchten sie mehrere Wochen, während die Kaziken der Inkas Atahuallpas Wunsch gehorchten und jede Menge Gold nach Cajamarca schickten, um damit sein Gefängnis vom Boden bis zur Decke zu füllen.

Weiterhin streng bewacht, zeigte sich Atahallpa sanften Gemüts und friedfertig gegenüber seinen Bewachern. In kurzer Zeit lernte er ein paar Brocken Spanisch und spielte die eine oder andere Partie Schach mit Don Francisco Pizarro oder Almagro, die ihm das Spiel beigebracht hatten. Er war bemüht, ihnen während der Haft zu gefallen und gab ihnen all seinen Reichtum. Mit wachsendem Druck von Pizarro ausgebeutet, füllte sich der Raum der Gefängniszelle mit Gold. Atahuallpa hielt Wort, erteilte aus dem Gefängnis Befehle an sein Volk und ließ sogar engste Verwandte ermorden, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Endlich war der Raum voller Gold. Er hatte sein Lösegeldversprechen erfüllt. „Mein Herz ist voller Glück! Ich bin frei“, dachte Atahuallpa. Da wurde er von Pizarro der Verschwörung und des Hochverrats angeklagt. Es wurde ihm ein Schauprozess gemacht. Er sollte auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Dies zum Himmel schreiende Unrecht, das man ihm antun wollte, verstand er nicht, bei allem Spanisch, was er inzwischen in seiner Geiselhaft gelernt hatte.

„Alles, nur das nicht! Ohne meinen Körper geht meine Seele verloren. Ich bin einverstanden, das ich getauft werde, aber verbrennt mich nicht“, bat vor Gericht Inka Atahuallpa, der in den Augen der meisten altehrbewussten Adelsleute viel zu schwach als Thronfolger von Huayna Capac das Volk regierte. Überdies hatte der Mord an seinem Bruder und Rivalen Huáscar böses Blut geweckt.

Den Spaniern sollte es nur recht sein. Je mehr Morde Atahuallpa zur Goldbeschaffung in Auftrag gab, desto fester hatten sie ihn in der Hand. Manch einer seiner Adelsleute hatte ihm längst schon die Treue gekündigt. Es gärte überall im Reich der Inkas, ein Grund mehr, Atahuallpa



Verschwörungsabsichten zu unterstellen und ihn des Hochverrats anzuklagen. Die Gelegenheit war günstig. Hernando Pizarro, der Atahuallpa irgendwie mochte, war mit Hauptmann de Soto und leichter Bedeckung von Kavallerie auf Erkundungsritt unterwegs in Richtung Cuzco. Man hatte ihn, mit einem Spezialauftrag versehen, auf die Reise geschickt, da er ansonsten bestimmt einmal mehr Zwietracht unter die beiden alten Partner bei ihrer Meinungsbildung gesät hätte. Bruder Francisco und Almagro hatten also freie Hand, konnten schalten und walten, wie sie wollten.

Die von ihnen bestochenen Richter machten kurzen Prozess und verurteilten Atahuallpa zum Tode, wiewohl sie doch ein wenig Mitgefühl zeigten und Gnade walten ließen. Im Namen der Spanischen Krone und des geltenden Kriegsrechts, sollte man den Angeklagten bei lebendigem Leib garottieren und nicht auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Noch vor seinem Tode wurde Atahuallpa getauft. Für ihn war es gleichsam die letzte Ölung. Er starb als Christ, hingerichtet und ermordet von seinen neuen Glaubensbrüdern. Seine Spende an die Gemeinschaft dieser Glaubensbrüder war überreichlich ausgefallen, aber alles Gold der Welt hätte ihn nicht retten können, denn sein Tod als Geisel war von Anfang an beschlossene Sache gewesen.

Eingebettet im oberen Rand eines Hochtalsaumes, umgeben von Bergen, die wiederum von den noch höheren, schneebedeckten Gipfeln der Anden überragt wurden, lag wie ein majestätischer Berglöwe die Stadt Cuzco, der Nabel der Welt im Herzland der Inkas. Der Kopf des Berglöwen war eine gigantische Festung oberhalb der Stadt, der Schwanz am Ende des kauernenden Pumakörpers wand sich um den großen, weit geschwungenen Tempelbezirk der Coricancha, des Tempels der Sonne.

„Fantastico! Seht, ja dort, Don Hernán! Was für eine Stadt!“ staunte Pizarro, als er im Schritt mit dem Trupp der Gefährten über die Holzbrücke ritt. In der Tiefe rauschten drei Flüsse, die sich am Ausgang der Felsenschlucht vor Cuzco vereinten. Am Zusammenfluss des Chunchullmayo, Tullumayo und Huatanay hatten die Inkas diese Brücke errichtet, die als hängendes Bauwerk mit stabiler Seilkonstruktion die Schlucht überspannte. In dieser Höhe eine Meisterleistung. Was die Breite anbelangte, war es eigentlich eher eine Doppelbrücke mit zwei Straßenseiten in beide Richtungen, die eine für das gewöhnliche Volk, die andere als tributfreier Weg für den Hochadel.

„Wir sollten die Verstärkung aus Cajamarca abwarten, ehe wir uns in diese Stadt wagen“, gab Hauptmann Hernán de Soto zu bedenken.

Groß und stark saß Pizarro im Sattel. Er sog die trockene, frische Luft des Anden-Hochlandes in die Lungen. Rot vor Kälte war seine Nase, fleischig und dick die Lippen, als er sich im Sattel umdrehte: „Madre mia! Compañero, Hernán! Er schnaubte verächtlich. „Pah, lass mich nur machen! Hombre, nicht Bruder Francisco, dieser gewiefte Bastardo, nein, ich, der legitime Sohn des Edelmannes und hoch dekorierten Offiziers Gonzalo Pizarro habe die besten

Verbindungen bei Hofe. Wer also könnte die Spanische Krone hier bei diesen wilden Indianos besser vertreten, als ich, Don Hernando Pizarro. Und bin ich nicht der Mann, der bisher jede Menge Gold, ich meine, dass meiste von allen Konquistadoren der Neuen Welt in die Schatztruhe von König Carlos eingebracht habe?!“

„Nun übertreib mal nicht, Cortés ist nach wie vor der Größte von uns allen. Soviel Aztekengold, wie er dem König gegeben hat, werden wir von den Inkas niemals bekommen.“

„Wir werden sehen. Denk nur an Atahuallpa. Hoffentlich ist ihm nichts geschehen, denn er hat Gold ohne Ende. Ja, er ist ein wahrer Goldesel, den man in unserem Stall mit reichlich guter Kost und sonstigen Annehmlichkeiten bei Laune halten sollte.“

„Atahuallpa dürfte tot sein. Man hat ihm den Prozess gemacht, um ihn wegen Verschwörung und Hochverrats auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen.“

„Was? Welcher Idiot hat das veranlasst?“

„Dein Bruder Francisco, der jetzt vergnügt mit Quispe Cusi, der jüngsten Tochter Huayan Capacs lebt, die ihm Atahuallpa kurz vor seinem Prozess zur Frau gegeben hat. Danach hat man ihn vermutlich hingerichtet. Wie es scheint, ist dein Bruder in dies Mädchen heillos verliebt, nennt sie immerfort *Pizpita mio*, mein Vögelchen.“

„Aha, jetzt verstehe ich. Erst schickt er mich auf Reisen, lässt dann Atahuallpa beseitigen und hat danach freie Hand zur Durchsetzung all seiner miesen Pläne. Ja, ist es denn möglich?! Und jetzt ist dieser verknöcherte, alte Junggeselle, dieser geile Bock, auch noch in den Flitterwochen!“ Klar, mit seiner Hilfe können wir derzeit nicht rechnen. Ich frage mich nur, was sein Partner Almagro zu all dem sagt?“

„Die beiden haben sich zerstritten. Almagro stellt Gebietsansprüche. Er denkt, dass er benachteiligt worden ist. Sein Posten als Stadthalter von Tumbes genügt ihm nicht. Er beansprucht ein großes Gebiet im Süden von Cuzco. Don Francisco wollte den Querkopf los sein und hat ihn in die Atacamawüste auf Goldsuche geschickt.“

„Du bist aber verdammt gut informiert.“

„Muss man auch, wenn man es bei euch Pizarros zu etwas bringen will. Bin selbst ein Konquistador, der genug Land und Dineros besitzt, um auf Augenhöhe mit euch sprechen zu können. Deshalb rate ich dir, auf deine Brüder zu warten.“

„Halbbrüder, wenn ich bitten darf!“ knurrte Hernando Pizarro. Er knirschte mit den Zähnen, der Kiefer mahlte, bis sich die Muskeln unter dem schwarzen, krausen Backenbart strafften.

„Gut, macht eure Spielchen allein miteinander aus. Ich werde jedenfalls erst dann nach Cuzco einmarschieren, wenn deine Brüder mit Verstärkung hier sind. Einer meiner Soldaten ist bereits unterwegs nach Cajamarca. Cieza de Leon wird sie hierher bringen. Möchte halbwegs sicher gehen, dass ich meinen Anteil

an Gold und Silber auch erhalte, wenn ich schon den Kopf für König Carlos und den Pizarro-Clan hinhalten muss.“

„Dein Kopf wird schon auf den Schultern bleiben“, lachte Hernando Pizarro grimmig. „Vale amigo, Schluss für heute! Schlagen wir also hier in den Bergen bei Cuzco unser Nachtlager auf und warten auf Verstärkung.“

Auf einem Felsensporn machten sie Biwak. In leuchtend rot-violetten Farben erglühte der Fels im Licht der untergehenden Sonne. Mit scharfem Auge und weitgespreizten Flügeln kreiste ein Condor im Gleitflug hoch in den Lüften über der Stelle des Lagers. Der Schatten seiner mächtigen Schwingen war an den Felswänden zu sehen. Dann war die Sonne Intis hinter dem nächsten Bergrücken verschwunden. Von selten schön erlebter Erhabenheit war die Abendstille in den Anden und im prächtig funkelnden Sternengewand zog Mamaquilla, die Göttin des Mondes am nachtblauen Himmel herauf. Die Männer rollten sich in ihre Lamadecken, denn empfindlich kalt würde die Nacht hier oben in den Bergen werden.

Glühend heiß schien die Sonne am nächsten Tag. Sie fütterten die Pferde mit Maiskörnern. Zum Frühstück aßen sie überm Feuer warmgemachte Tortilla und gönnten sich dazu einen Schluck Rotwein aus der Korbflasche, eiskalt temperiert vom Nachtfrost.

Es war gegen Mittag, als Hernando Pizarro sie kommen sah, seine Halbbrüder Pedro, Juan und Gonzalo mit Francisco an der Spitze einer Kavalkade von schwerbewaffneten Reitern. Sie ritten in Zweierreihen, hintereinander und vorsichtig im Schritt, gefolgt von Fußtruppen und Artillerie

„Wie ist es gelaufen, Hernando?“ wollte Francisco wissen. Er stieg vom Pferd und umarmte den Bruder.

„Bis auf wenige Scharmützel alles in unserem Sinne. Danach hat man uns beobachtet, da bin ich sicher, aber nicht gewagt, uns ernstlich Schwierigkeiten zu bereiten. Der Weg nach Cuzco ist frei. Habe ihn gefunden.“

„Prima, gute Aufklärungsarbeit, Bruder. Irgendetwas von Bedeutung, dass ich wissen sollte?“

„Nein, nicht dass ich wüsste. Keine Verluste. Und bei euch?“

„Nicht ganz ohne, aber wir haben es geschafft, wie du siehst.“

„Nicht der Rede wert“, brachte sich Cieza de Leon ein und Hauptmann de Soto meinte: „Gut zu wissen. Alles klar, auf nach Cuzco!“

Es war leichter als erwartet bei ihrer Ankunft in Cuzco im Frühjahr 1533. Man hiess die Pizarros und ihre Truppe willkommen, wenngleich sich der Jubel in Grenzen hielt. Hoch zu Ross, die Reihen fest geschlossen, ritten und marschierten sie bergan in geordneter Formation zur Stadt hinein.

Francisco Pizarro musste an die Worte von Cortés am Königshof in Sevilla denken: „Hast du den Herrscher, hast du das Volk.“

Bruder Hernando schaute sich um und sagte: „Wir sind jetzt in Cuzco, der Stadt des Pumas. Oberhalb des Tempelbezirks liegt die Festung mit dem

Königspalast. Höchst imposant, aber Gold sehe ich auf den ersten Blick nicht. Sollte dies eine Falle sein, werden Kanonen sprechen.“

„Du sagst es, Bruder. Das Gelände eignet sich bestens dazu, anders als in Neapel oder Mexiko. Von den gegenüberliegenden Höhen der Berge lässt sich Cuzco hervorragend unter Beschuss nehmen.“

„Die Kanoniere sind bereits in Stellung gegangen“, bemerkte Hauptmann de Soto.

„Muy bien. Aber kein Schuss fällt ohne meinen ausdrücklichen Befehl!“

„Claro, Comandante!“

Mit Ehrengelait wurden die Spanier im Palast von Sacsahuaman der königlichen Familie vorgestellt. Einer der jungen Inka-Prinzen fiel Francisco Pizarro sofort ins Auge. Er trat auf ihn zu und krönte ihn mit einem purpurnen Stirnband zum König. Damit tat Pizarro unbewusst etwas, das großes Erstaunen in den Reihen der königlichen Familie hervorrief.

Es war Manco Capac, einer der Söhne aus der langen Ahnenreihe seines Urvaters *Ano*, dem Häuptling der *Onas*. Sein Sohn Manco war vor langer Zeit von Polynesien übers Meer gekommen. Er zog mit Frau und Kindern nach Amazonien. Einer seiner Söhne kehrte in die Anden zurück. Er hieß Manco Capac und gründete die Stadt Cuzco mit einem goldenen Stab in der Hand, den er wie ein junges Bäumchen ins Erdreich unter dem Palast pflanzte. Er markierte die Stätte, um die das Königshaus der Inkas gebaut werden sollte. Immer noch ragte die Spitze des goldenen Stabes aus dem Palastboden hervor, der sich wie ein Baum verzweigte und goldene Blätter trug. Aus seinem Geschlecht stammte der jüngst verstorbene Inka Huayna Capac, dessen jugendlicher Sohn und Halbbruder Atahualpas als letzter in der Kette der Ahnen wiederum Manco Capac hieß und von Pizarro mit dem purpurnen Stirnband zum König gekrönt wurde. Aber keiner der Anwesenden bei Hofe konnte wissen, dass lange vor ihrer Zeit Urvater *Ano* stets ein solches Stirnband als Zeichen seiner Häuptlingswürde getragen hatte.

Hernando Pizarro kam für eine geraume Weile aus dem Staunen nicht heraus, als er den geraden, armdicken Stamm, die goldenen Äste und Blätter des Baumes in der Mitte des Thronsaales stehen sah. „Den muss ich haben!“ dachte er, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

Bruder Francisco war froh, in Manco Capac den idealen Marionettenkönig gefunden zu haben. „Junges Bäumchen biegt sich noch...“ dachte er gut gelaunt mit Blick auf den goldenen Stammbaum der Inkas.

Ohne einen einzigen Schuss abzugeben, waren sie bis in den Thronsaal des Königshauses vorgedrungen, an einem Feiertag, an dem die Inkas ihrer Ahnen gedachten. Die Mumien der toten Könige wurden in Sänften zum Thronsaal hinaus getragen und in einer feierlichen Prozession durch die Straßen dem Volk als heilige Reliquien gezeigt, ein Brauch, wie es auch bei den katholischen Christen der Fall war, wenn sie zu Ehren ihrer Heiligen deren leibliche Überreste im Schrein umhertrugen.

Das Volk in den Straßen staunte. Schon während des prachtvollen Umzuges wurde Chicha-Bier getrunken. Von diesem Mais-Bier konnten die Inkas jede Menge vertragen. Jubel brach aus. Es kam zu den üblichen Trinkgelagen in der Ober- und Unterstadt, die sich über Tage und Wochen hinzogen.

Die Spanier hätten alles klar machen können. Es wäre für sie um einiges leichter gewesen, die betrunkenen Indios niederzumetzeln, wenn sie nicht selbst voller Begeisterung mitgefeiert hätten. Sie veranstalteten sogar Turniere und vermählten sich mit Inka-Frauen königlicher Herkunft.

Mit dem Segen von Pater Vincente heiratete Don Francisco Pizarro seine indianische Geliebte Quispe Cusi, seine Pizpita, die vorher in Cajamarca getauft und zur Christin geworden war. Sie gebar ihm im Dezember 1534 in Cuzco eine Tochter und ein Jahr später den ersehnten Sohn. Alles hätte so schön sein können, wenn da nicht in ihm und bei den meisten Konquistadoren die unstillbare Gier nach Gold gewesen wäre.

Einige der spanischen Offiziere und Soldaten behandelten ihre adeligen Inka-Frauen äußerst herablassend, grob und so schlecht wie Huren, dass es zu Handgreiflichkeiten kam. Höchst unverständlich für jeden Inka. Ernste Konflikte bahnten sich auf beiden Seiten an, die in Mord und Totschlag gipfelten, als es zu Diebstahl und ersten Plünderungen seitens der Spanier kam. Zu seinem Erstaunen musste Manco Capac, der junge Inkakönig erkennen, dass, selbst wenn sich aller Schnee der Anden in Gold verwandle, die Spanier noch immer nicht zufrieden wären. Entsetzen beschlich ihn. Sein Volk litt. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer, die Spanier immer brutaler. Er dachte an Coya Ocollo, seine hübsche Schwester und geliebte Frau, die er als „Sohn der Sonne“ vor der Gewalt der Pizarro Brüder beschützen musste. Einer von ihnen hatte ein Auge auf sie geworfen. Schamlos, wie er sie vor allen Edelleuten bei Hofe betäschelte. Es war Gonzalo, der verächtlich dachte: „Blutschande! Wie die alten Ägypter treibt es dieser Inka mit seiner Schwesterfrau!“ Er war der übelste der Pizarro-Brüder, ein bestialischer Teufelskerl, besessen von ungezügelter, wilder Leidenschaft und grenzenloser Habgier nach dem edlen Erz der Götter.

Die Beute war gewaltig. Goldene und silberne Lamas in naturgetreuer Lebensgröße standen im Garten des Sonnentempels, dessen Wände von oben bis unten mit Platten feinen Goldes verkleidet, wie ein Spiegelbild Intis für die Acllahuasi waren, diese bezaubernden Sonnenjungfrauen, die ihm als Priesterinnen dienten. Unbeührt und reinen Herzens hatten sie Inti, dem Gott der Sonne, ihr Leben geweiht.

Wunderschön und von höchster Reinheit erklangen die Stimmen der Jungfrauen, während die Strahlen der untergehenden Sonne ins Innere des Tempels fielen. „Aravi, aravi, Tayta Inti“, sangen die Mädchen.

Inka Manco Capac brachte seinem Vater, der Sonne, Geschenke aus Gold und Silber und opferte ihm ein weißes Lama, jung und sanft, ganz ohne jeglichen Makel. Eine goldene Riesenscheibe mit menschlichem Antlitz war im Hintergrund des Altars zu sehen. Im Sonnengesicht Intis war ein Lächeln.

Plötzlich zerrissen Schüsse und Geschrei die feierlichen Gesänge im Tempel. Schwerebewaffnete Spanier stürmten herein, töteten wehrlose Männer und vergewaltigten gläubig singende Frauen. In ihren dunklen Augen schimmerte der Glanz einer weltentrückten Verzückung. Bei lebendigem Leib schlitzen die Soldaten den Sonnenjungfrauen die Bäuche auf. Sie starben stumm wie Lamas, abgeschlachtet als Opfertiere des Terrors. Das Lächeln im Sonnengesicht Intis gefror, erstarrte zu einer Totenmaske ohne ein Zeichen von Leben oder der Ewigleuchtkraft seiner Liebe.

Die heiligen Schreine wurden geschändet, Inka Manco Capac in Eisen gelegt. „Du Hund, ist das alles an Gold?! Sprich, sonst werden wir dich verbrennen!“ wütete Juan Pizarro. Der Inka schwieg, während die Spanier den Sonnentempel ausraubten. Nicht ein einziger goldener Nagel in der Wand, keine Bergkristalle oder Puma-Skulpturen zu beiden Seiten über den Toren, nichts blieb an Ort und Stelle. Dann wurde Feuer gelegt, aber das Mauerwerk des Sonnentempels trotzte dem Brand.

Alles, was aus Gold, Silber, Zinn oder Kupfer war, wurde noch vor Ort eingeschmolzen und höchstpersönlich von Don Francisco Pizarro mit Geleitschutz nach Pachacamac gebracht, jenem Vorort seiner Residenz in Lima, der einen hochseetauglichen Hafen hatte. Von dort wurden die Schiffe nach Spanien mit Barren an Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen beladen.

Am 9. Januar 1534 traf das erste Schiff mit Hernando Pizarro und wertvoller reicher Fracht in Sevilla ein.

Während Hernandos Abwesenheit gab es erneut Streit zwischen Bruder Pizarro und Partner Almagro, der Cuzco und den Süden von Peru bis zum Titicacasee beanspruchte, womit die Pizarro Brüder Juan und Gonzales keinesfalls einverstanden waren. Francisco Pizarro regierte über den nördlichen Teil Perus von Quito bis Cuzco. Mit einer von ihm finanziell unterstützten Streitmacht gelang es, Almagro davon zu überzeugen, in Chile, dem neuen El Dorado, einem vermutlich noch ertragreicheren Goldland als Peru, sein Glück zu suchen.

Nach Gold gierend, zog Almagro mit einer bestens ausgerüsteten Truppe von Teufelskerlen los. Es sollte schlimm für ihn und sein Freischärlerchor ausgehen. Unerträgliche Strapazen, kein Gold, nur Kämpfe mit feindlichen Indianern. Ja, er war Partner Pizarro auf den Leim gegangen, der ihn in diese unselige Atacama Wüste geschickt hatte. Das würde er ihm niemals vergessen.

Als Almagro von erfolgloser Expedition nach Cuzco zurückkehrte, war Inka Manco Capac aus spanischer Gefangenschaft entkommen. Er konnte ins Heilige Tal fliehen, wo er von der Bergfestung Ollantaytambo den Widerstand organisierte und mit vielen tapferen Kriegeren den Kampf gegen die Spanier aufnahm. Es sollte ein überaus blutiger Guerillakrieg werden, dem eine Rede von Manco Capac an seine Generäle und Männer des Hochadels vorausging: „Ich habe nach euch geschickt, um euch mitzuteilen, was diese bärtigen Fremden mit uns vorhaben und wie wir dem begegnen können, bevor es für das Volk der Inkas zu

spät ist. Sie hatten mir das Wort gegeben, dass wir zu Verbündeten geworden seien. Aber sie reden anders, als sie handeln. Sie haben uns wie Hunde behandelt und nennen uns auch so. Ihre Gier nach Gold ist so groß, dass es keinen Tempel und keinen Palast mehr gibt, den sie nicht geplündert hätten. Sie halten sich die Töchter meines Vaters, meine und andere Frauen, eure Schwestern und Verwandten, als Konkubinen und benehmen sich dabei wie Tiere. Sie haben keine Ehrfurcht vor Gott und kennen keine Scham. Alle Provinzen wollen sie unter sich aufteilen, und jedem eine zur Plünderung überlassen. Ihr Ziel ist es, uns so geknechtet und versklavt zu sehen, dass uns nur noch übrig bleibt, wertvolle Metalle für sie zu finden und ihnen unsere Frauen und unser Vieh zu geben.“

Er schwieg, hob die Hände und blickte zum Himmel, ehe er nach einer Weile innerer Zwiesprache mit Inti fortfuhr: „Ich meine, es wäre weder gerecht noch für uns ehrenhaft, dies alles weiter hinzunehmen. Eher sollten wir entweder sterben oder versuchen diesen grausamen Feind zu töten, der die schrecklichsten Morde verübt hat, Männer von Adel bei lebendigem Leib verbrannt hat, so dass ihre Seelen nicht im Himmel weiterleben können. Es ist genug. Die Zeit ist gekommen. Ihr Edlen Perus, Mutterland der Inka, lasst uns gemeinsam handeln!“

„Wir werden kämpfen, sterben oder siegen!“ rief General Quizquiz, ein starker Mann, der zur Bestätigung die rechte Hand ballte und an sein Herz legte. Es war keiner unter ihnen, der dem nicht zustimmte. Dazu hatten alle viel zu sehr unter der Gewaltherrschaft der Spanier leiden müssen. Den Feind unterschätzen aber durften sie nicht. Sie berieten über die Art ihrer Kriegsführung. Als sie sich einig waren und wussten, wie sie vorgehen wollten, stießen sie daraufhin mit Chicha-Bier aus goldenen Bechern an und bekräftigten den Treuebund ihrer Phalanx.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Cuzco sollte der auf Lima erfolgen. Boten wurden an General Queso Yupanqui geschickt, der den nördlichen Teil des Inkareiches befahlte. In aller Heimlichkeit wurden Waffen in großen Stückzahlen hergestellt und viel Getreide gebunkert, um die Truppen während des Aufstandes mit genügend Nahrungsmitteln versorgen zu können. Die Vorbereitungen der Inkas liefen auf Hochtouren, alles unter dem absoluten Siegel der Verschwiegenheit. In genau zwanzig Tagen sollte es soweit sein. Die Spanier wussten nicht, was sich da zusammenbraute.

Unter dem Kommando der Pizarros waren in Cuzco weniger noch als zwei Hundertschaften an spanischen Frontsoldaten mit einem Kontingent indianischer Hilfstruppen in einer Stärke von 1000 Mann stationiert.

„Alarma! Seht, ja dort auf den Hügeln, die Berge sind voll von roten Halunken!“ rief Juan Pizarro und feuerte seine Muskete in die Luft ab. „Unglaublich! Demonio, zieht euch zurück auf den Marktplatz und sucht Schutz, ihr Männer!“ befahl Hauptmann de Soto, der als einziger halbwegs die Nerven behielt.

Hinter gigantischen Außenmauern in Deckung gehend, verschanzten sich die Spanier im großen Palast auf dem Zentralplatz, als sie Manco Capacs Heerscharen ringsum auf den Hügeln auftauchen sahen, mehrere Zehntausend grimmige Krieger, die zu allem bereit auf das Zeichen zum Angriff warteten, jeder wild entschlossen wie ein kauernder Puma vor dem Sprung.

Manco Capac ließ die Wasserversorgung der Stadt unterbrechen und gab Befehl, die Gebäude mit Brandpfeilen zu beschießen. Die mit Stroh gedeckten Dächer der Häuser und Tempel fingen rasch Feuer, standen bald schon lichterloh in Flammen. Umnebelt von dunklen Rauchschwaden wurde der Palast auf dem Zentralplatz bei der ersten Angriffswelle wie durch ein Wunder weder von einem Brandpfeil noch einer geschleuderten Fackel getroffen. „Das wird sich beim nächsten Geschosshagel ändern“, dachte Hauptmann de Soto, behielt kühlen Kopf im Tumult des Kampfgeschehens und befahl Cieza de Leon, seinem Adjutanten: „Adelante, die schwarzen Sklaven sollen Wasser aus den Brunnen holen, eine Menschenkette bilden und dann aufs Dach steigen und Feuer löschen! Tag und Nacht!“

„Si, comprende, Capitán!“ rief de Leon und war schon unterwegs, um den Löschtrupp zu organisieren.

Das Gebäude ging nicht in Flammen auf und bot den Spaniern vorerst Schutz. Wie lange das der Fall sein würde, wussten sie nicht. Sie wehrten sich mit unglaublicher Zähigkeit, aber sollten sie vielleicht nicht doch lieber einen Ausfall wagen? Gonzalo Pizarro war dafür. „Ihr haltet hier die Stellung. Ich werde mit Juan und einem Trupp unserer besten Frontkämpfer ausreiten, um es diesen roten Halunken zu zeigen, was ein spanisches Schwert in der richtigen Hand alles bewirken kann.“

„So ein Unsinn!“ dachte Hernando Pizarro, der aus Spanien zurück war und mit Bruder Pedro in Cuzco unbedingt ausharren wollte, bis Verstärkung aus Lima käme. Dann würden sie Sacsahuama, die Inka-Festung auf dem Berge oberhalb von Cuzco angreifen.

„Der Kopf des Pumas muss unser werden!“ sagte Pedro zu Bruder Gonzalo, als er losritt. Er lachte, drehte sich im Sattel um und rief: „Ja, Köpfe werden rollen, aber nur wenn ich und meine Männer Gnade walten lassen.“ Das taten sie nicht und verübten fürchterliche Gräueltaten. Sie kannten keine Skrupel, waren schlimmer als die blutigsten Bestien der Urzeit. Bei jeder dieser Terrorattacken töteten sie aus dem Hinterhalt mit unvorstellbarer Grausamkeit, all jene Männer, Frauen und selbst Kinder, die die Versorgungsstellungen der Inkas sicherten. Sie verstümmelten ihre Leiber bis zur Unkenntlichkeit. Trauer und Wut über diese gar furchtbar unmenschliche Kriegsführung vervielfachte die Kräfte der Inkas. Rasch breitete sich im ganzen Land der Aufstand aus und nahm von Tag zu Tag einen immer erfolgreichereren Verlauf.

„Die erwartete Verstärkung bleibt aus“, sagte Hernando Pizarro bei einer Lagebesprechung mit seinen Brüdern um einen Tisch im Vorhof des Palastes versammelt. Er nippte an seinem Rotweinglas und blickte besorgt in die Runde.



„Verschiedene Entlastungstrupps, die Bruder Francisco von Lima entsandt hatte, gerieten unterwegs in einen Hinterhalt und wurden aufgerieben. Nur wenige Soldaten kamen durch bis Cuzco. Sie berichteten, dass nach ersten, vorsichtigen Schätzungen bei den Kämpfen mehr als 300 Mann den Tod gefunden hätten.“

„Eine böse Schlappe, aber weitere sind wir nicht gewillt hinzunehmen“, sagte Gonzalo eiskalt und Juan meinte mit feurig heißem Gefunkel in den Augen: „Angriff ist die beste Verteidigung.“

„Ja, wir sind von allen Seiten umzingelt, in die Enge getrieben und stehen mit dem Rücken an der Wand. Was bleibt uns anders übrig, als alles auf eine Karte zu setzen. Sonst werden wir verhungern“, stimmte Hernando mit einem Anflug von heiterer Resignation zu.

„Claro, wir müssen die Festung angreifen. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod werden. Also machen wir uns bereit, Hermanos. Gehen wir schlafen. Morgen geht es um Sein oder Nichtsein.“ Juan grinste, stand als erster vom Tisch auf und wollte noch eine heiße Nacht mit seiner Inka-Konkubine verbringen, weil jede Nacht in diesem fremden, fernen Land Peru die letzte sein könnte. „Oh, mein Gott, ja, Du nur allein weißt, wie sehr ich Spanien vermisse!“

Anderentags, als die Sonne am klaren, blauen Himmel über der Bergwelt der Anden heraufgezogen war, kam es zu einer gewaltigen Schlacht, die den Spaniern alles an Tapferkeit und Kampfeskunst abverlangte. Wie ein prächtiger Silberlöwe voller Unruhe und Wut hin und her laufend, eilte der Kriegshäuptling der Inkas mit Sturmhaube, Schild und blanken Waffen oben auf dem Turm von einer Seite zu anderen, schlug mit der Streitaxt oder Machete jeden Spanier zurück, der versuchte, mit seiner Sturmleiter nach oben zu steigen. Er feuerte seine Krieger immer wieder an und erschlug den einen oder anderen mit seiner Streitaxt, wenn ihn der Mut verließ. Im Kampf Mann gegen Mann war der Häuptling lange ein fürchterlicher Gegner, der Juan Pizarro tötete und von Pfeilen verwundet erst dann aufgab, als die Spanier von mehreren Seiten ihre Sturmleitern ansetzten und es ihnen gelang über die Brüstung zu steigen. „Ich will ihn lebend haben!“ schrie Hernando Pizarro im Blutrausch des Gefechts.

Doch der Häuptling war ein Held, der sich nicht ergeben wollte. Die Waffen auf die Angreifer werfend, stürzte er sich mit einem Schrei tiefsten Kummers von der Spitze des Turmes.

Mit dem Tod des Häuptlings brach der Widerstand der Inkas zusammen. In die Festung eindringend, kannten die Spanier kein Pardon und brachten die gesamte Besatzung um. Sie hatten den Sieg errungen und sich mit einem außergewöhnlich kühnen Angriff aus einer schier hoffnungslosen Lage befreit. Unbestreitbar zeugte dies von der Tapferkeit und Zähigkeit ihrer Phalanx und des elitären Chorgeistes. Ja, sie waren gerettet, denn die Stellung in der Festung würde sie für den Feind unangreifbar machen. Wer die Festung Sacsahuaman, den Kopf des Pumas hatte, herrschte auch über Cuzco, den Nabel der Welt.

Die Spanier konnten mit der Offensive beginnen, als sich Manco Capac mit seinen Kriegern von Cuzco auf seine Felsenfestung Ollantaytambo zurückzog. Unten im Heiligen Tal wand sich das graublau Band des Rio Urubamba in Richtung Amazonien, wo über dem undurchdringlichen Grün der Urwälder jeden Morgen Intis Sonne aufging.

Manco sah sie kommen, die Spanier, die Cuzco eingenommen hatten. Er war enttäuscht. Das Kriegsglück hatte ihn verlassen, wenngleich seine Generäle anderswo in Peru erfolgreich waren. Lima wurde von seinen Truppen belagert, aber Cuzco hatte er mit dem Fall der Festung Sacsahuman verloren.

„Wir waren so viele, sie so wenige, und doch konnten wir sie nicht besiegen“, grübelte Manco, während er mit Villac Umu, dem Hohen Priester, das Ritual zur Sonnenwende zelebrierte. Lamablut tropfte vom Stein des Altars, der am äußeren Ende des Festvorsprungs stand. Im kaltblauen Licht versank die Sonne im Südwesten über dem heiligen Berg von Machu Picchu.

Mit Mauern aus Geröll war der Weg nach Ollantaytambo gesichert. Diese Steinwälle waren gleichsam ein Damm, der einmal geöffnet, wie ein Sturzbach auf die Spanier herabströmte. Dieser Flut von Wasser und Geröll vermochten sie nicht standzuhalten. Dazu kamen die Geschosse, der Speer- und Pfeilhagel mit jähem Angriffen der Indios, die Mann gegen Mann ein ebenbürtiger Gegner waren. Die Spanier wurden trotz erbitterten Kampfes zurückgeschlagen. Im Handstreich konnte Ollantaytambo jedenfalls nicht erobert werden. Hernando Pizarro musste schließlich die Niederlage eingestehen und zog sich nach Cuzco zurück.

Aber auch Manco Capac wusste, dass er einem erneuten Angriff der Spanier nicht gewachsen war. „Ich werde mich in den Regenwald an der Grenze Amazoniens zurückziehen. Dort werden sie mich und meine Getreuen nicht finden. Morgen werde ich über die Berge gehen.“

„Ja, Herr, dort wird es uns möglich sein, dem Reich der vier Weltgegenden neues Leben einzuhauchen“, antwortete der Hohepriester Villac Umu ehrfürchtig und küsste den Saum von Manco Capacs knielanger Unka, dem blauen, golddurchwirkten Königsgewand des Inka.

Von Vilcabamba im Dschungelland führte Manco einen erbitterten Guerillakrieg. Seine neue Residenz lag inmitten von Farnen, Schlingpflanzen und wilden Begonien und Orchideen. In der Wärme des subtropischen Klimas erholte sich der Inka und ließ Häuser und Paläste bauen. Zu Pferd war es für die Spanier unmöglich, ihn in diesem Urwald aufzustöbern. Allein Gonzalo Pizarro jagte ihn, wagte sich mit einer schlagkräftigen Truppe von Konquistadoren und einheimischen Indios in die Wildnis.

Während Gonzalo mit Bruder Pedro Inka Manco Capac verfolgte, besiegte Hernando Pizarro den alten, verhassten Diego de Almagro in der Schlacht von Las Salinas. Er nahm ihn gefangen und sorgte schnellstens dafür, dass er, auch ohne Einverständnis seines ehemaligen Partners Francisco, in Cuzco hingerichtet wurde. Die Hauptsache war, dass der Pizarro-Clan gesiegt hatte.

Die Fehde war damit beendet, aber der Blutrache von Almagros Sohn, einem heißblütigen Mestizen, sollte Francisco Pizarro in seinem Palast in Lima bald schon zum Opfer fallen. Manco Capac würde ihn für kurze Zeit überleben, den von allen Schicksalsgöttern mit Kriegsglück gekrönten Eroberer Perus, diesen ehrgeizigen Schweinehirten aus der Estremadura, dem harten Herzen Spaniens, der soviel Unheil über sein Reich und das Volk der Sonnensöhne gebracht hatte.

Illapa, der Gott des Gewitters zürnte, und Titu Cusi betete zu Viracocha, dem allmächtigen Schöpfer und Göttervater, dass er den „Großen Donnerer“ gnädig stimmen möge. Blitze zuckten am Himmel. Schwer und tief hing über dem Fluss eine dunkle Wolkendecke, die von orangeroten Fetzen gleißenden Lichts hier und da aufgerissen wurde. Die bunte Welt der Vögel schwieg. Kein Gesang, kein Geplapper, Spottgelächter oder Gekrächze war zu hören. Überall prasselte der Regen. Nässe troff vom Dach der Blätter. Brüllaffen schrien in der Ferne und plötzlich schrie auch Titu, der Sohn von Manco Capac. Sein Schrei rief die Krieger in der Nähe herbei. Im Schlamm und Uferwurzelnwerk des Rio Urubamba hatte sich ein Binsenkorb verfangen, aus dem ein mit Pfeilen gespickter Körper hervorschaute. Der Knabe weinte, stand unter Schock, während der warme Gewitterregen über seinen, schwächtigen braunen Körper ran. So etwas Entsetzliches hatte er in seinem jungen Leben noch nicht gesehen. Während einige der Krieger ihn trösteten und zu beruhigen versuchten, trugen andere den Binsenkorb mit dem Leichnam zu Manco Capac, der mit Villac Umu im Gespräch vertieft, auf einer Matte unter dem Regendach der Veranda seiner Residenz saß. Man legte ihm den Binsenkorb zu Füßen und der alte, weise Priester ahnte Böses, als der Inka den Krieger gebot, das Geflecht des Deckels zu entfernen. Es war eine Frau. Ihr Körper war von Faustschlägen brutalst grün und blau geschlagen, ehe sie von einem Pfeilhagel getötet worden war. In einer Hand hielt die Frau eine Knotenschnüre, und die Botschaft dieser Quipus lautete: „Hier ist sie, die von mir Geschändete, Coya Ocollo, deine Schwester und Frau. Vielleicht kommst du jetzt aus deinem Versteck heraus. Zeig dich endlich, du Hund! Mit besten Grüßen, Gonzalo Pizarro.“

Erst jetzt erkannte der Inka diesen bis zur Unkenntlichkeit massakrierten Körper einer Frau. Es war der von Coya Ocollo, der Leichnam seiner über alles geliebten Frau. Sein Schrei war fürchterlich, schlimmer noch als der eines weidwunden Tieres. Er sank auf die Knie, weinte, schluchzte, klagte und jammerte, rang die Hände zum Himmel und rief immerfort ihren Kosenamen, den einer altägyptischen Königin: Inenek, Inenek, oh, du meine Inenek!“

Stumm machte sich Villac Umu mit anderen Edel Männern auf den Weg, um sich den Spaniern auszuliefern. Das Morden musste ein Ende haben. Er und die anderen Adeligen waren bereit für Manco Capac, den Inka, zu sterben, wenn er, ihr König nur weiter leben würde, um sein Volk regieren zu können. Wäre er tot, würden sie ohne ihren von Inti bestimmten und geliebten Führer sein, was

binnen kurzem unweigerlich den totalen Zusammenbruch des Inka-Reiches mit sich brächte.

Francisco Pizarro ließ den friedfertigen Hohenpriester Villac Umu und seine Gefolgsleute von gedungenen Meuchelmördern in aller Heimlichkeit beseitigen. In seiner Wut über Manco Capac, den er immer noch nicht in seiner Gewalt hatte, war er in seinem gekränkten Herrscherstolz zur wahnbefallenen Bestie geworden, obwohl er den Anschein erweckte, als gutherziger Familienvater und Gouverneur von Peru mit höchster Gerechtigkeit seines Amtes zu walten. Er war immer noch verliebt in seine indianische Frau Quispe Cusi, Pizpita, dem Vögelchen, die ihn mit einer Tochter und einem Sohn beschenkt hatte. Als ihn der Schuss in den Hinterkopf traf, waren seine Frau und Kinder an seiner Seite im Palast zu Lima. Blut spritzte umher. Sie schrien vor Entsetzen, riefen voller Angst um Hilfe. Almagros Sohn war es, der ihn kaltblütig tötete und dann vor ihren Augen wie ein böser Traum verschwand.

Drei Jahre später sollte auch Manco Capac sterben, von Leuten des eigenen Volkes ermordet. Es geschah in angenehmer Gesellschaft bei einem Wurfringspiel, das der Inka sehr liebte, und wo er sich unter Freunden in Sicherheit wähnte. Sein Sohn Titu Cusi musste mitansehen, wie die Mörder mit Messern, Dolchen und Schwertern plötzlich wie bei einem Tyrannenmord auf ihn einhieben und ihn niederstachen. Manco war allein und unbewaffnet, aber er versuchte, sich zu verteidigen. Es waren ihrer jedoch zu viele, und jeder von ihnen wusste genau, wohin er den tödlichen Stoss oder Hieb setzte.

Klein aber mutig wollte Titu seinem am Boden liegenden Vater helfen. Die bärtigen Männer warfen mit einer Lanze nach ihm, die ihn um Haaresbreite verfehlte. Er floh Hals über Kopf in die Büsche. Sein Herz pochte. Sie jagten ihm hinterher, konnten ihn aber nicht finden. Als die Spanier sahen, dass sein Vater nicht mehr atmete, gingen sie davon, und Titu hörte sie sagen: „Nun, da wir den Inka getötet haben, brauchen wir nichts mehr zu fürchten. Gonzalo und Don Hernando werden sich freuen.“ Das taten sie, die beiden Brüder und Konquistadoren nach erfolgreicher Beseitigung des letzten Inka. Überglücklich strahlte Hernando in seinem Haus in Cuzco: „Na endlich! Jetzt ist der Weg frei. Der Rest ist ein Kinderspiel, nur noch eine kleine Enklave im Süden, die es zu erobern gilt. Ein Klacks für einen jungen, ehrgeizigen Hauptmann, der es schnell zu etwas bringen will. Peru und das Inkareich ist unser: Viva España!“ Auf nach Amazonia. Hier hält mich nichts mehr! Salut, Gonzalo!“

„Si, Buenaventura, El Dorado, das größte Goldland der Neuen Welt wartet auf uns, Bruder! Da bin ich dabei!“ Die beiden Pizarro-Brüder erhoben ihr Glas, in Augenhöhe prosteten sie einander zu und tranken es in einem Zug leer. Rot wie Blut war der Wein, der von ihren Mundwinkeln tropfte. Mit dem Handrücken wischten sie ihre Bärte ab und warfen die Gläser hinter sich, wo sie am Mauerwerk des Kamins mit feinem Geklirr zerschellten.

Über den Terrassen und Steilhängen in den Bergen am Rande der Ebene von Nasca flogen bunte Fesseldrachen am Himmel, die El Condor in den Lüften für geflügelte Wesen aus einer anderen Zeit ansah. Im Bewusstsein des großen Vogels, gab es Erinnerungen an jene Zeit, wo außerirdische Besucher die Konturen seines Abbildes in den Sand gescharrt hatten. Für sie war es ein Orientierungspunkt nach einer langen Raumzeitreise durch die Galaxien der unterschiedlichsten Sonnensysteme; dem El Condor ein übernatürliches Spiegelbild, das die Spannweite seiner Flügel bei dem Gedanken an die Fremden voll eitler Freude wachsen ließ. Den Inkas waren es Laufwege, auf denen sie ihre Drachen steigen ließen, Steinzeitflieger, im Vergleich zu den UFOs der Außerirdischen. Vom Planeten Phelix waren diese fremden Wesen einst gekommen und hatten die Erbanlagen ihrer Helix mit Yupanki, dem Gründer des Inkareiches, vermischt. Doch jetzt waren sie, die Inkas, nach einer unvorstellbaren Zeitenwende im Kampf mit den bärtigen *Weißten Göttern* kriegsmüde und schwach geworden. Kein Führer war mehr da, zu dem sie hätten aufschauen können. Lethargie und Chaos ohnegleichen waren die Folge. Ihre Hochkultur brach zusammen. Sie leisteten Fronarbeit in den Silber-, Kupfer- und Bleimineralen der Spanier bis zum Umfallen. Aber an den christlichen Sonn- und Feiertagen ließen sie wieder ihre Drachen steigen oder gingen in die Berge, um zu Maria de los Andes zu beten, der Heiligen Mutter Gottes, die Mamaquilla, die ihrer über alles geliebten Mondgöttin so sehr ähnelte. Diese im himmelblauen Gewand aus Saphirstein gemeißelte Statue einer überirdisch schönen Frau war es, die ihnen Hoffnung auf ein besseres Leben gab. Zu ihr pilgerten sie, kauten unterwegs Kokablätter und nahmen alle Anstrengungen in Kauf, um nur einmal ihr Antlitz im Rund der Felsengrotte zu schauen. Von oben fiel Intis Licht durch einen Spalt im Fels herab, verklärte ihr Gesicht mit einem Glanz von höchster Reinheit, als sie zu ihnen, diesem demütigen Volk von geknechteten Indios mit der Stimme ihres Herzens sprach: „Gott hat euch dies Land geschenkt. Ihr seid die wahren Herren. Der Tag wird kommen, an dem Inti es euch mit all seiner Glorie in alter Pracht zurückgeben wird!“

## Siebtes Kapitel

### *El Dorado*

Schöner noch als jeder Schmuck war für den Prinzen von El Dorado das allmorgendliche Ritual der Körperpflege. Sich nach der Abendwaschung des Vortages von neuem mit Goldstaub zu bepudern, war für ihn mit einem höchst erotisierendem Gefühl lustvollen Prickelns verbunden.

Etwas ungeheuer Exotisches mit einem Hauch von ruchlos herausfordernder Tabulosigkeit empfanden andere beim Anblick seines beneidenswerten Körpers, dem Glanz des Goldes auf seiner Haut, der Selbstsicherheit und Würde, die den Prinzen mit einer Aura von Erhabenheit und erstrebenswertem Glück umgaben. Bei so manchem seiner Diener und den bärtigen Beobachtern aus Übersee wurden heimliche Begehrlichkeiten geweckt, wenn sie auf seinem Sommersitz am See Guatavita weilten, inmitten einer Landschaft von zauberhafter Idylle, die zum Stammesgebiet der Muisca gehörte. Am Abend aber, wo er vom Volk zum König gekrönt wurde, klebte das Gold wie Honig an der Harzschicht, die seinen Körper mit wohltuender Wärme umgab.

Die Sonne ging unter als die ersten Freudenfeuer am Ufer des Sees Guatavita entzündet wurden. Die Nacht brach herein. Pechschwarz war das Wasser des Sees. Mit vier Höflingen bestieg der Prinz ein Binsenfloß, golden wie der Schein des Mondes, der die Schwärze des Wassers mit geheimnisvollem Glanz verzauberte. Aus östlicher Richtung von Amazonia kommend, wehten warme Fallwinde, als die Höflinge die Ruder ergriffen. Beladen mit Gold, Perlen und Edelsteinen trieb das Floß auf die Mitte des Sees hinaus. Dort wasserte es im hellen Mondschein wie eine Plattform aus purem Gold.

„Oh, Bachue, geliebte Göttin des Mondes, nimm unser Opfer an. Schenke uns dein Wohlwollen und mache Prinz Musico zu unserem König!“, flehte der Priester unter den Höflingen auf Knien mit erhobenen Armen. Er blickte zum sternklaren Nachthimmel empor.

Mondschein fiel auf die edlen Gesichtszüge des alten Indianers vom Stamme der Muisca. Höflinge warfen alle Kostbarkeiten von Bord des Floßes ins Wasser. Danach sprang Prinz Musico in den See, wie es das Ritual verlangte. Zusammen mit dem Gold, den Perlen und Edelsteinen, sank er auf den Grund des Sees. Der Goldstaub löste sich von seinem Körper, wirbelte wie ein Strudel um ihn herum, driftete flimmernd davon, und Prinz Musico erschien vom Golde rein gewaschen an der Oberfläche. Er wurde auf das Floß gezogen, um seine Herrschaft als König anzutreten, wie es nach dem Bad im See Guatavita der Fall war. Am nächsten Morgen würde er sich wieder mit Gold bepudern und die Bärtigen von Übersee immer weiter in die Urwälder Amazonias locken. Den herrlichen Körper des „Goldenen Mannes“ würden sie in ihrer unersättlichen Gier nach Gold überall im dichten Grün des Regenwaldes sehen, hinter jedem

Baum, allen Farnen, Lianen und Sträuchern, unter den Wurzeln, in den Blättern und mächtigen Stämmen der Urwaldriesen und selbst in den dunkelsten Wassern der Flüsse und Seen, wo er als Geist der Grünen Hölle in Gestalt eines Greises mit goldverbrämter Schuppenhaut sein Unwesen treiben werde. Ja, sie würden ihm folgen, ihn suchen und dabei würde so mancher von ihnen das Leben verlieren. Doch viel schwerer wog das Leid, das ihm Bachique, seine Frau angetan hatte, als sie ihn mit einem anderen Mann betrog. Er hätte sie dafür töten müssen, vermochte es aber nicht, da er Bachique über alles liebte. Sie wusste es. Nach den Gesetzten des Stammes hatte sie ihr Leben verwirkt. Ja, er hätte sie ohne Skrupel hinrichten können und wie eine läufige Hündin erschlagen müssen. Zu groß war die Schmach, die sie ihm angetan hatte. Bachique kam ihm zuvor und wählte den Freitod. Seither war Prinz Musico unendlich traurig, und Gold nur etwas, das er in seinem Schmerz Tag für Tag verschwendete. Er tat dies auch als König Musico vor den Augen aller Welt, so als sei es ein überdrüssiges Übel, von dem man sich jederzeit leichten Herzens trennen könne. All sein Gold hätte er gegeben, um Bachique nur noch ein einziges Mal in seine Arme nehmen zu können.

Gonzalo Pizarro war ein geborener Kämpfer, dunkles Haar, kräftig gebaut und ein Furcht einflößender Konquistador mit starkem Willen, der als überzeugender Redner mit einfachen, derben Worten verstand, Menschen von seinen Ideen zu überzeugen. Zusammen mit seinem Freund Orellanas hatte er in Quito eine Truppe von Freischärlern angeworben, mit denen er auf Goldsuche gehen wollte. Mit zwei Hundertschaften an Söldnern und einem Tross von Indios machte er sich im Frühjahr 1541 auf den Weg, um das sagenhafte Goldland El Dorado zu finden, das irgendwo in Amazonia liegen sollte. Cieza de Leon hatte ihm davon erzählt. Reich war er schon mit seinen dreißig Jahren, aber er wollte mehr, viel mehr noch als sein älterer Halbbruder Francisco, der Peru erobert hatte und bis zu seinem Tode mit dem Gold der Inkas ein höchst komfortables Leben als Gouverneur der spanischen Krone im Palast zu Lima führte.

„Der alte Schweinehirt. Ich werde es ihm zeigen!“, dachte Gonzalo, als er aufbrach. Jenseits der Anden sollte La Canela, das Land des Zimts liegen und weiter dahinter im Osten: El Dorado. Das hatten ihm seine Kundschafter berichtet.

Von Quito ging es durch die große Schlucht des Rios Machangara immer tiefer in die Regenwälder von Amazonia. Sie marschierten Richtung Sonnenaufgang, und der Duft der Zimtbäume berauschte ihre Sinne. Bald schon glaubten sie überall auf der Rinde der Baumstämme einen Schimmer von Gold zu sehen.

Unentwegt prasselte der Regen hernieder, perlte vom Blattwerk des dichten Urwaldes, vergoldet vom Licht der Sonne, das hier und dort durch die Baumkronen blitzte.

Mit Äxten und Macheten schlugen sie sich einen Weg durch das Dickicht. Das Hirngespinnst von Prinz Musico, dem Goldenen Mann, ward ihnen in Gedanken

ein steter Begleiter auf der Suche nach El Dorado, dem Goldland, das nicht mehr allzu fern sein konnte.

Der Fluss wurde breiter, ein herrlicher Fluss mit starker Strömung, langen Sandbänken voller weiß gewaschener Steine, blanke Kiesel, die in ihrer Gier wie abertausend kleine Nuggets aussahen. Da waren sie schon vom Fieber der Tropen verseucht, ohne es zu wissen. Bis auf die Haut durchnässt, wurden sie von Schüttelfrost und Trugbildern geplagt. Ehe manche von ihnen vollends den Verstand verloren, glaubten sie hier und da zwischen den Bäumen die Gestalt eines Greises zu sehen, der mit goldverbrämter Schuppenhaut wie ein fischleibiges Gespenst umher huschte und plötzlich mit affenartig rasanter Geschwindigkeit in den grünen Wipfeln des Blätterdachs verschwand. Dann hörte man aus der Höhe das hämische Gelächter eines Spottvogels, aber von dem Phantom war nichts mehr zu sehen, außer jene vom Wahnsinn befallenen Männer, die mit letzter Kraft immer tiefer in den Urwald eindringen, weil es ihnen ganz so vorkam, als befänden sie sich inmitten eines herrlich grünen Smaragdwaldes, wo die Zweige über und über voller goldenem Lametta bis zum Boden hingen. Keiner von ihnen kehrte jemals wieder ins Lager zurück.

„Dieser Spuk muss ein Ende haben! Wieviele Männer haben wir verloren?“ fragte Gonzalo seinen Freund und treuen Wegbegleiter Orellana, der einer der wenigen war, den das Fieber noch nicht erwischt hatte.

„Zu viele“, antwortete Orellana lakonisch mit resignierender Heiterkeit, wobei plötzlich ein Anflug von ingrimmiger Bitterkeit die weichen Züge seines bärtigen Gesichts gefrieren ließ. Er stand mit Gonzalo vor der Hütte auf der Felsplatte am Ufer des Rio Coca und kaute auf einem Stück Chininrinde, das ihm sein Diener Chuacu, ein Indio vom Stamme der Huarani, mit den Worten überreicht hatte: „Vuencia, ‚dies gut‘ gegen böse Geister!“

Vor sieben Monaten waren sie von Quito aufgebrochen, hatten Savannen, Urwälder, Flüsse und Sümpfe unter größten Strapazen durchquert. Ihre Kleidung war niemals trocken geworden. Sie kamen nur langsam voran. Gonzalo ließ ein Boot bauen, wollte so schneller zum Ziel kommen, da die meisten von ihnen auf dem langen, schweren Weg durch die Wildnis allen Mut verloren hatten. Würden sie das geheimnisvolle Goldland überhaupt jemals finden können oder existierte es einzig und allein nur in der Fantasie von Fieberkranken?

Von den eingeborenen Trägern war keiner mehr am Leben und Fieber hatte die meisten Spanier erwischt, die zu Fuß durch den Morast am Flussufer dahinzogen waren. Sie waren so krank, dass sie den Marsch durch die Wildnis nicht mehr fortsetzen konnten.

Auch Gonzalo war erkrankt. Er litt an Malaria und Durchfall. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er erhebliche Zweifel, ob seine Expedition je von Erfolg gekrönt sein würde. Sollten sie umkehren oder weiter nach diesem unheilvollen El Dorado suchen?



All dies wusste Orellana, als er vorschlug, mit dem Boot weiter stromabwärts zu fahren, um zunächst einmal frische Nahrungsmittel für die halbtoten Kamaraden der arg geschwächten Freischärlertruppe bei einheimischen Indios in nächster Umgebung holen zu können; denn alle Schweine, Pferde und selbst die Meute der Hunde, die sie mitgeführt hatten, waren inzwischen geschlachtet worden. Alles, ja, aber auch restlos alles an Fleisch und sonstigen noch halbwegs genießbaren Vorräten hatte man mit unbändigem Hunger in letzter Verzweiflung verzehrt. Was es noch gab, waren giftige Beeren, bittere Blätter von krankmachenden Pflanzen, die blutigen Durchfall bescherten, harte Baumwurzeln, zäher als Leder, abartig nach Schlamm und Moder schmeckende Fische aus dem Fluss und ein kleines Fäßchen mit Wein, das allein nur für die Feier der Heiligen Messe an hohen Feiertagen aufbewahrt worden war, ein Messwein, so rot wie das Blut Christi, als er auf Erden Mensch wurde.

Im Gedenken an das Fest der Geburt von Gottes Sohn versammelte sich zu Weihnachten anno 1541 eine erbärmlich kleine Schar der einst so stolzen Konquistatorentuppe im tiefsten Urwald Amazonias um Pater Carjaval zum Abendgebet unter freiem Himmel. Voller Andacht sahen sie das Kreuz des Südens und gedachten der Größe Gottes. Pater Carjaval sprach Worte der Hoffnung und des Trostes. Umschwebt von aufsteigendem Regendunst hob er den Kelch in den Nachthimmel empor. Dann segnete er die Hostien und reichte sie dar, indem er jedem der vor ihm Knienden ein Kokablatt auf die Zunge legte, das schon beim Kauen spürbar den Hunger nahm. Aus dem Kelch ließ er wenig später all die armen Kleingläubigen und Mutlosen, die Bedürftigen und Sterbenskranken einen Schluck spanischen Rotweins zu sich nehmen, der Wunder wirkte; denn danach fühlte sich einjeder sogleich besser, war gestärkt und der Hunger trotz allen Elends am Heiligen Abend erträglich geworden. Mit der rechten Hand machte Pater Carjaval das Kreuzzeichen und sagte: „Feliz Navidad!“

Am ersten Weihnachtstag kam der Hunger wieder. Orellana spürte, wie sein Magen unentwegt knurrte und sah das Leid der Kameraden, unter welch schlimmen Entbehrungen sie alle in diesem Dschungelcamp leben mussten. Er sagte zu Gonzalo, der einmal mehr von Darmkrämpfen gebeutelt wurde: „Wir müssen eine Entscheidung treffen. Wenn du nichts dagegen hast, werde ich morgen mit der Brigantine flussabwärts fahren, soweit, bis ich auf die Mündung eines weiteren großen Flusses treffe. Dort, wo sich die Flüsse vereinigen, soll es Nahrung in Hülle und Fülle geben. Jedenfalls hat mir das mein Diener Chuacu gesagt. Und der Huarani sollte es eigentlich wissen, wo die Imara, seine nahverwandten Stammesbrüder ihr Lager haben.“

„Gut, aber fahr nicht weiter“, meinte Gonzalo, der sich so schlecht fühlte, dass ihm im wahrsten Sinne des Wortes irgendwie alles scheißegal war.

„Nein, so schnell ich kann werde ich zurückkehren! Doch wenn ich nicht in drei oder vier Tagen hier bin, dann könnte mir durchaus etwas zugestoßen sein.“

Vielleicht kein Grund zur Besorgnis, aber dennoch solltest du dich dann mit dem Rest der Männer aufmachen und versuchen, dich nach Quito mit ihnen durchzuschlagen. Unterwegs, zurück nach Hause, gibt es, wie du weißt, den einen oder anderen uns freundlich gesonnenen Indiostamm, der euch alle bestimmt mit ausreichend Nahrung versorgen wird.“

„*Qien sabe*, wer weiß! Jedenfalls komm bald zurück. Ich vertraue dir, Francisco. Du hast immer tapfer auf der Seite der Pizarros gekämpft. Tue, was du für das Beste hältst“, sagte Gonzalo, der sich selten so schlecht gefühlt hatte, als er Orellana, den Freund, beim Abschied umarmte.

Am zweiten Weihnachtstag machte sich Captáin Francisco Orellana mit einer halben Hundertschaft spanischer Freischärler, Chuaca, dem Huarani, vier oder fünf Armbrüsten, drei Hakenbüchsen, Schießpulvervorrat und einigen Kanus im Schlepptau auf den Weg. Außerdem gab es eiserne Werkzeuge und Hufeisen an Bord, aus denen sich im Bedarfsfall Nägel machen ließen.

Die Strömung erfasste das Boot. Die *Victoria* nahm Fahrt auf. Orellana befand sich nun mit seiner Brigantine auf dem Napo, einem der wichtigsten Nebenflüsse des Amazonas.

In den ersten Tagen fuhren sie auf seinen gewaltigen braunen Fluten durch eine stille, verlassene Landschaft in Richtung Osten dahin. Außer Sicht waren die schneebedeckten Gipfel der Anden und bald schon tat sich ihnen am Horizont ein mächtiger Urwald auf. Umgeben von einer riesigen, grünen Wildnis, die sich in alle Himmelsrichtungen erstreckte, fuhren sie nahezu 1000 Kilometer flussabwärts. Unterwegs konnte man kaum etwas Essbares finden. Die Männer waren dem Verhungern nahe und hatten fast schon alle Hoffnung aufgegeben, da erreichten sie eine Stelle, wo wilde Früchte im Überfluss wuchsen. Dort, oberhalb der Mündung des Curaray, einem schönen, stillen Waldfluss, der weiter südöstlich in den Napo mündete, schlugen sie ihr Lager auf und bauten sich Schutzhütten.

Die Eingeborenen dieser Gegend waren ihnen wohlgesonnen, und so beschloss Orellana, bei ihnen im Dorf zu bleiben, und seinen Männern eine Erholungspause zu gönnen. Die scharf gewürzten Speisen, die ihnen die freundlich lächelnden Indianerinnen darreichten, waren nahrhaft, schmeckten gut und besserten ihren Gesundheitszustand von Tag zu Tag. Die Spanier blieben einen Monat bei den Imara, einem Unterstamm der Huarani, die von ihnen Cotos genannt wurden.

Orellana lernte während dieser Zeit ihre Sprache, denn er hatte als einziger die Fähigkeit, verschiedene Sprachen der Einheimischen sprechen zu können. In Chuaca, seinem Diener, hatte er einen guten Lehrmeister, denn mit Huarari konnte man sich in dieser Gegend recht gut verständigen, was zum Überleben aller beitrug.

Mit neuen Kräften machten sich die Männer ans Werk, ihre Brigantine seetüchtig zu erhalten. Man richtete eine Schmiede ein. Dabei kamen ihnen die Hufeisen im Schiffsbauch zu Gute, aus denen sie die dringend benötigten Nägel

zur Instandsetzung des Bootes herstellten. Schadstellen wurden so ausgebessert und Lecks abgedichtet. Auch wurde ein zweites, kleineres Boot gebaut, das Pater Carjaval auf den Namen *San Pedro* taufte.

Kurz vor dem Abschied kam Orellana seinen Pflichten als Konquistador der spanischen Krone nach und nahm das Dorf der Imaras in Besitz. Dabei hielt er einen Vortrag über das Christentum: „Wir, die Christen, sind es, die nur einen einzigen Gott verehren, keine Tiere, Bäume oder Steine. Unser Glaube ist von Gott gegeben und der einzig wahre. Ihr solltet dankbar sein, dass wir gekommen sind, um euch das Wort Gottes zu verkünden. Zeigt Demut und kniet nieder!“ Pater Carjaval segnete von Bord der *San Pedro* die staunende Menge der Indios mit dem Kruzifix in der Hand. Aber nicht auf Knien sondern in aufrechter Haltung und ohne ein Zeichen der Regung standen die Imaras am Ufer. Ihre Trauer und Wehmut über den Aufbruch der Spanier zeigten sie nicht, jedoch wusste Orellana: „Menschen, die anderen Menschen zu essen geben, können nur gute Menschen sein.“

Wenngleich es immer noch Regenzeit war, hatten sich Orellana und seine Männer entschlossen, ihre Reise flussabwärts gen Osten fortzusetzen. Eine Umkehr wäre ohnehin nicht mehr möglich gewesen. Da gab es volle Übereinstimmung mit den Gefährten. Größere Mengen an Nahrung auf den Booten zu transportieren, und mit Übergewicht schwerst beladen gegen die Strömung des immer stärker anschwellenden Flusses ins Basislager zurückzurudern, wäre einem Selbstmordkommando gleich gekommen. Sollte doch Gonzalo Pizarro sie für eine schäbige Bande von Meuterern halten, sie als undankbares, treuloses Gesindel verfluchen. Es würde jedenfalls für sie noch schwierig genug werden, einen Ausweg aus dieser Grünen Hölle zu finden.

Klein wie Nußschalen wirkten die beiden Schiffe, die in dunkler Nacht über den riesigen Strom des Napo auf und ab torkelnd dahinglitten. Um Mitternacht kam eine angenehme Brise auf. Eine Wohltat für alle Männer in dieser feuchtschwülen Tropenhitze. Die unruhig Schlafenden im Schiffsbauch atmeten ruhiger, träumten von den Schätzen El Dorados, und die Wachposten an Deck spürten, wie erfrischend die Brise auf sie wirkte. Ihre Müdigkeit war mit einem Mal wie weggeblasen, verschwunden im herrlich sanften Lufthauch dieses überaus zarten, gar so zauberisch wehenden Nachtwindes, der die zahlreichen Moskitostiche auf ihrer schweißverklebten Haut wohltuend kühlte.

Im gespenstisch flackernden Schummerlicht der Bordlaternen hielten sie Ausschau nach Bäumen, die in den Fluss gefallen waren. Treibende Baumstämme im Wasser hätten die Boote wie von geisterhafter Titanenhand mit einem Schlag zertrümmert.

Als die Sonne aufging, waren sie froh, wieder die ersten Schatten der Bäume und Farne im Wasser zu sehen. Sie fuhren am Ufer dahin, unter dem herabhängenden Blätterdach eines Urwaldes, in dem es eine üppige Vielfalt von herrlich grünen Riesenpflanzen gab.

Buntgefiederte Vögel schnatterten voller Übermut wie wildgewordene Gänse, krächzten heiser und verstummten, als ein kleiner Affe aus dem Geäst eines hohen Baumes fiel und mit Gekreisch kopfüber im Fluss landete. Im Gewirbel des Wassers verschwand das Äffchen, umschwärmt von Myriaden kleiner Fische.

„Piranhas“, meinte Chuacu, der Huarani, als er beim Schälen einer reifen Avocado aufschaute und den Blick vom blutigen Gebrodel abwandte. Er schob sich mit der Spitze des Messers ein Stück Fruchtfleisch in den Mund. Es schien ihm zu schmecken und Pater Carjaval fragte ihn erstaunt: „Eine vor süßem Saft triefende Frucht aus dem Reich der Schlange, die statt eines Paradiesapfels vom Baum der Erkenntnis fiel.“

„Von wegen Paradiesapfel! Ein Affe fiel vom Baum, getroffen vom Pfeil einer Frau. - Seht nur, da steht sie, diese Tochter Evas, nackt und umgeben von Kriegerinnen, schöner noch als die Morgenröte!“ erklärte Orellana, ohne den Nadelstich des kleinen, gefiederten Pfeils an seinem Hals zu spüren, der weniger noch als der eines Moskitos ihn nur ritzte und nicht tötete, aber längst schon seine Sinne mit unerklärlichem Zauber entrückt hatte. Er sah diese hellhäutige Frau, ihre goldenen Brüste, kühn und stolz den Körper emporreckend, sich ihrer sicher, dass der Pfeil getroffen hatte. Es war nur ein kurzer Augenblick, der für Orellana aber unvergesslich bleiben sollte. Wie hypnotisiert starrte er zum Ufer, war entzückt vom Anblick dieser schlanken, hochgewachsenen Indianerin mit dem Stirnband eines blitzenden Diadems aus Diamanten und Smaragden, das die geflochtene Pracht ihres rotbraunen Haarschopfes wie ein wunderbarer Strahlenkranz aus der Welt der Gestirne schmückte. Gänzlich fasziniert brach es aus ihm hervor: „Nie sah ich eine Frau, so erhaben schön wie sie, solch eine herrliche Amazone von klassischem Wuchs und unvergleichlich edler, königlicher Haltung. Ich werde den Fluss nach ihr benennen. Dieser gewaltige Strom, der vor meinen Augen mit einem Mal schwarz wie Tinte wird, soll Amazonas heißen!“

Brasilia, die Königin der Amazonen, verstand nur ein einziges Wort Orellanas: „Amazonas!“ Sie lächelte. Das Blasrohr an die dunkelroten Lippen ihres vollen Mundes pressend, traf ihr nächster Pfeil mit absolut tödlicher Präzision das Ziel. Der Mann, dem der kleine gefiederte Pfeil im Kehlkopf steckte, fiel ohne Schrei über den Bordrand des Bootes und wurde binnen weniger Sekunden von unzählig vielen, kleinen Piranhas bis auf die Knochen zerfleischt.

„Belén, sieh dort!“ rief Brasilia ihrer Kampfgefährtin zu, die eine der weiblichen Hauptleute war und an vorderster Front mit jenen tributpflichtigen Indios kämpfte, die das Volk der Amazonen um Hilfe gerufen hatten. Kräftig und groß gewachsen, schleuderte Belén ihren Speer, begleitet von einem Pfeilhagel verbündeter Untertanen aus zweiter Reihe. Ihr langes, schwarzes Haar mit plötzlicher Kopfbewegung wild umherwirbelnd, traf sie den Mann am Bugspriet, ehe er noch seine Hakenbüchse abfeuern konnte.

Die Spanier entfernten sich schleunigst vom Ufer, legten sich in die Riemen und ruderten mit beiden Booten um ihr Leben, zogen sich auf die Mitte des Flusses zurück. Dieser Überraschungsangriff der Amazonen aus dem grünen Hinterhalt eines undurchdringlichen Buschwerks hatte unnötig viele Opfer gekostet. Zu lange waren sie am Ufer des Flusses wie in einem märchenhaft schönen Traum dahingefahren, weil sie glaubten, El Dorado, den Mann mit goldener Haut zwischen den Stämmen der Bäume gesehen zu haben. Dann aber erfolgte plötzlich dieser unheimlich vehemente Angriff der Amazonen, dass sie nur noch ihr Heil in der Flucht suchen konnten.

Orellana und seine Männer sollten fortan auf ihrer Reise ins Unbekannte keine Ruhe mehr finden, mussten stets auf der Hut sein, denn sie wurden von ständigen Indianerangriffen begleitet, wie auch Gonzalo Pizarro und die 80 Überlebenden des Basislagers, mit denen er den Rückmarsch nach Quito antrat. Unterwegs dachte er mit Bitterkeit und kalter Wut im Bauch: „Was ist das nur für ein Freund, der seinen Freund in der höchsten Not im Stich lässt?! Haben wir nicht Schulter an Schulter beim Sturmangriff auf Cuzco gekämpft. Er hätte mehr verloren als ein Auge, wenn ich ihm nicht zur Hilfe gekommen wäre. Und was hatte Orellana getan?! Mit der *Victoria*, einer gut ausgerüsteten Brigantine, war er aufgebrochen, um alle Männer im Basislager schnellstens mit Nahrung zu versorgen. In spätestens einer Woche wollte er zurück sein.“

Auf Orellana, diesen Hundesohn, hatte er vergeblich gewartet. Er blieb verschollen und hatte sie alle dem Hungertod preisgegeben. Grausamer konnte ein Mensch nicht sein. Die Hälfte seiner Leute starb an körperlicher Schwäche. Gonzalo musste handeln. Seine Nerven lagen blank. Der erste Stoßtrupp zur Nahrungssuche scheiterte kläglich. Niedergeschlagen und zu Tode erschöpft kehrten diese Männer nach fast einer Woche ohne Nahrung zurück.

Pineda, ein höchst erfahrener Konquistador, war seine letzte Hoffnung. Er schickte ihn zur Nahrungsbeschaffung auf eine überaus schwierige, fast aussichtslose Expedition ins Ungewisse, die der puren Verzweiflung entsprang. Ob Pineda jemals zurückkehren würde, wusste allein nur Gott, der Allmächtige! Die Zeit des Wartens war furchtbar. Endlich, nach fast einem Monat, kehrte Pineda mit seinem Suchtrupp auf fünf vollbeladenen Kanus zurück. Dieser Teufelskerl! Er hatte es tatsächlich geschafft, brachte Maniok mit, die den Rest der halb verhungerten Kameraden vor dem Tode bewahrten.

Er, Gonzalo Pizarro, hatte schon alle Hoffnung aufgegeben. Denn während Pineda unterwegs war, hatten sie von Palmsprossen, Schlangen, Kröten oder vom Leder der Pferdesättel gelebt, das sie kleinschnitten, kochten oder in der Glut des Feuers rösteten. Erst nach dem Verzehr der Maniokknollen kamen sie langsam wieder zu Kräften. Alle, die in diesem Elendslager noch lebten, wollten nach Hause, nur weg aus dieser Tropenhölle, zurück nach Quito. Die angenehm kühle Bergwelt der Anden wollten sie einmal noch in ihrem Leben wiedersehen. Der Weg zurück würde allerdings jedem der Männer das letzte an Kraft abverlangen, verhungern aber würde keiner mehr von ihnen. Und mit den Indios

bravos, den wilden Indianern, würden sie schon fertig werden. Ja, das taten sie: Gracias a Dios!

Übermenschlicher Lebenswille und das starke Band ihrer Kameradschaft waren es, die sie auch den letzten Pass vor Quito überqueren ließen, Männer, halbnackt und abgemagert bis auf die Knochen, die nur ihr Schwert und einen Wanderstock besaßen.

Als stolzes Expeditionskorps mit einer Stärke von 350 Mann waren sie einst ausgezogen, um El Dorado, das sagenhafte Goldland zu finden. Jetzt waren sie nur noch das kümmerliche Überbleibsel einer Truppe von gerade mal 80 Mann, die alle heilfroh waren, mit dem nackten Leben davon gekommen zu sein. Vom Goldrausch waren diese Männer geheilt. Nicht so Orellana und seine Gefährten, als sie auf dem immer breiter werdenden Strom des Amazonas dahinfuhren, der sich mehr und mehr in ein Delta riesigen Ausmaßes verzweigte. Längst schon schmeckte das Wasser des Stromes salzig, und Orellana wurde klar, das sie auf dem Weg zu einem Meer waren, das nur der Atlantik sein konnte. Aber was mehr für ihn zählte war, dass er glaubte zu wissen, wo El Dorado, das Goldland zu finden sei. Während er sich bei schwerem Wetter mit seinen beiden wenig meerestauglichen Schiffen an der Küste Südamerikas mit Kurs Nordnordost entlang kämpfte, um den nächstgelegenen spanischen Hafen auf Trinidad zu erreichen, dachte er: „Ich werde zurückkommen. Dort, wo das Wasser des Amazonas schwarz wird, liegt es, und die Amazonen bewachen das Königreich von El Dorado.“

Orellana erreichte Trinidad nach monatelanger Seefahrt. Er und seine Männer waren erschöpft und brauchten Erholung. Gleichwohl wartete ein Prozess von Gonzalo Pizarro auf ihn, der jedoch zu seiner großen Erleichterung im Sande verlief. Kronprinz Philipp sprach Orellana frei vom Vorwurf des Ungehorsams, der Meuterei oder Fahnenflucht und erklärte ihn zum Besitzer riesiger Ländereien am Amazonas, den Fluss, den er in der Tat als erster Spanier entdeckt hatte. Damit war Orellana als Ehrenmann rehabilitiert und als solcher ob seiner Verdienste für das Königreich Spanien anerkannt. Um Beweise für seine Reiseberichte einzuholen und den Besitzstand von Amazonien für die spanische Krone zu sichern, rüstete Orellana eine zweite Expedition aus. Mit vier Schiffen brach er auf. Eines der Schiffe wurde bei starkem Unwetter von der Flotte getrennt. Die drei anderen erreichten die Mündung des Amazonas und landeten an einer größeren, dem Festland vorgelagerten Insel, wo die mitgeführten, kleineren Flussboote zusammengesetzt wurden.

Orellana, allein nur von einem einzigen Gedanken besessen, der mitunter in ihm den selten schönen Rausch eines ungeahnt stabilen Hochgefühls auslöste, ihn sicher machte, El Dorado und das Reich der Amazonen binnen kurzer Zeit finden zu können, startete mit einer schlagkräftigen Vorhut nach Manaus, wo er einen festen Platz als Ausgangspunkt für weitere Expeditionen in den Urwald anlegen wollte. Die restliche Mannschaft sollte Flussbarken bauen und auf Nachricht warten. Ein Vierteljahr verging. Sie warteten vergeblich. Die

Nachricht von Orellana blieb aus. Er und seine Vorhut wurden niemals mehr gesehen. Keiner vom Trupp jener Männer kehrte aus dem dichten, unheimlich und bedrohlich wirkenden Grün des Regenwaldes zurück.

## Achtes Kapitel

### *Amazonia*

**W**o sich der Schwarze Fluss zwischen feinen Goldsandufeln durch den Regenwald wand, ragte inmitten üppigen Grüns die Spitze einer Pyramide ins herrliche Blau des Himmels empor. Die Pyramide stand im Zentrum einer antiken Stadt von imposanter Größe, die auf der weiten Lichtung am Kniebogen des Schwarzen Flusses erbaut worden war. Tief verborgen im Busch, rings um die Stadt, bewegten sich die geschmeidig schönen Gestalten junger Amazonen. Sie waren auf der Jagd. Andere lagen am Ufer des Flusses auf der Lauer und beobachteten mit heiß funkelnden Raubkatzenaugen ein Boot, das sich ihnen im Halbdunkel der Abenddämmerung näherte.

„Es sind Fremdlinge! Beim Tepuli, dem Goldenen Obelisken! Sie wagen es, hierher zu kommen, gar bis in die Hauptstadt unseres Reiches vorzudringen?!“ staunte Clonie, eine Wächterin des Amazonenvolkes am westlichen Stadtrand von Kyra.

„Ihre Kühnheit werden sie bald schon bereuen“, flüsterte Modosa, eine der drei kampfbereiten Wächterinnen an ihrer Seite. Clonie nickte, hob die Hand und winkte den umherschleichenden Jägerinnen am Rand des Urwaldes. Eine von ihnen legte die Hände wie eine Muschel an den Mund und imitierte den Schrei des Ani. Der Ruf des Kuckucks war das Zeichen zum Sammeln.

Belén kam mit einer bewaffneten Schar junger Frauen aus dem Dickicht hervor. Im Laufschrift eilten sie herbei, knieten im dichten Mangrovegebüsch des Ufers nieder, spannten ihre Bögen und legten Pfeile auf die Sehne. „Die weißen, bärtigen Männer verhalten sich klug. Schade, sie sind zu weit draußen. Auch ist es nicht mehr hell genug, um sie sicher treffen zu können“, meinte Belén, zur Vorsicht mahnend.

Clonie war einverstanden: „Gut, warten wir also und behalten sie im Auge. Einmal werden sie gewiss ans Ufer kommen, eine günstige Stelle suchen, wo sie mit ihrem Boot anlegen können.“

„Und dann sind sie unser, tot oder lebendig!“ triumphierte Pelemusa, eine heißblütige Amazone mit eiskaltem Blick. „Folgen wir ihnen leise am Ufer entlang. Wir haben sie bald. Seht dort!“

„Seid auf der Hut. Nehmt das Blasrohr und die Pfeile mit dem Betäubungsgift!“ Wir wollen sie Königin Brasilia lebendig zu Füßen legen!“ sagte Belén im Flüsterton. Die Jägerinnen, die heute auf Ozelotjagd waren, nickten und schlichen mit äußerster Vorsicht am Ufer entlang. Ihnen war klar, dass der Mensch das gefährlichste aller Raubtiere war.

Orellana und seine Gefährten brieten am offenen Feuer zwei Spanferkel von den Tieren, die sie als lebendige Marschverpflegung mit an Bord des Bootes



genommen hatten. Zwischen zwei Bissen schwärmte Orellana: „Männer, hab ich es nicht immer schon gesagt! Hier an diesem Rio Negro gibt es Sandstrände, gespickt mit Goldkörnern! Wir sind auf dem richtigen Weg nach El Dorado!“

„Ein mit Jamonstreifen gespicktes Spanferkel wäre mir lieber“, schmatzte Pedro Ramirez, der hagere Schiffszimmermann, dem das Fett aus beiden Mundwinkeln triefte, als ihn der kleine gefiederte Pfeil in den Nacken traf. „Mosquitos! Mierda!“ Spontan wollte er zuschlagen, das kleine Biest, diese lästigen, nimmersatten Blutsauger töten. Doch seine Hand wurde schwer, hatte keine Kraft mehr, um als Insektenklatsche funktionieren zu können. Es war nur noch eine letzte, müde Bewegung instinktiven Aufbäumens. Dann verdrehte Pedro die Augen, kippte am Lagerfeuer starr wie ein gefälltter Baum nach vorne und keiner seiner Kameraden sah mehr, wie die Amazonen aus dem Busch traten, denn in jedem von ihnen steckte solch ein kleiner Pfeil, der sie auf der Stelle lähmte und in tiefe Bewusstlosigkeit fallen ließ.

Von Süden her gelangte man zwischen ausgedehnten Ananas- und Maniokpflanzungen in einen Bananenhain, der bis an die Stadtmauer von Kyra heranreichte. Nach Westen hin abfallend, wurde die Stadtmauer zum offenen Forum, eine große erhöhte Terrasse und Bootsanlegestelle, die weit bis in den Flussbogen hinausragte. An dieser Hafenneile lag auch der Sklavenmarkt und Exerzierplatz der auszubildenden Kriegerinnen. Im Mittelpunkt von Kyra stand die hoch zum Himmel emporragende Pyramide, umgeben vom Tempelbezirk, den Villen und Häusern, die alle, bis auf die Bambushütten des Hafenviertels, mit Adobeziegeln gebaut und von Sklaven in strahlendem Weiß getüncht worden waren. Im Norden und Osten wurde die Metropole der Amazonen von Palmenhainen und einem einzigen großen Dickicht aus Ebenholz-, Teak- und Drachebäumen umgeben, deren Stämme von einem beinahe unzerstörbaren Netzwerk armdicker Lianen und Schlingpflanzen umrankt wurden. Mannshöhe, wild wuchernde Farne und prachtvoll in allen Farben üppigst wachsende Orchideen leuchteten inmitten dieser herrlich grünen Welt baumartiger Pflanzen, deren Blätter und Äste nach jedem Regen vor Nässe nur so triefen. Einige schmale Pfade führten durch diesen Urwald bis zur Stadt, wo plötzlich das zyklonische Bauwerk der Pyramide wie aus dem Nichts dem Boden erwuchs und in seiner ganzen Pracht weithin sichtbar von der Großartigkeit einer längst vergangenen Kultur zeugte.

Belén hatte, nachdem Orellana und seine Leute bewusstlos am Boden lagen, den Befehl erteilt, die Fremden zu fesseln und Sklaven aus der Stadt herbei zu holen. Die Bürde des Tragens lehnten sie ab. Athletisch, wie alle Amazonen waren, hätten sie dies durchaus vermocht. Aber ihr Stolz hätte das nicht zugelassen. Sie waren Jägerinnen, kühne Kriegerinnen, aber keine Lasttiere. Zwei Mädchen waren losgelaufen und kamen schon nach kurzer Zeit mit einer Horde von Sklaven und Fakelträgern aus Kyra zurück, kräftige Männer,

Kopfjäger vom tributpflichtigen Stamm der Yanomami, die sich ihnen auf ihren Kriegszügen unterworfen hatten. Jeder der Männer trug ein Halsband.

Für die Amazonen waren es nur Hunde, die zu gehorchen hatten. „Kniet nieder! Packt sie auf die Schultern!“ befahl Belén mit schneidender Stimme.

„Beeilt euch, ihr Hunde!“ Mit sichtlicher Freude wand sich Pelemusa im Schein des Feuers den Riemen der Peitsche von der Hüfte. Kein Laut der Klage kam über die Lippen der Sklaven, als sie die Peitsche im Schritt und auf dem Rücken zu spüren bekamen. Sie wussten, wer zu langsam war, den Befehlen nicht auf der Stelle folgte, war des Todes. Mit ungeahnter Schnelligkeit hob jeder von ihnen die Bewusstlosen auf und legte sie scheinbar mühelos quer über die Schultern. Bewacht von den Amazonen trugen sie im Schein der Fackelträger die schweren, leblosen Körper der Spanier zum Tempel des Tepuli, wo sie einen nach dem anderen vor die Füße der Königin Brasilia legten.

Mit Blick auf die Riesenplastik eines goldenen, phallusartigen Obeliskens saß Brasilia mit eisiger Miene auf ihrem Thron aus kaltem Marmorstein. Wie ein ägyptischer Priester, mumienhaft und mit kahl geschorenem Schädel in Ehrfurcht verharrend, stand im Hintergrund der Tempelhalle die Gestalt eines Mannes, dessen Haut über und über mit feinem Goldstaub gepudert zu sein schien. Unbeweglich, still und starr glich er der Statue eines furchteinflößenden Götzen von übernatürlicher Erhabenheit, der zu beiden Seiten von zwei einbrüstigen Elitekriegerinnen flankiert wurde.

Die *Amazos*, so hießen die Brustlosen, waren wie alle Leibwächterinnen der Königin großgewachsene, sehnige Linkshänderinnen, denen die Brust über dem Herzen weggebrannt worden war, um besser als alle anderen Amazonen den Speer im Kampf gegen feindselige Männer schleudern zu können oder schneller ihre todbringenden Pfeile mit Blasrohr oder Bogen auf sie abzuschließen. Darüber hinaus waren sie als Linkshänderinnen im Nahkampf mit Kurzschwertmachete und Kriegskeule für den Feind von unberechenbarer Gefährlichkeit. Diese männermordenden Mannweiber waren gewandter noch als große, blutgierige Raubkatzen und kannten keine Gnade.

Sollte eine der *Amazos* trotz aller Verhütungsmaßnahmen als Auserwählte zur elitären Erhaltung des kriegerischen Weibervolkes schwanger werden und gebären, gaben sie den Säuglingen die rechte Brust, die kaltes Herzblut und wenig an Mutterliebe enthielt. Aus den Mädchen sollten keine Memmen werden, den unerwünschten Knaben wurden nach der Geburt die Füße verkrüppelt, und später, nach dem Abmelken ihrer ersten Samenspende, mit der Kurzschwertmachete die Hoden kastriert, damit sie, so verstümmelt, ein Leben lang zur Hilflosigkeit und Zeugungsunfähigkeit verdammt waren.

Die *Amazos* waren extrem brutal, allein geboren, um zu siegen. Schmerz kannten sich nicht, gehörten sie doch zu jenen kriegerischen Töchtern, die als Nachkommen jener ruhmreichen Kämpferinnen galten, die die Stadt Kyra erobert hatten. Wild und grausam wie sie war auch ihre Königin Brasilia, die mit goldenem Brustpanzer und Hüftgürtel auf dem Thron saß und von der Kaste

dieser schwer bewaffneten Amazonen in gepanzerten Rüstungen Tag und Nacht beschützt wurde. Auf diese Leibgarde konnte Brasilia stolz sein, denn es war auf sie absoluter Verlass. Mit ihnen würde sie das Reich der Amazonen bis zur Mündung des Schwarzen Flusses ausweiten, ja, bis dorthin, wo er mit dem Amazonas eins wird.

Als Orellana auf den kühlen Steinfliesen zu Füßen der Amazonenkönigin aus tiefer Bewusstlosigkeit erwachte, wusste er nicht, ob er noch auf dieser Welt war. Er glaubte zu träumen, denn er sah unter den Arkaden im Hintergrund des Tempels einen Mann, dessen Haut mit feinstem Blattgold bedeckt zu sein schien. „Mein gesundes Auge muss mir einen Streich spielen. Wo bin ich? Ist das nicht El Dorado, der Mann in Gold?! Himmel, ich muss verrückt geworden sein!“ dachte er und wollte auch seinen Ohren nicht trauen, als er die Stimme von Brasilia hörte. Er lag auf dem Bauch in Fesseln vor ihr. Bewegen konnte er sich nicht, so eng auf den Rücken geschnürt waren Arme und Beine. Sie sprach auf ihn ein, aber er verstand nicht, was sie sagte.

Orellana krümmte sich wie ein Wurm und rollte zur Seite, genau vor die Füße von Brasilia. Sie setzte ihm einen Fuß in den Nacken und sagte: „Du konntest gar nicht anders, als hierher zu kommen. Wie gut für Dich, dass ich damals am großen Fluss, den du Amazonas nanntest, die Pfeile verwechselt habe. Der rot gefiederte, in Urari getaucht, hätte dich auf der Stelle getötet, der grün gefiederte war mit dem Gift meiner Gedanken behaftet, ein Gift, das immerzu wirkt, solange ich lebe.“

Orellana verstand jedes Wort, denn die Königin der Amazonen bediente sich der Sprache der Huarani, deren er mächtig war. Aber erst als sein Nacken frei vom Druck ihres Fußes war, vermochte er es, den Kopf ein wenig zu heben. Da sah er Brasilia. Seit ihrer ersten Begegnung beim Gefecht am Amazonas, war sie ihm unvergesslich geblieben, sie, die schönste aller Frauen, die er je in seinem Leben gesehen hatte. „Töte mich, Herrin. Aber lass meine Männer frei, die mir blind gefolgt sind, weil ich dich wiedersehen musste“, antwortete Orellana unterwürfig, ganz ein Sklave seiner Liebe.

Was immer Brasilia dazu bewog, die Männer mit einem herrischen Wink frei zu lassen und Orellana an Händen gefesselt mit ins Schlafgemach zu nehmen, blieb ihr Geheimnis. Vielleicht waren es die aufreizenden Tänze der jungen Mädchen ringsum den goldenen Obelisken, die mit obzönen Bewegungen ihre Körper daran rieben, oder aber der Goldene Mann, der plötzlich sagte: „Ich weiß, von ihm hast du geträumt, teure Freundin. Ich überlasse ihn dir, diesen spanischen Edelmann. Dann kann ich mich wieder ganz und gar der Beschaffung von Gold widmen. Meine Wünschelrute hat neue Vorkommen entdeckt. Zu beiden Seiten des Schwarzen Flusses muss es jede Menge Goldkörner im Sand des Ufers geben, die es zu finden gilt.“

„Tue dies, mein Löwe der Berge. Geh mit deiner Wünschelrute, suche nach dem Metall der Könige und gedenke meiner, wenn du dir mit dem Schürfstaub des Goldes jeden Morgen aufs Neue die Haut puderst. Es sei dir vergönnt, denn

es ist wahrlich ein Vergnügen besonderer Art, das nur dem Ewigprinzen von Guatavita gebührt“, sagte Brasilia und ging Orellana voraus, der begleitet von zwei Elitekriegerinnen ihrer Leibgarde wie ein geduldiges Schlachtopfer durch die von irrlichternden, honiggelb flackernden Fackeln beleuchteten Gänge ins Schlafgemach der Amazonenkönigin gebracht wurde.

Zwei junge Panther mit braun geflecktem Fell kauerten vor dem Bett von Brasilia. Jederzeit zum Sprung bereit, lagen sie doch brav wie Lämmchen da, schnurrten und ließen sich von der Königin der Amazonen das Fell kraulen. Die schläfrig wirkenden Raubkatzen blickten zur Decke empor, schielten gelangweilt herüber in eine Ecke des Raumes, wo die goldenen Käfige mit den bunten Vögeln hingen. Aras, Kolibris und Kakadus blickten stumm hinaus auf den Schwarzen Fluss, der vor dem großen Terrassenfenster vorbeifloss. Gespenstisch im flackernden Schein unterirdischer Fackellichter, gab es auf der Terrasse ein Schwimmbecken, das wie das Bassin eines Aquariums in den Steinboden eingelassen worden war. Im grünlich trüben Wasser des Beckens tummelten viele kleine Zierfische und schnappten mit ihren Mäulern: Piranhas.

„Legt ihn aufs Bett. Qium und Quam sind bei mir. Ich möchte nicht mehr gestört werden und werde euch rufen, sollte ich eurer denn bedürfen!“ befahl Brasilia ihren Leibwächterinnen.

„Ja, Herrin!“ antworteten die beiden Elitekriegerinnen, stießen Orellana mit gefesselten Händen unsanft auf das Bett und verließen den Raum.

„Gut, so ist es ganz nach meinem Geschmack“, hörte Orellana Brasilia sagen, während er ihre Hand zwischen seinen Schenkeln spürte. Brustpanzer und den goldenen Hüftgürtel von sich schleuernd, saß sie wenig später rittlings auf ihm. Heiß atmend und spitze Schreie ausstoßend, keuchte sie: „Er hat nur ein Auge, aber zwei Cocos von enormer Größe. Und sein Tepuli ist riesig, ah...oh ja, so gut, so prächtig!“ Sie stöhnte: „Heute Nacht werden die Piranhas hungrig bleiben und auf das Futter von süßem Menschenfleisch verzichten müssen.“

Qium, einer der Panther war aufs Bett gesprungen und leckte ihren Rücken, Quam, der andere, fuhr zärtlich mit weicher, rosaroter Zunge über ihre Brüste, wovon die linke Brust durch das Tragen des hauteng sitzenden Panzers ein wenig verkümmert zu sein schien. Womöglich deshalb, weil mit dem Vollmaterial schweren Golderzes auf die Herzseite bewusst ein solch einseitiger Druck ausgeübt wurde, nicht zuletzt auch, um das Herz der Königin besser vor feindlichen Geschossen zu schützen. Jetzt aber lag ihr Herz für jeden Schützen frei da zum Schuss, gab ein gutes Ziel ab, denn die Druckstelle des abgelegten Brustpanzers war feuerrot, so als würde das Herz in ihrem schönen Körper heiß aufglühen. Plötzlich schrie sie, schrie wild und entsetzlich klagend, als würde sie bei lebendigem Leib verbrennen. „Omicetl, ja, ja, es ist überall in meinem Schoß, oh, göttliches Omicetl!“

Leibwächterinnen stürzten in den Raum, eilten mit blankgezogener Machete herbei, um den Fremdling im Bett der Königin zu köpfen. „Nein, haltet ein! Durchtrennt seine Fesseln!“ keuchte Brasilia, schweißnass die Haut ihres

Körpers, der ihrem Willen nicht mehr gehorchte. Quim und Quam fauchten böse und wollten sich auf Orellana stürzen, um ihn zu zerfleischen. „Kusch, meine Lieben! Unters Bett mit euch!“ Mit einem Satz sprangen die beiden Panther auf den Boden und verkrochen sich unter das Bett ihrer Herrin. Hier im Dunkeln lagen sie gerne, ungestört kuschelnd und vom scharfen Geruch geiler Dünste ganz berauscht.

„Hier ist mein Hüftgürtel, ganz aus Gold, der meine Scham im Kampf stets bedeckte. Er gehört dir. Ich brauche ihn nicht mehr. Umgürte dich, schütze und bewahre dein Tepuli für mich. Es ist mein Geschenk an dich für diese wunderbare Nacht, die du mir beschert hast, oh, du mein süßer Fremdling“, sagte Brasilia und küsste Orellana auf die Stirn; ein zärtlicher, kein fordernder Kuss, unfassbar für die Leibwächterinnen im Raum, die über den Wandel ihrer Königin höchst erstaunt die Köpfe zusammen steckten und ungläubig tuschelten.

Während jeden Morgen bei Sonnenaufgang am Hafen von Kyra auf dem Exerzierplatz des Marsfeldes junge Amazonen für den nächsten Kriegszug zu Kampfmaschinen gedrillt wurden, gab es unter den Yanomami im Regenwald einen geduldeten, fremden Stamm, deren Angehörige sich Anasazi nannten.

Ihr Mediziner, Ahutal, hatte es mit seiner Sippe geschafft, sich von Aztlan im Norden Mexikos bis in den Urwald von Amazonia durchzuschlagen. Den Spaniern konnte er mit seinen Getreuen entkommen, nicht aber den Amazonen, diesen grausamen Mannweibern, die sich ständig im Krieg mit den Yanomami befanden. Viele von ihnen wurden von den Amazonen getötet oder zu Sklaven gemacht. Nur selten hing der Kopf einer Amazone zum Trocknen im Geäst vor den Hütten der Yanomami. Ein großes Volk von Jägern waren sie, die Affen aber keine Menschen erlegten und im Einklang mit der Welt ihrer verstorbenen Ahnenseelen ganz friedlich und zurückgezogen tief im Verborgenen des undurchdringlichen Grüns zu beiden Seiten des Amazonas lebten. Wären sie nicht ständig von den Amazonen überfallen worden, hätte man sie tatsächlich für Geister halten können, als Mensch überhaupt nicht erkannt, so sehr hatten sich ihre Körper und Seelen der Natur ihrer Heimat angepasst, waren auf das Innigste verwachsen mit einer Ahnenwelt, die für die Yanomami in jeder Pflanze, in jedem noch so kleinsten Tier lebte. Und jedesmal bevor sie einen Affen erlegten, baten die Jäger ihre Ahnen um Verzeihung.

Ganz anders die Amazonen, die im Dschungelkampf sich jeder Rüstung entledigten, um mit unerhörter Schnelligkeit und Gewandheit ohne jeglichen Skrupel zuzuschlagen, so wie damals an der Mündung des Rio Negro, als Orellana sie zum ersten Mal sah.

Das Gefecht mit diesen nackten, wilden Kriegerinnen war für ihn und seine Männer schon vorbei, als die Amazonen aus dem Hinterhalt der Uferböschung hervortraten, kalten Blutes und höchst diszipliniert mit einem Male aus allen Blasrohren auf sie schossen.

Viele kleine bunte Pfeile flogen ihnen lautlos entgegen, zu schnell, um ausweichen zu können. Mit feinem Gesumm schwirrten die Pfeile von allen Seiten umher, kaum wahrnehmbar, so wie beim Anflug von Moskitos vor dem Einstich in die Haut bis aufs Blut. Wer den Stich eines Blasrohrpfeils spürte, hatte aber kaum mehr Zeit darüber nachzudenken, was ihn gestochen hatte, denn er war binnen kurzem des Todes. Tödlich konnte zwar auch der Stich eines Moskitos sein, aber erst nach einem schweren Siechtum der Malaria. Der meist mit Urari vergiftete Pfeil aus einem Blasrohr, der mit ruhiger Hand, fein dosiertem Anblasen und hartem Lippendruck ganz unvermittelt und plötzlich von einem enorm starken Luftdruck der bis zum Bersten gefüllten Lunge abgeschossen wurde, tötete allerdings auf der Stelle. Bereits nach wenigen Sekunden war der Getroffene tot, zumal, wenn ihn das Geschoss des kleinen, heimtückischen Giftpfeils mit voller Wucht aus nächster Nähe getroffen hatte.

Als Irmaduse, eine der besten Amazonen-Kundschafterinnen, von ihrer heiklen Mission aus Feindeslanden mit halbwegs heiler Haut zurückkehrte, wartete Malenippe, die Stadthalterin von Kriton, voller Ungeduld im Erker eines Wachturms auf den Bericht der jungen, schönen Spionin. Außer Vögeln gab es hier oben keine Lauscher. „Bis auf einen Kratzer am Hals bist du unverletzt geblieben, wie ich zu meiner Freude sehe. Aber womöglich haben dich die Yanomami entdeckt“, meinte Malenippe und runzelte besorgt die Stirn. Sie nahm Irmaduse in die Arme und gab ihr zärtlich einen Kuss auf die Stirn. „Zeig einmal her, mein Kleines! Uhm, nicht ungefährlich. Sieht ganz nach dem Streifschuss eines Blasrohrpfeils aus.“

„Wenn dem so wäre, müsste ich schon tot sein.“ antwortete Irmaduse kühlen Blutes und kam ohne Umschweife direkt zur Sache. Sie entwand sich der Umarmung Malenippes. „Von Alcibie, unserer verlässlichen Freundin in der Rolle einer alten, listigen Waldhexe, habe ich beim letzten geheimen Treffen in ihrer Hütte auf vergeschobenem Posten erfahren, dass die Geisterhunde der Yanomamie einen Großangriff auf uns vorbereiten. Wo, das vermochte Alcibie nicht genau zu sagen. Aber sie vermutet am Schlangenfluss.“

„Das müsste man allerdings genauer wissen.“

„Keine Sorge, Alcibie wird es herausbekommen. Ihr vertrauen die Yanomami, denn unser gutes Waldhexchen versorgt sie mit Kräutern, die ihnen Zauberkäfte im Kampf gegen uns verleihen sollen. Wer weiß, keiner kennt die Wirkung ihrer Kräutermischung so richtig. Was mich aber mehr beunruhigt, sind die Zustände am Hofe von Kyra. Zur Überraschung aller hat Königin Brasilia nach einer Liebesnacht einem dieser weißen Fremdlinge ihren Hüftgürtel geschenkt. Der Mann heißt Orellana, ist ein bärtiger Spanier von nicht unüblichem Aussehen, auch wenn er nur eine Auge hat, das heißt, jetzt hat er wieder zwei, denn Harmedea, die große Heilerin, hat ihm mit Beistand der Oberpriesterin Dernoe im Tempel des Goldenen Obelisk ein künstliches Auge aus Mondstein, Saphir und Diamant eingepflanzt. Die Operation ist gelungen.“

Irmaduse hielt inne, trank einen Schluck Wasser aus ihrer Feldflasche und überlegte einen Augenblick. Sie verschloss die Flasche, steckte sie zurück in die Schlaufenhalterung am Gürtel. Dann lächelte sie überaus vielsagend, ehe sie mit kalter, schnippischer Gelassenheit fortfuhr: „Ein schönes, höchst interessantes Auge, das manchmal heller noch als das Licht der Sonne aufblitzt.“

„Genug, genug! Unglaublich! Brasilia muss blind vor Liebe sein, den Herrschergürtel der Amazonen zu verschenken! Ein absolutes Zeichen von Schwäche. Sie ist unberechenbar geworden, eine Gefahr für das ganze Volk der Amazonen. Das kann und werde ich nicht dulden!“ brauste Malenippe ungestüm wie eine Furie auf, die plötzlich Schicksal spielt und zur Tat schreitet. Sie würde das Volk der Amazonen aufwiegeln, einen blutigen Aufstand anzetteln, der ihr die Macht zur Herrschaft gäbe. Auf ihre kampferprobten Grenztruppen war Verlass. „Ja, meine Stunde ist gekommen!“ dachte sie, dankte Irmaduse für ihre Dienste und belohnte sie mit einem Amulett aus purem Gold, das aus der schwarzen Erde, den Äckern am Schlangenfluss stammte, wo es Goldklumpen gab, größer noch als die Kartoffeln auf den Feldern vor den Toren von Kriton. Jenseits dieser Grenzstadt am nordöstlichen Rande eines üppig wuchernden Dschungels, verbargen sich die Geisterheerscharen der Yanomami. Dort, im undurchdringlichen Gebüsch des Urwaldes, lagen sie gespannt und bestens getarnt auf der Lauer, um noch eine finale Abrechnung mit dem Volk der Amazonen zu begleichen, jenen tollkühnen, blutgierigen Mannweibern, die so manchen von ihnen getötet oder versklavt hatten. Süß würde ihre Rache sein, denn das Volk der Amazonen würde sich bald schon selbst zerfleischen. Und dann wäre die Zeit gekommen, um all diesen mordlüsternen Kriegsweibern den Garaus zu machen.

Huitzil gab das Zeichen zum Angriff. Er, der Sohn von Ahutal, dem Medizinman der Anasazi-Sippe, war ein Kriegshäuptling, dem die Yanomami blind gehorchten. Ihm folgten sie mit Begeisterung und Todesmut. Huitzil wusste, wann der Zeitpunkt gekommen war, um mit seinen Kriegern den Feind erfolgreich angreifen zu können. Die Grenztruppen der Amazonen waren bis auf eine Hundertschaft aus Kriton abgezogen worden. So entblößt, gelang es den Kriegern der Yanomami schon nach kurzer Zeit die Stadt einzunehmen. Die meisten Amazonen ramnten sich die Kurzschwertmachete in den Leib, als sie trotz verzweifelter Gegenwehr sahen, wie aussichtslos der Kampf für sie geworden war. Das vereinfachte die Sache für die Yanomami, da Gefangene sie nur am schnellen Vormarsch auf Kyra, die Hauptstadt der Amazonen, gehindert hätten.

In Kyra tobte der Krieg der Furien. Amazone kämpfte gegen Amazone, als Malenippe mit den ruhmreichen Elitekriegerinnen der fronterprobten 2. Legion und der Sonne im Rücken in die Hauptstadt des Reiches eindrang. Die Klängen der Kurzschwertmachten blitzten hell auf im roten Licht der Morgensonne. Schreie, Röcheln, das Gezisch von Pfeilen, Speeren und brennenden

Wurffackeln war überall zu hören. Straße für Straße kämpften sich Malenippes Kriegerinnen mit blanker Machete, kurzem Schlachtspeer, Äxten oder Keulen durch die Reihen der erbittert sich wehrenden Amazonenschwestern ringsum die Große Pyramide. Blutverschmiert waren ihre Brustpanzer, als sie bis zur Stadtmitte von Kyra vordrangen, dort, wo die Spitze des Goldenen Obelisk durch das Kuppeldach des Tempels in den hellblauen Himmel emporrage.

„Brasilia, du Hure, ich will deinen Kopf! Du hast uns alle, hast dein Volk verraten. Wo ist er, der Hüftgürtel der Königin?“ rief Malenippe wutentbrannt und schleuderte den Speer auf Brasilia, die vom Schild einer Leibwächterin gedeckt wurde. Die Spitze des Speers durchdrang den Schild. Brasilia erblasste, wich entsetzt zurück und erreichte beschützt von ihrer Leibwache das Marsfeld am Hafen, das vehement und bis zum letzten Blutstropfen von Belén und einer tapferen Schar junger Rekrutinnen verteidigt wurde.

Orellana stand aufrecht im Boot und reichte Brasilia die Hand, um sie an Bord zu holen. Malenippe drängte es mit unbändigem Siegeswillen vorwärts. Mit tollkühnen Kriegerinnen an ihrer Seite eine blutige Bresche durchs wilde Gedränge der Feindinnen schlagend, glühten ihre Augen wie das Satansfeuer der Hölle, als sie die Randsteinkante des Hafendamms erreichte.

„Ah, was sehe ich?! Ein Mann aus der Fremde trägt den Hüftgürtel der Amazonenkönigin um die Lenden. Ein Sakrileg ohnegleichen! Hund, stirb!“ Sie griff in das Hüftholster ihres Gürtels, holte mit festem Griff das Blasrohr hervor und presste es an die Lippen. Da aber wurde sie plötzlich wie von einem Blitzstrahl aus dem strahlend blauen Auge des Mannes getroffen. Es war eine winzig kleine Bleikugel aus dem Lauf einer Handfeuerwaffe, die Malenippe in die Schulter traf und ihr das Blasrohr aus der Hand riss. Orellana, überlebende Kameraden, Brasilia und eine wilde Schar von Sklaven und fliehender Amazonen stieß in höchster Eile Hals über Kopf mit einer kleinen Flotte von Booten vom Kai ab.

Malenippe hielt sich mit einer Hand die schmerzende Schulter, blickte ihnen nach, hatte Tränen der Wut in den Augen und musste grollenden Herzens zusehen, wie Brasilia samt Liebhaber und Gefolge vor ihren Augen auf dem Schwarzen Fluss verschwand. Während ihr warmes, klebrig tropfendes Blut aus der Wunde durch die Finger rann, rief sie ihnen hinterher: „Feige, dekadente Bande! Ihr entkommt mir nicht! Das schwöre ich beim Goldenen Obelisk und dem mir heiligen Keuschheitsgürtel der Amazonen-Königin, der ewige Jugend und absolute Macht gewährt!“

Aus dem Kampfgetümmel im Hintergrund löste sich die schlanke Gestalt einer jungen Amazone, schöner noch als die Morgenröte beim Angriff auf Kyra. Lautlos wie ein zweiter Schatten trat Irmaduse an die Seite von Malenippe und flüsterte ihr sanft und geheimnisvoll ins Ohr: „Ich weiß, ja, bin sicher, dass wir uns am Schlangenfluss wiedersehen werden.“ Wenig später war sie in der vorbeiströmenden Menge siegestrunkenen Kriegerinnen verschwunden. Als die grausamen Amzonen des Nordreiches zu Ehren ihres Kriegsgottes Ures wilde



Gesänge anstimmten und im Tempel um den Goldenen Obelisk tanzten, waren es seine launischen, ungestümen Töchter, die sich in dieser Nacht bis zum hellen Morgen ganz entblößt und hemmungslos wie Bacchantinnen allen Freuden des Fleisches hingaben.

Dem Kriegsgott zum Dank wurden am nächsten Morgen in aller Frühe Knaben und Sklaven des Männerhauses, die ihnen in der Nacht des Siegesrausches zu Diensten gewesen waren, auf dem Blutstein der Sonnenpyramide geopfert. Es war der Wille Malenippes, die als Eroberin von Kyra siegesbewusst und selbsterhaben auch ohne den Goldenen Hüftgürtel einer Königin über das Volk der Amazonen zu herrschen gedachte. Sie war eine Tyrannin, schlimmer noch als es Brasilia je gewesen war. Solange der Kopf von Brasilia nicht vor ihren Füßen lag, würde sie keine ruhige Minute haben. Des Nachts geplagt von bösen Träumen, grübelte sie im Morgengrauen: „Ich muss ihrer habhaft werden, ja, werde sie finden und zur Entscheidungsschlacht zwingen, selbst wenn ich den ganzen Urwald von Amazonia durchsuchen müsste.“

Blanker Hass auf ihre Rivalin war es, der Malenippes Selbstvertrauen ungeheuer stärkte und fortan keine Schwäche mehr bei ihr aufkommen ließ, als sie mit einer kleinen Streitmacht ihrer besten Kriegerinnen von Kyra zum Schlangenfluss aufbrach, der die Südgrenze des Amazonenreiches bildete, unweit jener Stelle, wo die schwarzen Fluten des Rio Negro in den Amazonas mündeten.

Eine wilde Horde von Totenkopffaffen, die aus den Mangrovenwäldern am Schlangenfluss hervorsprangen, machten sich daran, ein vorbeitreibendes Floß zu erklimmen, worauf ein Mann in eherner Konquistadorenrüstung stand, der unentwegt auf sie einredete. Unbeirrt von dem Gefasel des Mannes enterten sie vollends das Floß und ließen sich nicht mehr vertreiben. „Ich, Don Lope de Aquirre, bin der Zorn Gottes und nehme Besitz von diesem Land im Namen der Spanischen Krone. Eldorado, Land des Goldes, werde ich es nennen. Wie ein Kaiser von Gottes Gnaden gedenke ich über dies Reich zu herrschen, das in prachtvoller Üppigkeit vom Geiste des Herrn geschaffen, ganz im Verborgenen einer herrlich grünen Welt liegt, die dem himmlischen Paradies auf Erden gleicht. Eldorado ist das Reich Gottes, das ich als frommer Diener des Herrn in seinem Geiste verwalten werde. Ihr seid meine Untertanen und werdet schlimmste Strafen erleiden, wenn ihr euch weigert, das Wort Gottes anzunehmen.“

„So verrückt, wie dieser Aquirre, war auch ich dereinst“, dachte Orellana im Gebüsch kauern, als er den Mann auf dem Floß vorbeidriften sah. „Er leidet an Wahnvorstellungen, der arme Irre. Hatte schon eine Macke als Unterführer im Expeditionsschor von Gonzalo Pizarro.“

Während die umherhockenden Totenkopffaffen mit stoischer Gelassenheit dem wütend gestikulierenden Mann auf dem Floß zuschauten, trieb dieser wenig später mit fiebergänzenden Augen und irrlichterndem Geflacker im Blick,

selbstherrlich und von aller Welt entrückt einherschauend, auf dem Seitenarm des Schlangenflusses dahin, der irgendwo in den Sümpfen jenseits der Uferschlammbänke des Amazonasstromes endete. Dort war der Urwald voller Totenkopffaffen. Sie saßen in den Bäumen unter denen Kaimane lagen, starr und unbeweglich, als wären sie vor Erschöpfung in einen langen, tiefen Schlaf gefallen. Bis zu den Augen vom grüngelben Schlamm der Sümpfe getarnt, schielten sie mit unheimlichen Geblinzel unter ihren halbgeschlossenen Lidern umher, hellwach, und auf Beute lauernd. Im entscheidenden Moment würden sie zu einem gewaltigen Sprung ansetzen, emporschnellen und blitzartig zubeißen. Wen sie einmal mit ihrem urzeitlich kräftigen Reptiliengebiss gepackt hatten, starb eines grausam schnellen Todes. Knochen wurden mit einem Biss zermalmt, alles Fleisch gierig verschlungen. Nichts blieb von ihm übrig, nur seine Seele, an die auch jene Yanomami-Krieger glaubten, die mit ihren weiß geschminkten Gesichtern, maskenhaft und unheimlich, wie die Totenkopffaffen aussahen und mit Bogen, Blasrohr und Giftpfeilen im Geäst der Bäume saßen.

Alcibie, die Stammeshexe, würde alle Amazonen in die Falle locken. Kriton hatten sie erobert, Kyra später nach dem Abzug von Malenippes Truppen dem Erdboden gleichgemacht, so dass der schnellwachsende, unverwüsthlich starke Urwald die Ruinen bald schon überwuchern würde.

Für die Amazonen gab es hohe Verluste. Diesen Blutzoll würden sie nur schwer erwinden können. Den Rest des arg dezimierten Amazonenheeres gälte es mit Hilfe der Kaimane zu erledigen. Dann gäbe es endlich keine Amazonen mehr. Keinesfalls würden sie aufgrund der so zahlreich an ihnen verübten Gräueltaten Gnade walten lassen. Sie würde ihre Köpfe abschlagen und vor den Hütten zum Trocknen in den Wind hängen. Diese teuflische Kriegerkaste bestialischer Weiber musste ein für alle Male ausgelöscht werden.

Die Yanomami hatten von den Amazonen gelernt. Im günstigsten Fall hatten diese männerjagenden Unholdinnen aus ihnen Sklaven gemacht, unmenschlich lebende Gefangene, die, jederzeit ihrer Willkür preisgegeben, schon beim kleinsten Missfallen dem Tod geweiht waren. Sie aber, die Yanomami, waren ein freies Volk, das keine Sklaven zur Erleichterung des Lebens, für den Bau von Palästen, Tempeln oder zur Aufrechterhaltung abartiger Lustbarkeiten brauchte. Ihr Glück und Wohlstand war die Natur der Götter und die der Ahnen-Seelenwelt, in der sie mit Respekt und Demut lebten. Diese galt es zu verteidigen, ja, gegen all diese hochmütigen und herrschsüchtigen Kriegswelber von Amazonen mit dem frevelhaften Übermut stolzer Römerinnen antiken Geschlechts, die alles ohne Gnade in ihrem Sinne verändern wollten, bis daraus am Ende die Weltmacht eines durch und durch bösartigen Matriarchates entstehen würde.

Huitzil hatte nur eines im Sinn, den Tod aller Amazonen. Er wollte Vergeltung für das Verbrechen an seiner Sippe. Er hatte den Köder ausgelegt. Irmedusa, diese hellhäutige Mamba mit gespaltener Zunge, würde Brasilia und Malenippe aufeinanderhetzen.

Und nach dem Zweikampf der mit allen Mitteln um die Macht ringenden Amazonenköniginnen, würde er mit seinen Kriegerern zum alles vernichtenden Schlag ausholen. Er würde es ihnen und den weißen Fremdlingen an ihrer Seite schon zeigen, wer die wahren Herren am großen Fluss des Regenwaldes waren. Warum aber die bärtigen Weißen noch lebten, war ihm allerdings ein Rätsel, wo doch eigentlich die Amazonen gnadenlos Männer jeder Hautfarbe mit Wollust töteten. Mit ihren brutalen Überraschungsangriffen hatten sie es immer wieder verstanden, viele friedlich lebende Sippen der Yanomami in ihren Dörfern auszulöschen. Geisterdörfer ohne Leben waren daraus geworden. Doch die Seelen all dieser Toten kämpften an ihrer Seite. Eine davon war die seiner geliebten Mutter, getötet von der Hand einer Amazone. An das Geschrei der Brüllaffen, das Gelächter der Spottvögel, die oft unheimlichen Laute des Urwalds bei Nacht, ja, an all das hatte sich Huitzil gewöhnen können; aber nicht an den Schmerz in seinem Herzen, der manchmal einfach zu groß war, um sich daran gewöhnen zu können. Es zeriss ihn jedes Mal von neuem, wenn der Schmerz ihn überkam. Er stöhnte: „Du warst immer so gut zu mir, Mutter, oh, du mein Ideal einer gütigen Frau, meuchlings gemordet von einer Bestie deines Geschlechts. Unvorstellbar! Aber ein Mann, dein Sohn, wird dich rächen!“ So schwor Huitzil bei den Seelen seiner Ahnen und dachte dabei an eine bestimmte Amazone: Malenippe.

Als Orellana von seinem Beobachtungsposten am Schlangenfluss zum Feldlager am Rio Negro zurückkehrte, waren die Sklaven mit den Ausgrabungen des Ackergoldes beschäftigt. Die Goldklumpen wurden mit Hacken wie Kartoffeln aus der schwarzen Erde hervorgeholt, in Kiepen auf dem Rücken davon getragen und unter Aufsicht eines goldhäutigen Mannes zur Biegung des Flusses gebracht, wo Boote lagen, die das Gold aufnahmen. Es war Prinz Musico, der Goldene Mann, der den Transport des Edelmetalls mit scharfem Auge bewachte und auf dem Weg zu den Booten einen Teil davon in Kessel schütten ließ, um es über einem Ring von Feuer zu schmelzen, bis daraus flüssiges Gold geworden war.

Niemals zuvor hatten Orellana und seine Männer solche Mengen an Gold gesehen. Ja, dies hier war Eldorado, das Land des Goldes, wonach sie all die Jahre gesucht hatten. Gepackt vom Goldfieber leuchteten ihre Augen voller Habgier, während sie dachten: „Wir müssen uns der Boote bemächtigen. Und dann nichts wie weg zur Mündung des Rio Negro. Von dort immerzu auf dem Amazonas in Richtung Osten zum offenen Meer!“ Das war leichter gedacht, als getan und wurde erst möglich, als Malenippe mit ihren Kriegerinnen ins Lager stürmte. „Jetzt! Zu den Booten, ihr Männer! Ich komme mit Brasilia nach!“ rief Orellana und lief zu ihrer Hütte, die er nicht mehr erreichte. „Mierda, verdammte Kakteenstachel!“ fluchte er, als er auf das kleine Biest einer schwarzen Mamba trat, die ihn in die Ferse biss. Er geriet ins Stolpern, zog seine Langlaufpistole hervor und wollte auf eine der beiden Amazonen schießen. Umgeben von einem Ring aus Feuer, standen sie auf dem erhöhten Kampfplatz

einer Flammeninsel, die blankgezogene Kurzschwertmachete zum tödlichen Streich erhoben. Eine der Amazonen duckte sich, unterlief mit raubtierhafter Gewandtheit den Machetenhieb der anderen, als sie den Blitz aus dem Diamanten im Kunstauge von Orellana sah, der mit ausgestrecktem Arm dastand und eine letzte Kugel auf Malenippe abfeuerte. Er wankte, der Schuss ging fehl, und Orellana war schon tot, als ihn im Fallen der Speer einer Amazone in den Rücken traf. Das Gift der schwarzen Mamba war schneller gewesen.

Orellana starb in der Grünen Hölle von Amazonia, dort, wo der Nebenarm des Rio Negro zum Schlangenfluss durch die Sümpfe wird. Seine Kameraden versuchten mit Booten voller Gold zu entfliehen. Aber nur Prinz Musico gelang die Flucht. Malenippe ließ ihn unbehelligt auf seinen Sommersitz am See Guatavita ziehen, hatte sie doch das, was sie wollte, den goldenen Hüftgürtel von Brasilia, der Königin von Amazonia. Er war wie ein blutiger Skalp, als sie ihn ihr von der Hüfte riss und mit einem Jubelschrei triumphierte. Das Haupt Brasilias aber war noch auf ihren Schultern, lag nicht zu Füßen von Malenippe, deren Körper von Wunden gezeichnet war. Blut rann ihr über Arme und Beine, das Gesicht von tiefen Schnitten entstellt. Brasilia war die Flucht in die Sümpfe gelungen. Sie war eine unerhört starke Gegnerin, die Malenippe im Zweikampf nicht besiegen konnte. Ihre Wut darüber bekamen die spanischen Gefangenen zu spüren, deren Goldgier ihr nur allzu gut bekannt war. Sie gab ihnen flüssiges Gold aus siedenden Kesseln zu trinken, woran sie eines qualvollen Todes starben. Auch für Alcibie, die Hexe, war es eine heimliche Freude zu sehen, welche totbringende Wirkung Gold in flüssiger Form auf Menschen hatte, wenn es ihnen glühendheiß die Kehle herunterlief. „Mehr, mehr“ rief sie, ergriff selbst eine Kelle, randvoll gefüllt mit flüssigem Gold. „Ist das alles für mich?“ staunte Pedro Ramirez, der Schiffszimmermann, der wie im Leben auch dem Tod mit Gelassenheit und Galgenhumor ins Auge schaute. „Und mehr noch, bis du Hund daran erstickst! Auf die Knie und Mund auf!“ Von hinten trat Pelemusa Pedro die Beine weg. Er stolperte, fiel auf die Knie, richtete sich wenig später aber mit schnalzender Zunge breit grinsend wieder auf und öffnete freiwillig den Mund ganz weit, so als gäbe es gleich eine Riesenleckerei zu essen. Im selben Augenblick verbrannte alles in ihm, und er lernte die unsagbaren Höllenqualen kennen, die das Vergolden seiner Innereien verursachte. Allein seine Seele blieb frei vom Golde, stieg rein wie die eines Kindes zum Himmel empor.

Unter entsetzlichen Schmerzen starben so an diesem Tag in Eldorado, dem Herzland Amazonias, alle Weggefährten Orellanas. Ihm blieb solch furchtbarer Tod erspart, dank des schnellwirkenden Gifts einer schwarzen Mamba. Von ehrbarer Herkunft war Francisco de Orellana gewesen, doch besessen vom unsäglichen Durst nach Gold, starben er und seine Männer in jenem sagenhaft reichen Land, dem Eldorado, das sie glaubten, in der Grünen Hölle von Amazonia gefunden zu haben. Keiner von ihnen kehrte je aus dem Reich der Amazonen zurück, das sie mit all dem unsagbar vielen Gold kennenlernten, ehe

auch dies von den Yanomami vernichtet wurde, so gründlich, als habe es niemals existiert.

„Bei mir wird es wieder Gladiatorenspiele geben“, freute sich Malenippe mit jedem Hieb ihrer Kurzschwertmachete, mit der sie sich den Weg durch das Dickicht am Rande der Sümpfe bahnte. „Raubtiere oder Amazonen gegen Yanomami-Sklaven, ein herrliches Schauspiel, das ich lange vermisst habe. Ein alter Brauch, den ich wieder aufleben lassen werde. Beim Tepuli, dem Goldenen Obelisk, ja, das werde ich!“

„Brasilia kann nicht mehr weiter. In die Sümpfe will sie nicht“, stand plötzlich Irmaduse keuchend vor ihr. Malenippe hatte ihr Kommen nicht gehört. Wie aus einer Welt des Unsichtbaren entstieg, trat die Kundschafterin hinter dem Stamm eines Baumes hervor. Wäre es Brasilia gewesen, dann hätte sie kaum eine Chance gehabt, sich ihres Angriffs zu erwehren. „Gefährlich leise kommst du daher. Das kann dir zum Verhängnis werden. Malenippe senkte die zum Schlag erhobene Machete. „Wo ist sie, diese Schlampe, die sich als Königin der Amazonen mit einem Mann einließ? Dazu noch mit diesem hergelaufenen, ungehobelten Fremden, einem bärtigen, übel riechenden Spanier! Der Mann muss es ihr wirklich angetan haben.“

„Sein Tod hat ihr das Herz gebrochen.“

„Also war sie ihn verliebt, diese Törlin!“

„Sie liebt ihn immer noch. Ohne ihn will sie nicht mehr leben.“

„Gerne werde ich ihren Wunsch erfüllen.“

„Brasilia wartet auf dich.“

„Führe mich zu ihrem Versteck!“ befahl Malenippe und folgte Irmaduse. „Ich werde das allein erledigen“, gebot sie einer Schar von Kriegerinnen, die bereit waren, sie mit ihrem Leben zu schützen. „Nein, bleibt hier und haltet mir den Rücken frei!“

Brasilia erwartete Malenippe vor ihrer Buschhütte auf einem schmalen Landstreifen zwischen den Sümpfen. Haßerfüllt blickten sich die Frauen an, als sie sich einmal mehr gegenüber standen, unversöhnliche Feindinnen. Die eine mit ihrer favorisierten Freundin Irmaduse an der Seite, die andere ohne ihren geliebten Mann. „Zieh blank! Mach´s kurz!“ sagte Malenippe und gab Brasilia die Chance, ihre Kurzschwertmachete vor ihr aus der schlangenhäutigen Zwillings Scheide des Blasrohrköchers zu ziehen. Brasilia machte keine Bewegung, keinerlei Anzeichen mit blitzschnellem Griff über die Schulter den ersten Hieb zu tun. Ihr Blick war starr auf irgendetwas gerichtet, das sich in den Kronen der Bäume wie ein Schimmer der Hoffnung bewegte, der Schatten eines Mannes, der Gestalt annahm.

Malenippe griff hinter sich und Irmaduse reichte ihr eine Kriegskeule. Sie schlug mit voller Kraft zu, zerschmetterte den Kopf von Brasilia, die mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung ihr Leben aushauchte. Im selben Moment

sprang ein menschengroßer Totenkopffaffe vom Baum herab, stürzte sich mit einem Speer in der Hand auf Malenippe und durchbohrte ihren Körper von Kopf bis Fuß. Irmaduse erstarrte vor Schreck, Malenippe tot und blutbesudelt in ihren Armen haltend, schrie sie plötzlich von entsetzlichem Grauen gepackt wie eine Furie. Eine Liane ergreifend, schwang sich Huitzil davon, während Kaimane aus den Sümpfen emporschnellten und zuschnappten, dass die Knochen der beiden Unholdinnen nur so krachten. Wenig später schnappte die Falle der Yanomami vollends zu, als sie gleich Rachegeistern aus einer anderen Welt im Rücken der Amazonen erschienen, und sie alle in die Sümpfe trieben. Entsetzlich war das Geschrei, bestialisch der Gestank und blutrot färbten sich die Sümpfe des Schlangenflusses, als die Kaimane ganz im Sinne der Yanomami triumphierten, die besten Kriegerinnen der Amazonen zerfleischten.

Und ausgelöscht war das stolze Volk der Amazonen, als die Yanomami auf ihren Streifzügen durch die Regenwälder keine der männermordenden Kriegerin mehr aufspüren konnten. Sie waren alle tot. Das sagenhafte Frauenvolk mit der grausamen Herrlichkeit römischer Legionen gab es nicht mehr, hatte aufgehört zu existieren.

Es wurde zum Mythos, an den bis zum heutigen Tag allein nur ihr Name erinnert, bekannt als der urgewaltig große Strom des Amazonas.

## Neuntes Kapitel

### *Pachamama*

**ES** war Capote, der alte Fährmann vom Stamme der Urus, der sie in seinem Boot aus Tortora-Schilf bis zur Südspitze des Titicaca-Sees brachte. Eine Unterhaltung war nur mit Gestensprache möglich, denn Uruquilla beherrschten weder Huitzil noch seine Gefährten. Während der Überfahrt in Ufernähe wies Capote öfters auf den See hinaus. Dann sahen sie in der Ferne große, schwimmende Inseln aus Tortora-Schilf. Diese Inseln waren Zufluchtsorte für die Urus. Dorthin zogen sie sich zurück, wenn mit einem Angriff der Spanier zu rechnen war. Hier auf diesen Inseln lebten sie von den mitgebrachten Nahrungsmitteln des Umlandes: Kartoffel, Gerste, Quinea und Mais, alles lebenswichtige Nutzpflanzen, die sie unweit des Ufers in den fruchtbaren Boden gesetzt hatten. Mehr noch aber lebten sie vom Fischfang. Andenkärflinge und Welse gab es reichlich im Titicaca-See. Diese schmackhaften Fische waren insbesondere in Notzeiten die Lebensgrundlage für die Urus, wenn sie einer längeren Belagerung der Spanier standhalten mussten. Und dass sie das konnten, hatten sie den Spaniern schon mehr als einmal bewiesen, so wie die Mapuche in den Pampas des Südens, die als unbesiegbar galten. Weder die Urus noch die Mapuche konnten niemals wirklich von den Spaniern gänzlich besiegt werden.

Vor allem die Mapuche, ein wildes, freies Steppenvolk, gingen keiner Auseinandersetzung mit den Spaniern aus dem Wege. Mit ungeheuerem Mut und Siegeswillen gelang es ihnen ein ums andere Mal, die weißen Fremdlinge aus ihrem Land zu vertreiben, sie in blutigen Kämpfen bis an die Grenze Perus zurückzudrängen. Diese Kunde erreichte auch die Yanomami in Amazonia. Als dann die schwarzen Pocken ausbrachen, die von den Spaniern eingeschleppt worden waren, starben unzählig viele Yanomami an dieser furchtbaren Seuche. Um diesem Massensterben zu entgehen, solange man noch konnte, entschlossen sich Huitzil und eine kleinere Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, die verpestete Tropenwelt von Amazonia zu verlassen, auch wenn es ein langer, gefährlicher Weg werden würde, den es zu bewältigen galt. Ein Ziel hatten sie jedenfalls. Nach Süden zu den Mapuche wollten sie, um mit ihnen in klarer, frischer Luft unter dem weiten Himmel von Pachamama, der guten, alten Mutter Erde, zu leben. Wenn auch die unglaublichen Strapazen der langen Wanderung von jedem die letzten Kraftreserven abfordern würden, waren sie doch voller Zuversicht, als sie Abschied von Capote, dem alten Fährmann der Urus nahmen und ihm die Überfahrt mit Goldreifen aus dem Schatz der Amazonen bezahlten.

Mit Hanfshlingen eingefangene Lamas halfen ihnen, die Lasten des Gepäcks über die weiten, kargen Hochebenen der Anden zu tragen, deren Schneegipfel im Westen beim allabendlichen Untergang der Sonne zu einem grandiosen Schauspiel wurden. Ehe noch die Schatten der Nacht auf die Schneefelder

fielen, wogte am hellblauen Himmel ein dunkelrotes Wolkenmeer, aus dem mit der ersten, zarten Röte des nächsten Morgens eine einzelne, bizarre Wolke von indigenem Rot entschwebte. Wie vorher schon die Mapuche, ihre amazonischen Blutsverwandten, würden sie dieser Wolke folgen und auf herrlichen Pferden reiten, wilder und ungestümer noch als die Spanier, die diese prachtvollen Rosse arabischen Blutes aus Andalusien mitgebracht hatten, um auf ihrem Rücken eine neue Welt zu erobern.

Doch zunächst blieb alles ein Traum. In Wirklichkeit war es die ungewohnt brutale Hitze, das Dickicht der Trockenwälder, der Morast gefährlicher Sumpfgebiete und die dichten Dornbuschsavannen des Gran Chaco, die es für viele Sonnen und Monde zu durchqueren galt. Dort lauerten Puma, Ozelot und der Jaguar, die größte Raubkatze dieser Gegend. Seine Sprungkraft war gewaltig. Blitzschnell erfolgte der Angriff auf die Beute. Mit einem Prankenhieb und tödlich finalem Kehlenbiss riss er Pekaris, wilde Chacoschweine, trottelige Tapire, wurzelfressende Rüsselgreiftiere im Unterholz bei Nacht und manchmal in der Morgendämmerung mit unbändig, heißer Gier auf Fleisch sogar auch kapitale Hirsche beim Äsen im Schutz des Rudels.

Während auch sie, die Flüchtlinge und südwärts ziehenden Nomaden aus Amazonia als Jäger unterwegs waren, um Fleisch zu machen, ermahnte Huitzil seine Leute zur Wachsamkeit: „Seid auf der Hut vor dem Jaguar, wenn euch euer Leben lieb ist! Ihr Männer, versucht nicht, euch stolzen Herzens mit seinem Fell zu schmücken oder euren Frauen zu imponieren, indem ihr für sie das kleinere aber höchst kleidsame eines Ozelots erbeutet. Denn wo der Ozelot ist, ist meist auch sein großer Bruder, der Jaguar. Dem sind nur die wenigsten von euch gewachsen. Ich möchte keinen Mann verlieren, hört ihr!“ Die Männer nickten, obwohl das Jagdfieber in ihren Augen leuchtete.

Immer wieder warnte Huitzil sie vor diesem unberechenbaren Raubtier. Einige von ihnen aber hatte das Jagdfieber so sehr gepackt, dass sie es trotz aller Warnungen nicht lassen konnten den Jaguar zu jagen. Sie bezahlten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben, hinterließen klagende Frauen und Kinder ohne Vater. Umso eindringlicher warnte Huitzil die anderen, fühlte sich aber vor den Gefahren dieser Wildnis erst dann einigermaßen sicher, als er die ersten Mähnenwölfe und Pamapasfüchse zu sehen bekam. Da wusste er, dass sich ihnen das große weite Land auftat, Pachamama, wo sie ihre neue Heimat finden würden. Die Tupis ließen sie unbehelligt durch ihr Stammesgebiet ziehen, da sie merkten, dass sie keine Absicht hatten, sich in ihrem Land niederzulassen.

Der erste rote Bruder vom Stamme der Mapuche, den sie zu Gesicht bekamen, war ein Machi, ein Schamane, der es von altersher verstand, sein Volk im Glauben an Pachamama zu stärken. Er war allein, saß wie seine Vorväter im Ahnensitz der Indionas auf einem sanften Hügel, rund, rottönern durchhädert und gewölbt wie der Schuppenpanzer einer Riesenschildkröte.

Der Machi blickte zum Himmel, dann zur Erde und in die Ferne. Sein graues, langes Haar flatterte im Wind der Pampas. Über das hagere Asketengesicht ging



ein kaum merkliches Zittern. Die fremden Männer von wilder Schönheit, schlankem Wuchs und bronzebrauner Hautfarbe, die sich ihm in gebückter Haltung mit großer Vorsicht näherten, schien er nicht wahrzunehmen. Seine Lippen bewegten sich unentwegt, so als spräche er die Litanei eines Mandalas mit den Göttern. Der Machi aber sprach im Geiste zu Pachamama: „Oh, Mutter Erde, wir alle sind in deiner Schuld. Du hast uns Leben gegeben und reiche Ernte beschert. Du wirst sicher Hunger und Durst haben. Trinke von diesem Blut, dem Hengstblut eines erstgeborenen, weißen Lamas.“

Vor ihm stand eine Tonschale, die er mit beiden Händen ergriff. Die Schale im Schoß haltend, sagte er von meditativer Andacht zutiefst erfüllt: „Nimm dies Opfer dankend an. Stärke und labe dich daran, Pachamama.“

Mit diesen Worten schüttete der Machi das Blut aus der Schale auf die Erde. Wenig später war es im Boden der Mutter Erde versickert. Ein leichtes Beben von ungeheurer Zärtlichkeit kam auf. Mutter Erde bedankte sich für die *vilancha*, das Blutopfer, bei ihrem wohlwollenden Spender, dem ein demütig feines Lächeln über das Gesicht ging, als er sagte: „Ja, ich spüre dich, liebste, allgütige Mutter. Tief in dir ist auch das Feuer, das unser aller Leben verändert.“

Dann schwieg der Machi mit geschlossenen Augen. Nach einer Weile hörten die Kundschafter der Yanomami ihn sagen: „Ich habe euch erwartet. Kommt her, tretet näher!“

Der Machi stand auf und ging zum Westrand des Hügels. Das Licht der noch Wärme spendenden Abendsonne im Rücken, kamen ihm Huitzil und seine Männer entgegen. Huitzil legte die rechte Hand auf sein Herz. Der Schamane der Mapuche erwiderte den Gruß mit gleicher, herzblutwarmer Geste und begrüßte ihn mit den Worten: „Seid willkommen, ihr, meine roten Brüder vom Stamme der *Onas*. Euer Weg war weit und voller Gefahr. Viele von euch sind unterwegs gestorben. Aber ihr habt es geschafft, seid hier am Ende eurer Reise.“

Der Machi unterbrach seine Rede, blickte ernst und traurigen Gesichtes in die Runde. Ein warmer, feucht schimmender Glanz war in seinen großen, dunkelbraunen Augen, als er mit einem weichen, melancholisch klingenden Timbre in seiner Stimme fortfuhr zu sprechen: „Ihr müsst erschöpft sein, wenngleich ihr so ausseht, als wärt ihr erst gestern aus dem Land von Amazonia aufgebrochen.“

„Wie gut er unsere Sprache spricht, eine aztekische Mundart des Yanomami?! Aber er nennt uns *Onas*. Seltsam. Was macht ihn so sicher, dass er glaubt zu wissen, wer wir sind, und woher wir kommen?“ wunderte sich Huitzil. Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, wagte aber kein Wort zu sprechen und hörte genau zu, was der Machi sagte.

„Ich bin unendlich stolz, dass der Schamanen älteste Überlieferung nach undenkbar vielen Sommern und Wintern endlich in Erfüllung geht. Kommt mit ins Bruderlager der Tehuelche, ehe es Nacht wird. Dort stärkt euch am Fleisch des weißen Lamas, dass wir gemeinsam essen werden. Es ist das Fleisch des Opfertieres, mit dessen Blut ich Pachamama tränkte.“

Huitzil fasste sich ein Herz und brach sein Schweigen, das von ehrfürchtiger Bewunderung geprägt war. Er sagte voller Achtung: „Dem Großen Geist sei Dank! Er schickt uns zur rechten Zeit euch, o Herr, den Machi der Mapuche.“ Im selben Augenblick, als ihm diese Worte in den Sinn kamen, erinnerte er sich an seinen verstorbenen Vater Ahutal, den letzten Schamanen der Anasazi, dem dieser Mann so ähnlich war.

„So kommt mit mir, folgt Anasazi!“ Als Huitzil diesen Namen hörte, traf es ihn wie ein Blitz aus der überzeitlichen Welt der Ahnen und Geister. „Das kann nicht sein, nein, eine derartige Reinkarnation über einen solch ungeheuer langen Zeitraum ist undenkbar, einfach von absolut unvorstellbarer Dimension!“ Sein Vater Ahutal hatte ihm von einem Schamanen der Urzeit erzählt, der mit seinem Volk vom hohen Norden übers Meer gekommen sei und Anasazi, wie der Machi der Mapuche, hieß.

Huitzil bemühte sich, einen klaren Kopf zu behalten, den Weg zurück in die Wirklichkeit dieser Welt zu finden, was ihm nur kläglich gelang. Eher kleinlaut sagte er: „Wir müssen einen Umweg machen, zuerst unsere Frauen und Kinder aus dem Versteck herbeiholen. Sie hausen in Erdlöchern der Pampa und warten auf unsere Rückkehr.“

Ein Lächeln verklärte das von Falten zerfurchte, rotbraune Antlitz Anasazis, der ganz erfüllt vom Wissen eines weisen Sehers sagte: „Dort im Bauch von Pachamama kann man gut leben. Da ist man sicher und geborgen, wie ein Ungeborenes im Mutterleib. Aber gut, wir werden diese Geburt sofort einleiten, wenn ihr mich dorthin führt, wo wir diese hilflos harrenden Geschöpfe aus dem Schoß von Mutter Erde hervorholen können.“

Anasazi ging an der Seite von Huitzil und dem Gefolge seiner Jagdgefährten voraus, bis sie zu der Stelle kamen, wo es, unter dichtem Pampagras verborgen, ein weit verzweigtes, unterirdisches Labyrinth von Stollen und Gängen gab, in dem sich auch die ins dunkle Erdreich eingegrabenen Behausungen der Frauen und Kinder befanden, kaum sichtbar für umherschleichende Feinde wie Mensch und Tier.

Der Wind hatte sich gelegt. Es dämmerte. Binnen kurzem wurde es dunkler und dunkler, und bald schon zog der Mond am Nachthimmel herauf, beleuchtete mit gespenstischem Schein die weite Ebene der wilden Pampa.

„Seht dort, da sind sie!“ rief Huitzil. „Aber was ist mit ihnen? Sie stehen vor den Behausungen und scheinen auf uns zu warten!“ Von älteren Kriegern des Stammes umgeben, standen Frauen und Kinder verängstigt und dicht gedrängt auf einem Feld unter freiem Himmel. Gar prächtig funkelten die Sterne. Übergroß war das Kreuz des Südens am Firmament zu sehen.

„Die Erde hat gebebt. In ihr ist Feuer und Pachamama hatte Wehen“, meinte Anasazi. Seine Stirnfalten glätteten sich, die Anspannung im wettergegerbten Gesicht verschwand und wich einem Anflug von heiterer Gelassenheit. „Es ist ihnen nichts Böses geschehen. Sie sind zwar noch ein wenig verstört, haben jedoch diese, ihre neue Geburt ansonsten recht gut überstanden. Gehen wir zu

ihnen und bringen sie ins Stammeslager der Tehuelche, Mapuche-Brüder, nicht weit von hier, die sich ihrer annehmen werden. Alle sind dort willkommen. Es sind ihre Brüder und Schwestern, die sie jeder Zeit bei Tag oder Nacht mit Freude aufnehmen werden. Unermesslich viele Sommer und Winter haben sie schon auf euch gewartet.“

Die Tehuelche-Mapuche waren Jäger und Sammler, die solange an einem Ort blieben, wie es dort essbare Pflanzen oder Wildbret, Vögel und Fische zum Jagen gab. Wenn die Nahrung knapp wurde, zogen sie als Halbnomaden in kleinen Familienverbänden auf den Pampas von Patagonien umher. Frei von jeglicher Herrschaft, gab es nur im Kriegsfall Häuptlinge bei ihnen, unter deren Führung sie sich für die Dauer der Kämpfe unterordneten. Ansonsten galt das Gesetz der Sippe, die das Zusammenleben verschiedenster Gruppen von Blutsverwandten ermöglichte. Freiheitsliebende, unverfälscht wilde Rothäute, wie sie es waren, duldeten keinerlei Zwänge. Anders als die Maya und Azteken kannten sie keine Götter und eine ihnen untertänigst dienende Priesterschaft, die Menschenopfer verlangten. Bei den Mapuche war dies ein Unding. In ihrer Sprache, dem Mapudungun, bedeutete *Che* „Mensch“ und *Mapu* „Erde“. Alle Mapuche verstanden sich als „Menschen der Erde“, die allein Pachamama verehrten und ihr, der gütigen Mutter Erde, vor jeder Mahlzeit ein Opfer darbrachten. Dabei ging es ihnen darum, das Gleichgewicht gegensätzlicher Kräfte in der Natur zu erhalten. Pachamama gab ihnen Speise und Trank, wenn sie Hunger und Durst hatten, und sie gaben Pachamama zum Dank von ihrer Speise und jedem Getränk, das sie zu Munde führten. Der erste Schluck gebührte Pachamama. *Chall'a*, nannten sie dies Trankopfer, das auch der Erhaltung von Pachamamas Gunst für das kommende Wachstum und die Ernte aus ihrem Erdschoss diene.

Lämmer und ein junges Lama schmurgelten über mehreren offenen Feuern, als Machi Anasazi und die fremden, roten Brüder aus Amazonia das Lager der Tehuelche am Rio Azul erreichten. Erschöpft waren sie alle, die Männer, Frauen und Kinder vom Stamme der Yanomami. Die Erde hatte gebebt, und sie unwahrscheinlich großes Glück gehabt, dass die meisten von ihnen aus den unterirdischen Behausungen herausgekommen waren. Einige aber waren von den implodierenden Erdmassen verschüttet worden. Ein grässliches Trauma, bei lebendigem Leib im Dunkel der Erde erdrückt zu werden. Angst und Schrecken wichen erst aus ihren Gesichtern, als sie nach dem kräftezehrenden Marsch durch die Nacht schon von weitem den Duft gebratenen Fleisches rochen, der all ihre Lebensgeister mit einem Mal mobilisierte.

Es war zu jener frühen Stunde des Tages, als eine Wolke rot wie Blut in der Morgendämmerung heraufzog und Machi Anasazi umringt von Angehörigen seines Stammes sagte: „Ja, sie sind es, die Nachkommen der *Onas*, deren Ankunft uns dereinst Stammesvater Pacha verhieß. Er, der sagenhafte Sohn

unserer polynesischen Ureltern Ano und Inka, sprach von einer roten Wolke, die ihnen vorausziehe und allen den Weg bis ans Ende der Welt zeigen würde, dort, wo die Yaganes auf Fischfang in Kanus mit offenen Feuerstellen einherfahren, um sich vor der Kälte des Südmeeres zu schützen.“ Anasazi wies hinter sich auf die erbarmungswürdige Gruppe der völlig erschöpften Flüchtlinge. „Nehmt sie auf. Es sind eure Brüder und Schwestern.“

Ein rothäutiger Hüne, der in nächster Nähe an einem Feuer stand, blickte herüber zu Anasazi und Huitzil. Barfüßig und mit nackter Brust drehte er in aller Gemütsruhe den Spieß des Lamas. Bekleidet war er nur mit einer Chiripa, einer dreiviertellangen Hose aus indigoblauem Leinen und einem Stirnband von gleicher Farbe.

„Und aus diesem Volk kühner Seenomaden stammen wir beide ab“, meinte Yamanas, der breitschultrige, hochgewachsene Yagane am Feuer, den Lamaspießbraten mit wildwürzigem Kräutersud ablöschend. Yamanas hatte auffallend große Füße, die ihn wahrlich zu einem patagonischen Riesen machten. Er grillte nicht nur das Fleisch, sondern röstete auch mit Knoblauch und Olivenöl getränktes Brot auf heißen Steinplatten in der Glut des Feuers, eine besondere Delikatesse der Pamapasindianer, die mit Fleisch oder Fisch gleichermaßen gut schmeckte. „Anasazi, erinnert ihr euch noch daran, wie köstlich die Fische des Südmeeres waren, wenn wir sie in unseren Kanus bei Eiseskälte über dem Feuer brieten und mit Heißhunger verzehrten?“

„Wie könnte ich je diese Köstlichkeit meiner Jugendzeit vergessen?! Wenn das Fleisch der Lämmer und des Lamas nur halbwegs so gut schmeckt, wird es ein Festschmaus werden.“

„Es wird! Gemach, mein altwerter Schamanenfreund! Hier ist Iwin Kofke, geröstetes Brot. Nehmt schon mal davon auf die Hand und hockt euch mit allen anderen auf die Erde nieder. Doch ehe es Fleisch gibt, werde ich das Herz des Lamas Pachamama opfern, um ihr, mehr noch als mit einer Blutspende, Freude zu bereiten. Das Herz ist das Höchste, was von jedem Lebewesen gegeben werden kann. Ihr anderen schmückt indes Pachamama. Streut Cocablätter auf den Boden unserer Mutter Erde, ehe ihr einen Bissen zu euch nehmt, damit sie uns allen gewogen bleibt.“

Das Herz des Lamas lag auf einem Stein neben dem Feuer. Yamanas kniete nieder, grub mit beiden Händen ein Loch in den Boden und legte das blutige Herz mit dem Stein hinein. Cocablätter und wilde Blumen darüber streuend, verneigte er sein Haupt tief bis zur Erde und küsste sie. Mit dem Mund am Boden verharrte er einen Augenblick. Er schmeckte die herbe Süße von Mutter Erde auf seiner Zunge, betete ein stilles Gebet zu Pachamama, und dankte für die tägliche Nahrung aus ihrem Schoss, dem alle Pflanzen, Tiere und Menschen entwachsen, denen sie Leben schenkte, jede Art von einander abhängig bis zum Tode.

Wenig später stand Yamanas auf. Zwei Männer halfen ihm, das Lama vom Bratspieß zu nehmen und auf einen Holzblock neben dem Feuer zu legen.

Dorthin brachte sie auch die knusperig braun gegrillten Lämmer. Yamanas griff zum Gürtel, zog das Messer hervor und zerlegte auf dem Holzblock mit gekonnt schnellen Schnitten das zarte, leicht gebräunte Fleisch des Lamas. Ein Leckerbissen besonderer Art.

Frauen mit Kindern kamen herbei. Neugierig aber gehorsam waren die Kinder. Ihre Mütter gingen überaus zärtlich, aber dennoch klar bestimmend mit ihrem Nachwuchs um. Sie waren im besten Alter einer Frau. Gekleidet mit einem dunkelblauen Umhängetuch und roter, reich verzierte Schärpe, trugen sie darunter eine Kemal, ein viereckiges schwarzes Wickeltuch, das an einer Seite über die Schulter gezogen wurde. Es gab hübsche, heiratsfähige Mädchen unter diesen Frauen. Auf handlichen Holzbrettern wurde das Fleisch von ihnen an die Neuankömmlinge herumgereicht. Dazu gab es geröstetes Brot und heißen Tee, grünen Mate oder klares, frisches Wasser aus dem Fluss. Nicht umsonst hatten die Spanier dem Fluss den Namen Rio Azul gegeben, denn sein Wasser war von ebenso herrlich blauer Farbe wie der weite Himmel über der Pampa Patagoniens.

Im Steppengras am Ufer des Flusses saßen an diesem Morgen zweihundert kräftige Gestalten beim Frühstück und ließen sich das Fleisch des Lamas und der Lämmer schmecken. Es wurde viel unter den Männern erzählt. Über abenteuerliche Erlebnisse, Liebschaften oder Kriege mit den Spaniern. Man wollte sich zum großen Palaver mit den anderen Stämmen der Mapuche am Silbersee, dem Lago Argentino, treffen. Hutzil erzählte vom Krieg mit den Amazonen. Die Yanomami waren zwar nach jahrelangem Kampf siegreich aus diesem Dschungelkrieg hervorgegangen, aber alles war ein unvorstellbar fürchterliches blutiges Gemetzel gewesen. Am Ende waren es die Kaimane in den Sümpfen, die auch den letzten Amazonen bei all ihrer Kühnheit den Garaus machten. Und er, Hutzil, hatte sie in diese absolut tödliche Falle gelockt, in der sie elendig umkamen.

Während des Essens fiel sein Blick auf eine junge Mapuche, die ihm sehr gefiel. Auch sie schien ihn zu mögen. Das Mädchen kam mit einem Flaschenkürbis in der Hand herüber und brachte ihm heißen Mate.

Er hielt ihr seine leere Tonschale entgegen. Die bronzebraune Farbe ihres Gesichtes wurde um eine Nuance dunkler, als sie unwillkürlich beim Nachgießen des Tees ihm in die Augen schaute. „Sie ist sehr schön, so jung, hat wunderbare große, dunkle Augen“, dachte Hutzil. „Ja, sie muss ein gutes Herz haben, ist keine von diesen männermordenden Amazonen.“

Er war fasziniert. Erst der schmerzende Daumen seiner rechten Hand erinnerte ihn daran, diesen aus dem heißen Tee zu nehmen. Er verzog keine Miene, tat so, als sei nichts geschehen. Der Schmerz des verbrühten Daumens wurde erträglich, als sie ihm ein Lächeln schenkte. Er wollte sie nach ihrem Namen fragen, da war sie schon unterwegs zu den anderen Frauen, die ihre Kinder im Fluss badeten. „Ihr Gang ist leicht, schwebend und beschwingt, so wie der eines Vogels nach dem ersten Flug im Sommerwind der Pampas, wenn er sich bei der

Landung glücklich im Geäst eines Baumes wiegt. Ja, sie wirklich wunderschön. Aber ich fürchte, ich bin zu alt für sie.“

Huitzil machte sich keinerlei Hoffnung und verdrängte seine Gefühle, die er für dieses Mädchen empfand. Schade, sie hätte er gerne zur Frau genommen. Die anderen Frauen in seinem Leben hatten ihm nicht viel bedeutet. Sie teilten das Lager mit ihm für meist nur eine Nacht und waren angenehme Gespielinnen seiner Lust. Kinder waren nicht gezeugt worden, und so verliebt war er nie in eine von ihnen gewesen, um sie zu ehelichen. Er war gewarnt durch die blutigen Kämpfe mit den Amazonen, wusste, wie grausam Frauen sein können. Allein seine Mutter hatte er wirklich geliebt. Und dies Mapuche-Mädchen hier im Lager der Tehuelche hatte im äußeren Erscheinungsbild wie auch in ihrem Wesen verblüffend große Ähnlichkeit mit ihr, seiner ihm unvergesslich gebliebenen Mutter. Sie war sanftmütig und gutherzig. Obschon er kein Wort mit dem Mädchen gesprochen hatte, war er sich seiner sicher, dass ihre Augen nicht lügen konnten, denn es spiegelten sich in ihnen die Unschuld einer Kindseele und der ihrer Jungfräulichkeit.

Ein immer lauter werdendes Gewirr von Stimmen drang an das Ohr von Huitzil. Es war ihm, als würde er aus einem Traum erwachen, denn erst in diesem Augenblick sah er, wie angespannt die Gesichter seiner Gefährten waren. Im Kreis lagerten sie um ihn herum, bildeten schweigend einen Schutzwall und starrten mit einer Hand am Messer ihres Gürtels auf einen imaginären Punkt in der Mitte des Menschenknäuels am Flussufer. Irgendetwas von ungeahnter Bedeutung war dort im Gange. Höchst ungewöhnlich war das Verhalten dieser Pampa-Indianer vom Stamme der Tehuelche, die wie alle Menschen mit roter Hautfarbe von Geburt an gelernt hatten, sich in der Gewalt zu haben und nur selten ihre Ruhe verloren. Doch dann geschah etwas, wofür es keine Erklärung gab. Eine Stimme übertönte den Tumult der aufgebracht Menge, und Huitzil hörte den Machi mit sonorer Stimme beschwichtigend auf die wütende Menge einreden: „Alles ist anders in diesem Sommer. Lasst uns noch vor Anbruch der Regenzeit aus den geliebten Jagdgründen unserer Heimat aufbrechen!“

Spitze, gellend wilde Schreie, aufbrandendes Gejohle und weitere spontane Kundgebungen des Missfallens und Unmuts waren die Antwort der Menge, die Machi Anasazi auf einem erhöhten Felsvorsprung stehend umgab.

„So gebt doch Ruhe! Hört einmal her, ja, hört mir zu, ihr Leute! Wir müssen nach Süden zum Silbersee ziehen, dem Lago Argentino, wie die Spanier das „Große Wasser“ der Götter nennen. Dort treffen wir uns mit anderen Stämmen der Mapuche. Wir werden gemeinsam beraten, was zu tun ist, wenn die Spanier weiter in unser Land vordringen. Es gibt viel Silber hier in diesem, unserem weiten Land, das im Süden bis zu den Gletschern der Berge reicht. Für die Spanier lohnt es sich offenbar nicht nur für Gold, sondern auch für Silber in den Kampf zu ziehen und alles niederzumachen, was sich ihnen bei der Suche dieser dämonisch verruchten Metalle in den Weg stellt. Sie sind auf dem Vormarsch!

Wir müssen handeln, alle gemeinsam und sofort, wenn wir weiterhin so frei leben wollen, wie Pachamama es unseren Vorfahren und uns für viele Sommer und Winter erlaubte! Also macht euch bereit zum Aufbruch! Die Zeit drängt!“

Schon während der Rede des Machi war es merklich ruhiger geworden. Am Ende herrschte betretenes Schweigen und Ratlosigkeit. Die Jagdgründe ihrer Heimat aufzugeben, war für die meisten von ihnen undenkbar. Es waren gute Jagdgründe, und das Land war fruchtbar. Pachamama meinte es gut mit ihnen. Hier wollten sie seßhaft werden und nach vielen Jahren des Wanderns durch die Steppe keine Nomaden mehr sein, die auf der Suche nach Nahrung immer wieder aufs Neue umherzogen.

„Wir leben jetzt in Lehmhäusern, auf fester Erde gebaut, ganz ohne Stein- oder Holzböden, damit wir Pachamama nah sind. Und unsere Mutter Erde ist gütig, gibt uns hier all das, was wir zum Leben brauchen. Unseren Frauen und Kindern geht es gut. Sie fühlen sich wohl. Warum sollten wir von hier fortgehen?“ meinte einer der Männer, ein wetterfester Fischer in vorderster Reihe, der seine Familie mit Forellen und Percas, fetten Barschen aus dem Fluss seit Jahren schon versorgte. Er fing die Fische zum Vergnügen mit der bloßen Hand oder warf große, engmaschige Netze aus, die von Yolinda, seiner ältesten Tochter in der Trockenzeit geflickt wurden. „Kein Fisch kann aus dem Knüpfwerk ihrer Maschen entschlüpfen“, dachte der Fischer, stolz auf seine Tochter.

Yolinda war ein apartes, auffallend hübsches Mädchen, sein ein und alles, und eine echte Vatertochter, die kaum glauben konnte, was sie an seiner Seite hörte, als der Schamane des Stammes sagte:

„Weil euch die Spanier alles nehmen werden!“

„Hier gibt es kein Gold und Silber, weder im Fluss noch in der Erde. Und an Wasser, Fischen oder Erde werden sie wohl kaum interessiert sein.“

„Da täuscht du dich, Ismunio. Ihnen ist nichts heilig. Sie können alles gebrauchen. Den Spaniern eilt kein guter Ruf voraus. Unsere Vetter und Cousinen aus Amazonia kennen sie nur allzu gut.“

„Mag sein, und wer immer mit euch ziehen will, der gehe, ich aber werde mit meiner Familie hier an den smaragdgrünen Wassern dieses Flusses bleiben. Ugh, ich habe gesprochen!“

Und so wie Ismunio, der aufrichtig sprechende Fischer, dachten noch andere vom Stamme der Tehuelche-Mapuche. Unter den Jägern und Nomaden gab es seßhafte Bauern, die Mais und Kartoffeln anpflanzten. Einer von ihnen, ein kerniger Mann mit breiten Schultern und großen, klobigen Händen trat vor, kniete sich auf den Kieselstrand des Flussufers nieder und sagte: „Pachamama würde uns nie verzeihen, wenn wir ihre gute Erde verschmähten und sie verließen.“

Machi Anasazi machte einen letzten Versuch, die Wankelmütigen unter den uneinsichtigen Leuten umzustimmen und den Sprecher der Bauern von der Richtigkeit seines Handelns zu überzeugen.

„Aber wenn die Spanier kommen, werdet ihr sie, Pachamama, eure Scholle, verlassen müssen. Sonst würdet ihr hier an Ort und Stelle von ihnen, diesen finster dreinblickenden, grimmbärtig bösen Bleichgesichtern, im Nu und ohne Gnade erbarmungslos getötet werden!“

Trotzig blickte ihn der bodenständige Pampabauer an, einen Kieselstein in der Hand, bereit zum Wurf. Er überlegte, zögerte, bis ein ätherisch feines Leuchten höherer Erkenntnis über sein von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht ging. Den Kieselstein in den Fluss werfend, sagte er: „Dann würden wir bei Pachamama in der Heimerde sein, unsere Gebeine in Frieden und in alle Ewigkeit dort ruhen, in ihrem Schoß, aus dem wir einst gekommen sind.“

Machi Anasazi schwieg, gab sichtlich betroffen auf und scharte jene Männer, Frauen und Kinder um sich, die bereit waren, ihm zu folgen.

Der Stamm spaltete sich in zwei Lager. Huitzil musste sich entscheiden, ob er mit den seinen an der Seite von Anasazi und Yamanas, den beiden Yagänen, und dem Rest der Tehuelche gen Süden ziehen wollte. Es fiel ihm nicht leicht, denn nur schweren Herzens konnte er sich von dem hinreißend schönen Traumbild des unbekanntes Mädchens trennen, das ihm nach dem kräftezehrenden Nachtmarsch durch die Pampa in der Dämmerung des Morgens am Flussufer heißen Tee brachte, jenen smaragdgrünen, unwahrscheinlich belebenden Mate zum Frühstück in seine Schale einschenkte, der schon beim ersten Schluck und Blick über das ovale Rund des Gefäßrandes die unsterbliche Macht der Liebe in ihm weckte.

Huilliche, die Machupe des Südens, preschten in vollem Galopp und leicht gebeugter Haltung auf dem Rücken wilder Pferde über die weite Ebene der Pampa am Fuße der grünen, hochgewachsenen Bergwälder. Sie kamen von Westen, dorthin, wo im Abendblau die Schöpfergottsonne Intis unterging, und wo in der Ferne die Gletscher und schneebedeckten Gipfel der Anden mit majestätischer Erhabenheit in den wolkenlos klaren Himmel emporragten.

Aus östlicher Richtung kamen ihnen Pehuenche, die kühnen Mapuche des Nordens, mit einer gewaltig großen Schar berittener Krieger entgegen. Sie waren gut bewaffnet, nicht nur mit Lanzen, Pfeil und Bogen, nein auch mit Bolas, Macheten und erbeuteten Hakenbüchsen.

Die Tehuelche, die zu Fuß mit wenig Proviant, gewöhnlichen Jagdwaffen und leicht tragbaren Hausrat in ihren wildledernen Rucksäcken von Norden herkamen, sahen auf dem schroff nach Süden abfallenden Grat einer Berghöhe umherschauend, wie sich am Ende eines immer breiter werdenden Tales die gewaltige Staubwolke in der Ebene lichtete und ihre Stammesbrüder wenig später vor ihren Augen sichtbar wurden. Ja, da waren sie! Dort unten, mitten in der grenzenlosen Weite der Steppe trafen sie zusammen, stolz auf ihren Pferden sitzend und mit feierlicher Herzlichkeit sich von Mann zu Mann wie Brüder eines Blutes begrüßend.



„Was sehen meine Augen? Rauchwolken!“ rief Chechaco, der Anführer der Pehuenche. „Die Spanier kommen von Norden über die Berge!“

„Wo sieht mein Bruder den Rauch des Feuers?“ fragte Lakusco, der Große Jaguar und Anführer der Huilliche. „Dort!“ sagte Chaco mit einer Hand in die Richtung des aufsteigenden Rauchesweisend. Lakusco drehte sich um und schaute über den Rücken seines Pferdes hinweg in jene Richtung, wo kleine, weiße Rauchwölkchen in regelmäßigen Abständen, aber mit unterschiedlich langer Zeitdauer ins dunkler werdende Blau des Himmles emporstiegen. Ein kurzer Blick Lakuscos genügte: „Keine Spanier, die Tehuelche kommen!“ meinte er und Yaku, ein Mann mit den Augen eines Raubvogels, bestätigte seine Annahme. Yaku war der Falkner der Huilliche. Auf seine Augen war Verlass. Aber schärfer noch waren die des pechschwarz gefiederten Raubvogels auf seiner Schulter, dessen Krallen Yaku durch das lederne Schutzpolster spürte, als er sagte: „Ja, sie sind es. Machi Anasazi ist mit seinen Leuten auf dem Weg zum „Großen Wasser“, um dem Hohen Rat der Mapuche beizuwohnen. Das sagen die Rauchsignale!“

„Sie kommen spät“, murrte Chechaco.

„Aber sie kommen!“ freute sich Lakusco. „Sie haben uns hier unten in der Ebene gesehen und grüßen ihre Brüder!“

„Wir könnten den Gruß erwidern“, sagte Yaku und strich mit einer Hand dem Vogel über das feuerrote Brustgefieder. Der Vogel schien die Liebkosung seines Herrn und Meisters zu mögen, saß ruhig, aber wachsamem Auges auf Yakus Schulter.

„Wie das? Die Strahlen der Sonne sind nicht mehr stark genug, um ihnen mit blanken Messerklingen oder der blinkenden Medizin unserer Zauberspiegel Lichtzeichen zu geben. Es ist bereits zu dunkel“, wunderte sich Chechaco.

„Aber nicht für Yakus Vogel“, gab Lakusco lächelnd zur Antwort.

„Soll ich den Nachtfalken aus Feuerland fliegen lassen?“

„Ja, sogleich! Mit einer Botschaft am Fuß für Machi Anasazi. Hier ist der Lederstreifen, auf dem die Zeichen stehen, die er zu deuten weiß. Er soll wissen, dass wir ihn dringlichst erwarten, und er umso mehr mit all seinen Leuten höchst willkommen ist. Auch gibt es eine Warnung, wo er in den Bergen besonders achtgeben muss, um den Spaniern nicht in die Hände zu fallen.“

„Sehr gut, schlauer Bruder Großer Jaguar!“ meinte Chechaco, während Yaku den schmalen Lederstreifen mit der Botschaft von Lakusco entgegen nahm.

Überreicht von Pferd zu Pferd, band Yaku, der Falkner, dem Vogel die auf weißem Guanakoleder mit glühender Holzkohle schwarz eingebrannte Botschaft fest um eine der beiden Fußkrallen. Wenig später streckte Yaku seinen rechten Arm ins tiefdunkle Violettrot des Abendhimmels empor. Mit einem leichten Schwingenschlag schwirrte der Vogel von seiner Schulter, setzte sich auf die mit Leder behandschuhte Faust des ausgestreckten Armes. Yaku sprach zu dem Vogel, der ihn zu verstehen schien. Fiepende Laute von sich gebend, hob der Feuerlandfalke mit einem Mal ab, und flog im Dunkel der Nacht davon, der

Bergkette der Anden entgegen, des Freundes Wunsch unterm feuerroten Brustgefieder im Herzen:

„Yuami, flieg los. Ja, jetzt! Zeig, was du kannst. Orientiere dich am Ewigfeuer deiner Seele“, hatte Yaku leise und liebevoll zu ihm gesagt, Worte, die seiner Eitelkeit im Bewusstsein einer zu erfüllenden Mission schmeichelten.

Als der Vogel das Feuer auf der Bergkuppe sah, flog er darauf zu, dem Schein der Flammen entgegen und landete halb geblendet dort oben auf dem Fels. Die Schärfe seiner Augen hatte gelitten, aber die Botschaft überbrachte er voller Stolz, so wie es sich für einen Feuerlandfalken gehörte.

Machi Anasazi glaubte, den Schrei einer Eule zu hören. Dann sah er, wie aus der umherwirbelnden Glut und Asche des Feuers ein Vogel entstieg, den er nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. „Es ist ein Eulenfalke!“ dachte er erstaunt. „Einer der letzten seiner Art, die es nur noch auf Feuerland geben soll.“ Anasazi saß im Schamanensitz am wärmenden Feuer. Wohlige Müdigkeit überkam ihn. Er schloss die Augen, meditierte weiter, und fiel binnen kurzen erneut in Trance. Der Vogel aus dem Feuer hüpfte am Boden einher, spreizte die Flügel, ganz so, als wolle er jeden Augenblick fortfliegen. Glut und Asche fielen von seinem pechschwarzen Gefieder herab zur Erde.

„Ja, das ist er, ein Feuerlandfalke! Er kann am Tag und in der Nacht fliegen. Den muss ich haben!“ staunte Yamamas nicht schlecht, ohne dass ihm dabei ein unbedachter Ausruf spontaner Freude über die Lippen kam. Den Vogel aber musste er unbedingt haben, jetzt und hier am Feuer mit seinem Poncho fangen. Sich leise und vorsichtig aufrichtend, kam er im Nu mit einem leicht federnden Sprung aus der Hocke beinahe geräuschlos auf die Beine. Über Kopf den Poncho mit einem Ruck hinwegreißend, hielt er ihn dann in beiden Händen und umschlich damit den Vogel, bereit zum Wurf. Gerade eben, als er den Poncho auswerfen wollte, hüpfte der Vogel geschwind auf und davon, wobei er mehr flog als ging. Yamanas fluchte, sah aber dann, wie der Feuerlandfalke Machi Anasazi ganz zutraulich in den Schoß sprang und dachte: „Jetzt haben wir ihn!“

Aus seiner Meditation am Feuer erwachend, sah Machi Anasazi den Vogel auf seinem rechten Knie sitzen. Er war überrascht, spürte die scharfen Krallen des Vogels im Fleisch und wusste im selben Augenblick, dass ihn die Wirklichkeit dieser Welt wieder hatte. Was ihn aber noch mehr überraschte, war bei näherem Hinsehen die Tatsache, dass jemand am Krallenfuß des Vogels ein Lederband befestigt hatte. „Eine Botschaft!“ schoß es ihm durch Kopf. Mit äußerster Vorsicht streckte er seine Hand nach dem Vogel, um ihn nicht zu verscheuchen. Das war nicht nötig, denn der Vogel setzte sich voller Zutrauen auf seine geöffnete Hand. Dort verharrte er still und stumm. Es war ein sehr schöner Feuerlandfalke, der ihn mit klugen Augen anschaute, so als wolle er sagen: „Ich habe etwas von Wichtigkeit für dich, Schamane. Nun nimm schon!“ Dass Lederband am Fuß des Eulenvogels ließ sich ohne Schwierigkeiten entfernen. Nur einmal ließ er sich von Machi Anasazi das Gefieder streicheln; dann

schwirrte er durch die Nacht davon, nicht ohne vorher ein Zeichen vom Flug zur Berghöhe im Schnabel zu tragen. Es war ein kleines, grünes Cocablatt, das den Beweis für die Erfüllung seiner Mission lieferte, denn die grauen Flocken der Feuerasche würde der Wind ihm aus dem Gefieder blasen. Ja, er liebte das Fliegen bei Nacht im Mondschein unter dem Kreuz des Südens. Wenngleich er der letzte seiner Art war, fühlte sich Yuami jedes Mal so frei, wie es kaum ein Vogel unter dem Himmel sein konnte, nachdem er die Schwerkraft der Erde überwindend vom Boden abgehoben hatte. Auch Yamanas hatte es nicht vermocht, ihn zu fangen, und nur einem Menschen vertraute er wirklich, seinem Freund Yaku, der ihn im ersten Morgenlicht der Sonne zurück erwartete. Er würde ihn nicht enttäuschen und vom Himmel im Sturzflug herabfliegen und sich auf die Faust seines ausgestreckten Armes niederlassen.

Als Machi Anasazi im Feuerschein die Zeichen der Botschaft sah, war er dankbar, denn nun wusste er, welcher Weg am schnellsten und sichersten durch die Berge zum „Großen Wasser“, dem Lago Argentino, führte.

Schon früh am Morgen des nächsten Tages brachen sie ihr Lager ab, verließen die Höhe der Bergkuppe und zogen durch tiefe Felsschluchten, kletterten gegen Mittag wieder höher und höher bis ganz oben hinauf über den beschwerlichen Pass eines Bergsattels dem Licht der Abendsonne entgegen.

Es gab keinerlei Feindberührung mit spanischen Soldaten, so dass sie nicht um ihr Leben zu kämpfen brauchten. Sie kamen gut voran, holten Zeit auf. Die einzigen Menschen, die ihnen begegneten, waren die eines kleineren Trecks, hungerleidende Flüchtlinge einer 12-köpfigen Sippe, die sich ihnen von Nordosten her über den schroffen Grat eines schmalen Bergrückens näherten. Dort, am Rande eines weiten Plateaus, wo es die Kreuzung zweier Pässe gab, trafen sie mit ihnen zusammen.

Es waren Tehuelche, verzweifelte Stammesbrüder, die vor den mordenden und brandschatzenden Spaniern geflohen waren. Unter ihnen war auch Yolinda, die Tochter des Fischers Ismunio.

Sie wirkte auf Huitzil wie ein kleines, verängstigtes Mädchen. Aller Glanz war aus ihren großen, dunklen Augen dem Schrecken ungeheueren Erlebens gewichen. Yolinda war noch schlanker und zierlicher geworden. Huitzil nahm ihr das Gepäck vom Rücken. Ihr wurde leichter. Dankbar blickte sie ihn an. Er gab ihr ein Stück Brot. Sie musste völlig ausgehungert sein, schien mit den Kräften am Ende; denn ehe sie nur einen Bissen zu sich nehmen konnte, sank sie vor seinen Füßen auf die Erde nieder. Huitzil fing sie im Fallen auf und bettete ihren Kopf auf den am Boden liegenden Rucksack. Sie hielt das Brot fest in ihrer Hand, blickte zum Himmel empor und brachte kein einziges Wort über die Lippen. Er gab ihr einen Schluck frischen Mate aus seiner Kürbisflasche zu trinken, nahm seine Lamadecke vom Rücken und wickelte sie darin ein. Sie schloss die Augen. Yolinda hatte wunderschöne lange, schwarze Wimpern.

Mit einem Mal wirkte sie auf ihn wie ein unschuldiges Kind, so hilflos klein und zerbrechlich, ungeheuer schutzbedürftig, als sie vor Kälte zitternd und ganz in sich zusammengekauert unter der warmen Decke vor ihm lag: „Ich bin so müde, möchte nur noch schlafen, sagte sie mit matter Stimme ohne ihre Augen zu öffnen. Es klang wie aus einer anderen Welt, und er dachte: „Je müder man ist, desto kleiner macht es sich, das Kind im Menschen!“

Was ihn zu diesem Gedanken bewog, vermochte er auch später nicht zu sagen. Huitzil hatte weder eine Ahnung noch konnte er wissen, wie Recht er mit der subtilen Annahme seiner Beobachtung haben sollte; denn Yolinda war schwanger.

„Was ist mit dem Mädchen?“ wollte Yamanas wissen. „Machi Anasazi schickt mich zu dir, Huitzil.“

„Keine Ahnung, sie schläft, macht den Eindruck, als wäre sie mit den Kräften am Ende. Sieh nur, wie erschöpft sie daliegt. Ein Schamane müsste ihr helfen. Ich weiß, dass sie die Tochter des Fischers Ismunio ist, ihren Namen aber kenne ich bis heute nicht.“

„Sie heißt Yolinda.“

„Ein schöner Name. Dem Großen Geist der Ahnen sei Dank! Endlich weiß ich, wie sie heißt!“

Eine Weile schwieg Yamanas, warf einen Blick auf das Mädchen am Boden und dachte besorgt: „Aha, er steht unter ihrem Einfluss. Sie scheint die magischen Kräfte einer Hexe zu besitzen, die über ihren Schlaf hinauswirken und ihn binnen kurzem zu einem Schwächling machen werden.“

Yamanas wollte Huitzil zur Besinnung bringen, ihn an seine vordringlichen Aufgaben erinnern, als er ganz unverhohlen mit einem deutlichen Unterton der Warnung zu ihm sagte: „Huitzil, du bist plötzlich so anders geworden. Lass das Mädchen. Ihre Sippe wird sich um sie kümmern. Komm herüber zu deinen Leuten. Sie warten auf dich, denn schließlich bist du ihr Führer, der das Kämpferherz eines Pumas hat. Du hast ihnen Pferde versprochen, ein freies Leben wie das unserer Brüder in der Pampa. Sie sind dir bis hierher gefolgt, aber einige von ihnen wollen nun nicht mehr mit uns weiterziehen. Sie sagen, auf dem Weg nach Süden wäre es immer kälter geworden. Ein solch rauhes Klima seien sie nicht gewöhnt. Es sei unsinnig in einem Land mit eisigem Wind, Kälte und Schnee zu leben. Ich kann sie gut verstehen, wenn man bedenkt, woher sie kommen. Wir Yagánen dagegen können mit weitaus größerer Kälte leben. Du hast vielleicht diese eiserne Natur, wie wir sie haben, die meisten deiner Leute höchstwahrscheinlich aber nicht.“

„Ich werde mit ihnen sprechen, doch erst nachdem ich vorher mit Yolinda gesprochen habe.“

„So wichtig ist dir dies Mädchen?!“

„Ja, sie bedeutet mir sehr viel.“

„Brauchst du Hilfe?“

„Nein, sie ist keine Amazone, keine Kriegerin und keine Hexe, sondern ein herzensgutes Wesen, eine junge, wunderbare Frau, wie sie sich ein Mann nur erträumen kann. Ich werde an ihrer Seite bleiben und ihr im Augenblick der Schwäche und des Leids beistehen.“

„Gut, du musst wissen, was du tust“, sagte Yamanas höchst erstaunt. Einigermaßen verwirrt huschte auf einmal ein sonderbares Mienenspiel von heiterer Gelassenheit und mitleidsvollen Unverständnis über sein kantig kühn geschnittenes Yagánengesicht. Er konnte nicht so richtig begreifen, was da besonderes an dieser aparten aber doch eher recht hageren Tochter des Fischers Ismunio war. Für ihn war sie viel zu mager. „Fleisch muss an einer Frau sein, und Söhne muss sie gebären können!“ dachte Yamanas. Den Kopf ungläubig schüttelnd, ließ er Huitzil ohne ein weiteres Wort zu verlieren einfach bei dem wie tot am Boden liegenden Mädchen stehen und ging herüber zum Zelt von Machi Anasazi.

„Sag dem Machi, dass ich mit dem Mädchen gleich zu ihm kommen werde! Yolinda bedarf seiner Hilfe!“ rief Huitzil ihm hinterher. Yamanas hörte seine Worte, hob die Hand zum Zeichen, dass er ihn verstanden hatte.

„Yolinda, hörst du mich? Was ist geschehen? Ich muss mit dir sprechen“, sagte Huitzil, der an der Seite des Mädchens kniete und ihr die heiße Stirn mit einem nasskalten Tuch kühlte. Sie stöhnte. Ein Zittern ging durch ihren Körper. Dann öffnete sie ihre Augen, blickte ihn verwundert an und sagte: „Oh, du kennst meinen Namen. Wie schön! Ja, du bist es! Ich erkenne dich wieder. Du bist Huitzil, der Häuptling der Amazonier, nicht wahr?“

„Ja, der bin ich. Aber woher weißt du, wie ich heiße?“

„Mein Vater Ismunio kannte dich. Er mochte dich gern und hat mir gesagt, wie du heißt.“

„Warum ist er nicht hier, ja, hier bei dir?! Ist etwas mit ihm?“ Er blickte sie forschend an. Schnell verwarf Huitzil jedoch den Gedanken, dass Ismunio womöglich ein Unglück widerfahren wäre oder er schwer erkrankt sei: „Ach was, dann wärst du bestimmt nicht hier? Du hättest ihn niemals allein gelassen, ihn in seiner Not doch nicht verlassen. Stimmts?!“

Sie nickte. Leise Wehmut sprach aus ihrem Herzen, als sie mit kaum hörbarer Stimme flüsterte: „Er mich auch nicht!“

„Ja, das stimmt. Also ist doch etwas mit ihm!“ Er schwieg, ahnte nichts Gutes, wollte aber sogleich wissen: „Bitte sag mir, was ist geschehen, Yolinda?“

Sie atmete schwer.

„Er ist tot, alle sind tot, und ich werde es auch bald sein.“ Yolinda blickte ihn mit ihren großen, dunklen Augen an, in denen es nur noch tiefe Leere und keine Tränen mehr gab.

„Spanier?“

„Ja“, hauchte sie. Ihr Kopf schmerzte. Entsetzliche Schreie drangen an ihr Ohr. Schüsse krachten. Überall war Feuer. Sie war umringt von lodernden

Flammen und beißendem Rauch. Die Hütten brannten. Sie lief und lief, rannte davon, einem Spanier am Fluß direkt in die Arme. Ihr wurde schwarz vor Augen.

„Yolinda, nein, oh, nein, nur nicht jetzt wieder in Ohnmacht fallen!“ Ich bringe dich sofort zum Machi!“ rief Huitzil, erfasste sie und rüttelte mehrmals kräftig ihre Schultern. Sie kam wieder zu sich. Halb bei Besinnung hob er sie vom Boden auf und trug sie leicht wie ein Kind auf seinen Armen in höchster Eile geschwind herüber zum weißen Lamafellzelt des Schamanen.

Mitten im Zelt von Machi Anasazi gab es ein Erdloch, in dem ein Holzkohlenfeuer brannte. An der Rückwand im hinteren Teil des Zeltes waren mehrere Schichten aus kreuz und quer übereinander liegenden Alpakafellen aufgetürmt worden. In kürzester Zeit hatte der Machi ein Krankenlager errichtet, worauf Huitzil das bewusstlose Mädchen legte.

Eine angenehme Wärme war im ganzen Zelt spürbar, und es verströmte sich aus der Glut des Feuers der seltsam streng riechende Duft von exotischen Kräutern, die nur der Machi kennen konnte. Wenig später stiegen heiße Dämpfe aus dem Gezisch des Feuers empor. Schweißperlen bildeten sich auf der Stirn des Mädchens. Nachdem der Machi den Körper des Mädchens von Kopf bis Fuß abgetastet hatte, legte er seine heilenden Hände auf ihren Nabel. Böse Kräfte galt es auszutreiben oder Krankheiten zu erkennen, um sie mit der rasch wirkenden Medizin geheimnisvoller Mineralien oder gut verträglichen Drogen aus der Natur Pachamamas behandeln zu können.

Ein Leuchten der Erkenntnis ging über das feingeschnittene Yagánengesicht von Machi Anasazi. Im Sonnengeflecht von Yolinda pochte es, und er konnte ganz deutlich ungewöhnlich heftig pulsierende Blutströme unter seinen Händen spüren.

„Der Große Geist hat den Körper dieses Mädchens mit neuem Leben erfüllt. Wie Pachamama uns Leben schenkt, so wird sie die Frucht ihres Leibes gebären. Sie ist schwanger, trägt ein Kind unter ihrem Herzen. Ist das dein Werk, Huitzil?“

„Unmöglich! Nein, ich habe Yolinda nur einmal vorher im Leben gesehen“, sagte Huitzil höchst erstaunt.

„Das kann genügen“, meinte Yamanas trocken, ein breites Lächeln im Gesicht.

„Keine Scherze, dafür ist die Sache zu ernst. Es gibt Spuren von Gewalt an ihrem Körper. Geht beide nach draußen. Ich muss das Mädchen untersuchen. Danach werde ich euch rufen.“

Die beiden Männer verließen das Zelt.

„Sprich derweil zu deinen Leuten“, schlug Yamanas vor. „Sie sitzen dort drüben am Feuer mit der Sippschaft des Fischermädchens.“

„Jetzt noch nicht. Ich muss erst wissen, was mit Yolinda ist.“

„Immer nur das Mädchen. Was soll schon mit ihr sein. Du hast doch gehört, dass sie schwanger ist“, brummte Yamanas unwillig. „Komm herüber zum Feuer. Essen wir etwas. Ich habe Hunger wie ein Berglöwe.“

„Auch mir knurrt der Magen. Aber geh schon voraus. Ich komme gleich nach.“ sagte Huitzil.

„Gut, wie du willst. Ich gehe jetzt!“

Während Yamanas herüber zum Lagerfeuer ging, dachte Huitzil am Eingang vor dem Zelt des Machi wartend und trotz des warmen Ponchos leicht fröstelnd: „Die Schwangerschaft allein ist es nicht. Da muss noch etwas anderes sein, denn sonst würde sie keine Schwächeanfälle bekommen, nicht wirres Zeug reden und das Bewusstsein verlieren.“

Ungemein streng nach verwesendem Aas roch das Knochenröhrchen, das der Machi dem bewusstlosen Mädchen unter die Nase hielt. Alles in Yolinda sträubte sich, den ätzenden Geruch dieser bestialisch stinkenden Fäulnis einzuatmen. Sie rang nach Luft und öffnete die Augen. Sie schwitzte wie wahnsinnig. Ihr ganzer Körper war wie ein Glutofen, eingepackt in Felle und heiße, rote Erde, Heilerde, die ihre Lebensgeister wecken sollte. Während ihr der Machi aus einem Silberbecher Schluck für Schluck einen bitter-süß schmeckenden Wurzel- und Kräutersud einflößte, hörte sie ihn mit wohlthuend leiser Stimme sagen: „Wie schön, du bist aufgewacht! Pachamama sei Dank. Fühlst du dich schon kräftig genug, um mit mir sprechen zu können?“

Zum Zeichen des Einverständnisses schloss sie ihre Augenlider, an deren Wimpern kleine, schillerbunt glitzernde Schweißperlchen klebten.

Der Machi warf das Knochenröhrchen ins Feuer und sagte: „Du kannst mir ruhig vertrauen. Ich kannte Ismunio, deinen Vater, den braven, guten alten Flußfischer. Du bist seine älteste Tochter. Yolinda, du musst Schlimmes erlebt haben. Es gibt blutunterlaufene Beulen und verkrustete Narben an deinem Körper. Eine junge Schwangerschaft liegt vor und du leidest unter dem Trauma böser Geister. Was ist geschehen?“

Sie nickte, als Frau wusste sie Bescheid. Ja, sie war schwanger, trug das Kind eines Spaniers unter ihrem Herzen, gezeugt von einem äußerst brutalen Mann, der Don Gabriel de Monserat hieß. Er hatte sie geschändet, hätte sie getötet, wenn der Vater ihr nicht zu Hilfe gekommen wäre. Der Spanier ließ ab von ihr, nur für einen Augenblick, um dem Keulenhieb des Vaters auszuweichen. Sie raffte sich unter Schmerzen auf, taumelte umher und lief dann schreiend davon, als sie voller Entsetzen sah, wie der Spanier den Vater mit dem Schwert tötete. Teniente Don Gabriel de Monserat schlug ihm den Kopf ab und rief: „*Todo tieso*, macht sie alle nieder! Wo ist die *puta brava*, diese Indianerhure?“ Mit blutigem Schwert wie ein unbändig rasender Racheengel einher rennend, wütete dieser Don Gabriel von Hütte zu Hütte mit seinen Soldaten durch das Dorf, alles niedermachend, was ihnen beim Abschlagen vor die Klinge kam: Tapfere Krieger, alte Männer, wehrlose Frauen und Kinder. Nur diejenigen, denen es

gelang, sich ins geheime Versteck jenseits des Ufers zu retten, überlebten das Massaker. Es war Machaco, ein Hirtenjunge, der ihre Hand ergriff, sie aus dem wilden Pulk panikartig Fliehender hinwegriss und durch eine schmale Furt über den Fluß brachte.

„Vom anderen Ufer aus sahen wir durch das Gebüsch unseres Verstecks, wie das Dorf in Flammen aufging“, beendete Yolinda mit versteinertem Gesicht den Bericht des mit eigenen Augen erlebten Massakers, diesen unbeschreiblich grauenvollen Überfall der Spanier auf ihr Dorf, bei dem sie vergewaltigt und geschwängert wurde, aber zu jenen gehörte, die mit dem nackten Leben davon gekommen waren. Sie hatte das Glück einer Unseligen gehabt, was ihr auf dem Weg durch die Berge durchaus bewusst geworden war. Irgendwo in einer Höhle würde sie ihr Kind gebären, ein unschuldiges Kind, das der Mordengel Don Gabriel de Monserat gezeugt hatte.

Plötzlich von einer nicht mehr zu unterdrückenden Gefühlsaufwallung ergriffen, sagte sie schluchzend und mit tränenerstickter Stimme sichtlich erregt: „Keiner von uns, der dies Morden und Brennen überlebt hat, wird das furchtbare Geschehen jemals vergessen können. Es ist für alle Zeit auf Erden in unsere Seele eingebrannt.“ Dann schwieg sie, einmal mehr überwältigt von der Schilderung des unvorstellbaren Grauens, dieser Horrorgeschichte, die sie zum ersten Mal einem Mann erzählte, dem sie sich in ihrer Not offenbarte und mit reinem Herzen ganz und gar anvertraute.

Da nahm Machi Anasazi Yolinda in seine Arme und weinte mit ihr.

„Sie könnten alle noch leben, wären sie doch damals mir nur gefolgt“, dachte er mit Bitterkeit. Er hatte schon viel an entsetzlichen Grausamkeiten erlebt, aber dies war selbst für einen Schamanen der Mapuche die Grenze des Erträglichen. Alles in ihm schrie nach Rache. Aber er behielt einen kühlen Kopf, als er Huitzil ins Zelt hereinbat und ihm schonend die Wahrheit beibrachte. Wenn er Yolinda wirklich lieben würde, dann müsse er nicht nur ein starker Mann sein, sondern mehr noch ein edler Krieger mit einem großen Herzen, das voller Güte wäre. Und um gemeinsam mit ihr als Paar bestehen zu können, müsse er sie schützen, stets bereit sein, gegen alle Gefahren der Wildnis anzukämpfen und den bösen Zungen und Widrigkeiten des Lebens die Stirn bieten.

Huitzil hatte verstanden. Fortan würde er sich nur noch um Yolinda kümmern. Er fasste sich ein Herz, ging herüber zu ihrem Krankenlager und fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle. Als sie ihm trotz ihrer Schwäche ein Lächeln schenkte und Ja sagte, war er so glücklich, dass er mit ihr bis ans Ende der Welt gegangen wäre, nicht zuletzt auch, um vor den Spaniern einigermaßen sicher zu sein.

Nach Feuerland würden sie gehen und dort mit den letzten Getreuen ihrer Sippen eine neue Kolonie gründen. Lautaro, ein tüchtiger Yanomami, solle sein Nachfolger werden. Als neuer Führer würde er entscheiden, ob er mit den Amazoniern weiter nach Süden ziehen wolle. Ob und welchem Treck Lautaro



sich angeschlossen, würde sich herausstellen, wenn er, Huitzil, mit seinen Stammesleuten gesprochen hatte.

Huitzil verließ das Zelt und ging herüber zum Feuer der Amazonier. Er setzte sich zu ihnen, aß und trank eine Kleinigkeit mit ihnen, so wie er es an den langen Abenden des gemeinsamen Weges meistens getan hatte. Gespannt warten die Leute auf seine Rede. Endlich stand er auf und sprach zu ihnen: „Mir ist zu Ohren gekommen, dass ihr mit meiner Führung nicht mehr einverstanden seid, euch das rauhe Klima dieser Gegend nicht gefällt. Warme Savannen, ein weites Land und Pferde hatte ich euch versprochen. Ja, dort, wo die Sonne über der Pampa aufgeht, gibt es so etwas, aber hier in Patagonien am Quellgebiet der Blauen Gletscher wohl kaum. Wer also wieder heimkehren möchte, oder sich Machi Anasazi anschließen möchte, der stimme dies mit Lautaro ab. Er soll euer neuer Führer sein, denn wo ich hinziehe, wird kaum einer von euch mir folgen wollen. Dort sollen die Sommer nur kurz und viel kühler noch als hier sein, auch wenn man es *Feuerland* nennt.“

Huitzil unterbrach die Rede und blickte in die Gesichter der schweigenden Männer. Yamanas hob die Hand und brachte sich ein: „Man nennt es deshalb so, weil man viele Feuer braucht, um sich dort vor der Kälte zu schützen. Sonst kann man auf Feuerland kaum leben, vor allem im Süden nicht, wo nur wir, die Yagánen, es vermögen.“ Übergroß und mumienhaft wie die goldne Maske eines toten Aztekenhelden wirkte sein breitknochiges Gesicht im flackernden Schein des Feuers.

Dann meldete sich Lautaro zu Wort: „Ihr habt gehört, was Huitzil gesagt hat. „Seid ihr einverstanden, dass ich euer neuer Führer bin?“ Mit beifälligem Gemurmel und Handzeichen wurde dies von den meisten Amazoniern bestätigt. „Gut, wer mir folgt wird ein Pferd bekommen. Wir werden wie die Pehuenche als Gauchos in der Pampa leben. Gleich morgen werden wir aufbrechen und immerzu gen Sonnenaufgang ziehen. Aber jeder von euch ist ein freier Mann, kam also selbst entscheiden, wohin er gehen will.“

Alle Amazonier zogen mit Lautaro. Nur Machaco, der Hirtenjunge, und jene kleine Tehuelche-Sippe, die wie Yolinda das Massaker überlebt hatten, konnten nicht weit genug entfernt von den Spaniern leben. Den Hirtenstab quer über den Knien liegend, sagte Machaco, der an einem Nebenfeuer saß: „Huitzil, ich weiß, du ziehst dorthin, wohin auch die Rote Wolke zieht. Ich habe sie manchmal beim Viehhüten im Morgengrauen gesehen und war von ihrer einzigartigen Schönheit fasziniert! Wir kommen mit dir und folgen wie du dieser Wolke nach Süden. Und schon im Norden von Feuerland soll es gutes Weideland geben. Einen Hirtenjungen wie mich kann man da sicher gut gebrauchen.“

„In der Tat, sehr gut sogar!“ antwortet Huitzil höchst erstaunt. Woher konnte der Junge nur wissen, dass es die Rote Wolke war, die ihm beim Erscheinen stets den Weg in Richtung Süden gewiesen hatte. „Der Große Geist muss zu Machaco gesprochen haben“, dachte er und war im Stillen dem Allschöpfer dafür dankbar, dass Er von Zeit zu Zeit ein Zeichen am Himmel mit diesem

bizarren Wolkengebilde seiner Laune setzte, welches den Roten Kindern Pachamamas half, auf dem besten Weg in die neue Welt guter Jagdgründe zu gelangen.

Huitzil kam erst spät in der Nacht wieder zurück ins Zelt des Machi. „Tritt ein, aber sei leise. Yolinda schläft“, empfing ihn Anasazi. „Kommen deine Männer mit uns?“ fragte er dann im Flüsterton und warf noch einen knorrigen Ast aus dürrem Buchenholz auf das Feuer.

„Nein, sie wollen Pferde, und Laurato, der neue Führer, hat sie ihnen versprochen.“

„Ein kluger Mann, denn Pferde werden sie von den Pehuenche bekommen und sodann in ihrem Stamm aufgehen und ihn mit kühnen Kriegern verstärken“, meinte der Machi zuversichtlich lächelnd. „Das wird dem Volk der Mapuche im Kampf gegen die Spanier helfen und nur noch stärker machen.“

Hoffnungsvoll und guten Gewissens legte er sich auf ein Lamafell an das knisternde Feuer und war bald schon eingeschlafen. Huitzil kaute Cocablätter und starrte ins Feuer, auf das immer kleiner werdende Gezügel der Flammen, die glimmende Glut, bis auch ihn die Müdigkeit übermannte. Ihm war wohliger warm. Er schlief im Sitzen ein, sank zur Seite und hörte nicht mehr, als Yolinda sagte: „Komm und wärme mich! Mir ist so kalt!“ Da war das Feuer erloschen und draußen zog schon das erste, zarte Blau der Morgendämmerung herauf.

## Zehntes Kapitel

### *Tiera del Fuego*

**I**m Eis der Gletschertürme verbargen sich die schweigende Schreie der Untoten, die im Wind der Pampa zu Geisterstimmen wurden und mit jeder Böe einmal mehr ihre Gesänge anstimmten, lauter und wilder werdend bis man ein Stöhnen, Ächzen und Klagen hören konnte, das im feuerroten Licht der Abendsonne an gespenstisch schriller Unheimlichkeit zunahm und mit pandämonischem Geheul über die „Großen Wasser“ des Lago Argentino hinwegbrauste.

„Es ist die Zeit, wo die Seele des Roten Mannes aus ihrer Lethargie erwacht“, sagte Machi Anasazi. „Die Winde der Anden singen, die Ahnen sprechen mit uns. Hört!“

Über der weiten Bucht am Ostende des Sees, wo des Morgens die Sonne aufging, erschien zu dieser Stunde der Mond inmitten von windzerfetzten Wolkenbänken. Die Stammesführer der Huilliche, Pehuenche und Tehuelche saßen ums Ratsfeuer der Mapuche und lauschten in die Nacht.

„Wer von uns wird der Beilträger sein?“ wollte Chechaco, der Anführer der Pehuenche nicht ohne Grund wissen, denn er hatte den Spaniern mit Hilfe der Picunche und anderen verbündeten Stämmen des Nordens eine Reihe von empfindlichen Niederlagen beigebracht. Er fühlte sich berufen, der *Toqui*, der Kriegshauptling aller Mapuche zu sein.

Lakusco, der Anführer der Huilliche, ergriff das Wort: „Uns ist bekannt, dass du die Bärtigen in der Pampa geschlagen hast und sie bis an die Mündung des Silbernen Flusses, dem Rio de la Plata, zurückdrängen konntest. Auf schnellen Pferden hast du mit deinen Kriegern mehr als einmal bewiesen, wie man sie aus dem Hinterhalt mit einer plötzlichen Attacke im Sturmangriff schlagen kann. Aber in den Bergen entlang der Meeresküste sind die Bärtigen auf dem Vormarsch.“

Lakusco schwieg. Er machte ein bedenkliches Gesicht, zeigte aber seine Gefühle nicht, als er Chechaco, der ihm am Feuer gegenüber saß, mit festem Blick ansah und mit würdevollem Ernst voller Bedacht sagte: „Sie haben das Bollwerk der Quilmes eingenommen, eine Befestigungsanlage, die bislang als uneinnehmbar galt.“

„Wie das?“

„Recht einfach. Im Kampf konnten sie die Quilmes nicht besiegen. Da haben die Bärtigen die umliegenden Felder der Feste abgefackelt. Ohne Nahrung und von einem Belagerungsring umgeben, wurden die Quilmes langsam aber sicher ausgehungert. Ausbruchversuche schlugen fehl, wurden auch mit der Kühnheit letzter Verzweiflung immer seltener. Irgendwann mussten unsere Brüder aufgeben. Sie waren zu schwach, um sich noch wehren zu können und wurden

vom Hunger erlöst, als die Bärtigen an ihnen Rache nahmen und sie wie Vieh abschlachteten. Meine Kundschafter haben mir berichtet, dass die Bärtigen am Grenzfluss des Bio Bio ihre erste Stadtfestung errichtet haben, die sie Concepción nennen. Von dort aus starten sie ihre Kriegszüge, indem sie die Grenze hochmütig missachten, ganz einfach ignorieren, den Bio Bio immer wieder überschreiten und mit kaltschnäuziger Selbstherrlichkeit tiefer und tiefer in unser Stammesgebiet eindringen.“

„Lass sie nur kommen. Sie werden sich blutige Köpfe holen“, meinte Chechaco gelassen, obwohl es in ihm kochte, er darauf brannte, loszuschlagen.

„In Arauco haben sie bereits eine zweite Festung errichtet.“

„Ja, der böse Geist ist mit ihnen. Er macht sie schlau, gibt ihnen Kraft und dämonische Waffen, die von Sonne zu Sonne mehr und mehr Unheil anrichten. Wir sollten nicht länger warten, müssen ihnen schnellstens Einhalt gebieten, unbedingt verhindern, dass sie noch weitere Stützpunkte auf unserem Boden, der allheiligen Mutter Erde Pachamamas, errichten“, sagte der Machi, der mit diesen Worten nicht nur im Sinne der Tehuelche sprach. Er hatte allen Führern der Mapuche aus dem Herzen gesprochen, als er sie zum Handeln aufforderte. Den Segen des Machi hatten sie jetzt. „Krieg bis aufs Messer wird es geben!“ dachte Chechaco. „Alle gemeinsam! Endlich!“ Er war bereit zum Kampf.

„Gut, es sei! Wir werden sie auf ihrem Weg nach Süden stoppen, die bereits errichteten Stützpunkte der Bärtigen angreifen und zerstören.“

„Gebt meinen Kriegern und mir Pferde. Sobald wir beritten sind, werden wir in vorderster Reihe angreifen und blutige Rache für den Überfall auf unser Dorf nehmen“, meldete sich Lautaro zu Wort. „Arauco und Concepción werden fallen, müssen in kürzester Zeit unser werden!“

„Es sind Festungen, keine Siedlungen!“ mahnte Lakusco bei aller Kühnheit zur Vorsicht.

„Und wenn schon. Wir haben von ihnen gelernt, schlagen sie mit den eigenen Waffen. Unser Vorteil ist, dass wir das Land besser kennen, denn es ist unsere Heimat.“

„Und die unserer Frauen und Kinder, die es zu verteidigen gilt!“ ergänzte der Machi.

Jeder Führer der Mapuche legte zum Zeichen der Einstimmigkeit die Hand auf sein Herz. Auf einen Wink Lakuscos kamen Krieger herbei und legten mehr Holz auf das Feuer. Hoch schlugen die Flammen, heiß wallte ihr Blut und hitzig waren manchmal die Worte, als es um die Angriffsplanung ging.

Während des Kriegsrates wurde immer deutlicher, dass Lautaro, obzwar noch jung an Jahren, außergewöhnliche Fähigkeiten besaß, die ihn zum idealen Führer machten. Auch Chechaco musste einsehen, dass Lautaro der bessere Beilträger war, weil er genau wusste, wie man die Spanier besiegen konnte. Lautaro hatte viel von Huitzil gelernt und die strategisch besseren Argumente. Er wurde zum *Toqui* gewählt, der sie als Kriegshäuptling in die Schlacht führen sollte. Sie besiegelten ihr Bündnis mit Blut, Blut aus der Vene ihres Armes, das

sie in eine Tonschale tropfen ließen und Pachamama opferten. Einer fehlte beim Treueschwur der Mapuche: Huitzil.

„Wo ist er?“ wollte Lautaro nach dem Ritual der Blutsbrüderschaft wissen.

„Er ist kriegsmüde, auf dem Weg nach Feuerland. Yolinda, seine junge Frau, und ihre Sippschaft begleiten ihn. Es muss ohne Huitzil gehen“, erwiderte der Machi.

„Es wird!“ sagte Lautaro lakonisch und folgte Chechaco, der ihn zu den Wildpferden führte. Am Rande des Zeltdorfes gab es eine Herde dieser prächtigen Tiere, die in einer Koppel unter dem sternklaren Nachthimmel Patagoniens auf der weiten, saftig grünen Grasfläche am Seeufer des Lago Argentino weidete.

„Such dir eins aus. Es gehört dir!“ sagte Chechaco und wies auf einen Hengst mit feurig roten Nüstern und rabenschwarz glänzendem Fell.

Später auf den zur Meeresküste abfallenden Berghügeln der Westanden meldeten Lautaro die Truppenbewegungen der Spanier, Kundschafterdienste, die von höchster Wichtigkeit waren, um den Feind besiegen zu können.

Lautaro überblickte rasch die Gefechtslage, begriff im Nu, was zu tun war, und entschied sich zunächst einmal für schnelle Flankenattacken aus dem Hinterhalt. Mit diesen Scheinangriffen narrete er das Heer des Konquistadoren Pedro de Valdivia, ehe er mit der Hauptmacht seiner Krieger zuschlug. Die Schlacht von Tucapel wurde zu einem blutigen Desaster für die Spanier, die auch Valdivia nicht überlebte.

Während der nächsten Wochen und Monate fielen in mehreren Angriffswellen eine Reihe von spanischen Stützpunkten in die Hände der Mapuche, darunter auch die Festung Arauco und die mit solidem Mauerwerk befestigte Stadt Concepción.

Es gab fortan erbitterte Kämpfe, die sich über Jahre hinzogen. Mal waren die Eroberungszüge der Mapuche erfolgreich, mal die der Spanier mit wechselndem Kriegsglück.

Im Jahr des Herrn 1557 gelang es Francisco de Villagra, die Mapuche beim Vormarsch auf Santiago de Chile in einem nächtlichen Überraschungsangriff zu schlagen. In diesem Gemetzel bei Peteroa wurde auch Laurato getötet. Er starb in vorderster Reihe, ohne Kopf, mit einem Schwerthieb vom Pferd geholt.

Des Führers beraubt, dachten die Spanier jetzt leichtes Spiel mit den Mapuche zu haben. Ihr Widerstand schien gebrochen. Man musste diesen wilden Indianos endgültig den Todesstoß versetzen, wie ein Matator in der Arena beim Kampf mit dem Stier.

Gouverneur Garcia Hurtado de Mendoza unternahm noch im Sommer desselben Jahres einen größeren Feldzug nach Süden, der jedoch nach mehreren verlustreichen Gefechten ins Stocken geriet und abgebrochen werden musste.

In der Folgezeit zerstörten die Mapuche die meisten spanischen Ansiedlungen im Süden ihres Landes und verhinderten damit eine rasche Kolonisierung. Sie

wehrten sich, kämpften mit unglaublicher Tapferkeit gegen den Feind. Die Huilliche waren es, die die spanischen Truppen anno 1598 in der Schlacht von Curalaba vernichtend schlagen konnten.

Dabei verlor auch der spanische Gouverneur Martin Garcia Oñez de Loyola sein Leben, ein Konquistador edlen Geblüts, ein Mann von der ehrenbewussten Tugendhaftigkeit eines katalanischen Ordensritters.

Für Pelentaro, Sohn des legendären Lakusco, der nach seinem Tod Anführer der Mapuche wurde, war das abgetrennte Haupt der Leiche von Oñez de Loyola eine Trophäe, die er stolz seinen Kriegern zeigte, um ihren Siegeswillen zu stärken. Von unbändigem Kampfgeist beseelt, leisteten sie als Ureinwohner dieses Landes solange erbitterten Widerstand, bis gezwungenermaßen im Jahre 1641 die Spanier den Bio-Bio-Fluss als Grenze zum Mapuchegebiet im Vertrag von Quillin festschrieben.

Damit als unabhängige Nation anerkannt, wurde dem Volk der Mapuche Souveränität zugebilligt, ein in der Geschichte indigener Eroberungskriege einzigartiger Vorgang. Doch *Araukanien*, wie die Spanier das Land der Mapuche nannten, sollte erst im Jahre 1883 endgültig in einem Akt der gewaltsamen „Befriedung“ von dem jungen Freistaat Chile unterworfen werden.

Gleichwohl gab es auf Feuerland und in der weiten Wildnis der Pampas und Prärien Amerikas immer noch rote Volksstämme, die ihre Freiheit bis zum letzten Blutstropfen verteidigten. Auf dem Nordkontinent Amerikas gelang es den Sioux bis ins Jahr 1890, dem Vormarsch des Weißen Mannes Paroli zu bieten.

Mit langem, wehend blondem Haar ritt Oberstleutnant George Armstrong Custer bei fröhlich heißem Wetter in der letzten Juniwoche des Jahres 1876 an der Spitze des 7. US-Kavallerieregiments durch die staubtrockenen Badlands Dakotas entlang des Rosebud-Tals. Später der Arapaho, Cheyenne und Sioux lagen auf der Lauer und beobachteten mit Adleraugen jede seiner Truppenbewegungen. Am „Little Bighorn River“ galt es „Yellow Hair’s Truppen“ zu stellen und sie mit den vereinten Kräften dreier Stämme auf dem Hoheitsgebiet der Lakota zu schlagen.

Goldsucher waren in Scharen in die heiligen Berge der Sioux eingedrungen. Die Black Hills und das Umland der Prärie wurden zum Schauplatz blutiger Kämpfe. Tatanka-Iyotanke, *Sitting Buffalo Bull*, war vom Rat der Ältesten zum Oberhäuptling gewählt worden. Seine Jugendfreunde Ite-o-Magazu, *Rain-in-the-Face* und *Gall* wurden zu Kriegshäuptlingen ernannt, die seinem Befehl unterstanden. Beide hatten schon Jahre vorher an der Seite der Oglala gekämpft. Häuptling Mahiputa-Iuta, *Rote Wolke*, und Tashanke-Witko, *Crazy Horse*, hatten ihnen gezeigt, wie man den Feind in eine Falle lockt, aus der er nicht mehr entkommen kann. Sie galten als unbesiegbar, waren berühmt für ihre Kriegslist und Kühnheit, was im Jahre 1866 schon Hauptmann William Fettermann und sein Trupp zu spüren bekam, als die Falle in den verschneiten

Wäldern bei Fort Phil Kearny zuschnappte. Trotz erbitterter Gegenwehr wurden alle Soldaten getötet. So sollte es auch in der Schlacht am Little Bighorn zehn Jahre später geschehen.

Am Morgen des 25. Juni 1876 wurde Custer von Crow Scouts in Diensten der US Army unterrichtet, dass es ein großes Indianerlager am Little Bighorn River gäbe und äußerste Vorsicht geboten sei. Mit der Arroganz eines West Point Offiziers ignorierte Custer diese Meldung. Elitedenken und die bisherigen Erfolge über die Indianer drängen ihn, eine rasche Entscheidung im Kampf anzustreben, ohne auf die zur Verstärkung bereitstehenden Truppen von Brigadegeneral Terry zu warten.

„Wir werden aus verschiedenen Richtungen vorstoßen und in einer Zangenbewegung angreifen“, sagte Custer bei der Lagebesprechung im Freien zu seinen Offizieren. „Sie, Hauptmann Benteen, durchstreifen mit drei Kompanien die Badlands am linksseitigen Flussufer und sichern diese Flanke. Major Reno wird mit drei Kompanien durch das Tal flussaufwärts vorrücken und das Indianerlager am Südende angreifen. Ich selbst werde mit der Hauptmacht von fünf Kompanien von Norden anrücken, während Hauptmann Mc Dougall mit einer Kompanie zurückbleiben wird, um für alle Fälle dem Versorgungszug Begleitschutz geben. Hat jemand noch Fragen?“

Er blickte in die Runde der Offiziere, die mit gemischten Gefühlen und offensichtlicher Betroffenheit, aber strammer Haltung vor seinem Zelt standen. Es gab keine Fragen. Still und mit eiserner Disziplin gehorchten sie seinem Befehl. „Ja dann - weggetreten! Die Zeit drängt, wenn das Überraschungsmoment auf unserer Seite bleiben soll. Also frisch ans Werk! Allzeit gutes Gelingen bei der Jagd auf die Rothäute! Weidmanns Heil, meine Herren!“

Es war genau 15:05 Uhr, als Major Reno das Lager der Indianer von Süden her angriff. Das Überraschungsmoment war auf seiner Seite. Panik brach aus, als wahllos Frauen und Kinder getötet wurden. Dann aber hörte man das wilde Geschrei von Krieger, die plötzlich überall aus dem Gebüsch hervorbrachen, Scharen von Hunkpapa-Sioux unter der Führung ihres Kriegshäuptlings Gall, die frontal das Feuer auf die Soldaten eröffneten und nach der ersten Salve die linke Flanke zu umgehen versuchten. Tödlich getroffen sanken da und dort Soldaten zu Boden. Die Reihen lichteten sich. Es gab erste schmerzliche Verluste. Reno zog sich mit seinen Männern ins Gehölz am Fluss zurück. Auch dort griffen sie die Indianer mit unvermindertem Kampfgeist voller Wut und Rachedurst an. „Hinüber, auf die andere Seite!“ rief Major Reno. Der Feind war zu stark. Sie mussten fliehen, durch den Fluss, zum rettenden Ufer auf die andere Seite.

Blutrot färbte sich das Wasser der Furt bei der Flussüberquerung. Hinterrücks von Kugeln oder Pfeilen getroffen, fielen die Männer reihenweise vom Pferd. Doch die, die es schafften ans andere Ufer zu gelangen, verschanzten sich hinter

ihren am Boden liegenden Pferden. Von dort hielten sie die Indianer fürs Erste einigermaßen in Schach. Doch wäre Hauptmann Benteen ihnen nicht mit seinen drei Kompanien zur Hilfe gekommen, hätte ihre Verteidigungsstellung den Angriffen der Sioux nur noch für kurze Zeit trotzen können. Benteen, der eigentlich zur Unterstützung von Custers Angriff mit seinen Männern und dringend benötigtem Nachschub an Munition vorgesehen war, ignorierte diesen durch einen Kurier überbrachten Befehl, als er sah, in welcher Klemme Major Reno mit dem Rest seiner Männer steckte. Kaum hatte Benteen Seite an Seite von Major Reno Stellung zur Abwehr der feindlichen Angriffe bezogen, da hörte man von Norden her schwere Gewehrsalven.

Die Indianer horchten auf. Gall gab durch Handzeichen zu verstehen, was zu tun sei. Die Verteidigungsstellung der Soldaten wurde mit einem Ring von Kriegern umgeben, aus dem es kaum ein Entkommen gab. Die meisten Sioux aber sprangen mit einem kühnen Satz auf den Rücken ihrer Ponys und ritten zu Hunderten in Richtung Norden.

Als Custer von der Anhöhe eines Präriehügels an die Kavallerie Befehl erteilte, das Indianerdorf aus nordöstlicher Richtung anzugreifen, war eine schneidige Attacke wegen des schwierigen Geländes nicht möglich. Dennoch stürmten seine Männer vorwärts, wurden aber von den ihnen entgegenkommenden Reiterscharen der Indianer zum Rückzug gezwungen. Abgesehen versuchte man in geordneter Formation Widerstand zu leisten, aber die Übermacht der Sioux war so gewaltig, dass sie nach kurzem, hartem Gefecht von den Indianern überrannt wurden. Noch während des Kampfgetümmels gelang es Crazy Horse und Two Moon, dem Häuptling der Cheyenne, mit ihren Kriegern Custers Stellung im Norden zu umgehen. Damit waren seine Truppen von allen Seiten umzingelt, ein Ausbruch unmöglich geworden.

Eine Kompanie nach der anderen wurde niedergemacht. Custer und 60 Mann suchten Zuflucht auf einer kleinen Anhöhe, die letzte Verteidigungsstellung, die ihnen noch blieb. Trotz erbitterter Gegenwehr wurden sie bis auf den letzten Mann getötet. Um 17:30 Ortszeit war die Schlacht vorbei. Überall auf dem Schlachtfeld lagen skalpierte Leichen und Custers Bruder Tom war das Herz herausgeschnitten worden.

Rain-in-the-Face hatte es mit Hochgenuss gegessen und mit stillem Groll an die Peitschenhiebe von Capt. Tom Custer und die Schmach im Gefängnis von Fort Abraham Lincoln gedacht, als er beim blutigen Mahl zu Gall triumphierend sagte: „Sein Herz schmeckt besser als die rohe Leber eines Büffels, die ich schon damals so gerne aß, als ich noch ein junger Bursche war.“

Gall und sein Blutsbruder Tatankya-Iyotnake, Sitting Bull, hatten ihn aus dem Gefängnis befreit und es hatte zwei lange Sommer gedauert, bevor er endlich Rache an seinem Peiniger nehmen konnte. Das hatte er jetzt nach gewonnener Schlacht mit aller Seelenruhe getan. Aber was hatte sein Vater Wambi-Luta, der Rote Adler, des öfteren zu ihm in jungen Jahren gesagt: „Mein Sohn, eine



Schlacht gegen die Bleichgesichter zu gewinnen heißt nicht, den Krieg gegen sie gewonnen zu haben.“ Und es sollte so kommen, wie der Rote Adler es in weiser Voraussicht erkannt hatte. Am 29. Dezember 1890 rächte die nächste Soldatengeneration des 7. US-Kavallerieregiments die Schmach der Niederlage von Little Bighorn.

Oberst James William Forsyth hatte das Kommando und den Befehl, alle Sioux im Pine-Ridge Reservat zu entwaffnen und ins Militärlager nach Omaha zu bringen. Kein leichtes Unterfangen, wenn man bedachte, dass Wovoka, der Prophet der Paiuten, es immer wieder verstand, den Glauben an den Endsieg im Herzen der Indianer aufs Neue zu entfachen. Manitou, der Große Geist, würde mit ihnen sein und jeden Krieger unverwundbar machen, wenn sich nur alle roten Stämme zu einem einzigen Bund von Blutsbrüdern im Kampf gegen die Bleichgesichter vereinen würden.

Schnee lag auf den Zelten des Lagers am Wounded Knee. Es war bitterkalt. Häuptling Big Foot saß in seinem Wigwam am Feuer und trauerte um seinen langjährigen Freund und Kampfgefährten Sitting Bull. Der große Häuptling der Sioux war tot. Vor zwei Händen und vier Fingern hatten ihn die Bleichgesichter nach dem Ritual des Geistertanzes wegen angeblicher Unruhestiftung in Fort Yates erschossen. Dabei hatte Sitting Bull nur gegen die Verkleinerung des Reservats und das Ausbleiben versprochener Lebensmittel protestiert. Die Weißen mussten ihn sehr gehasst haben, denn nach dem Tod seines Freundes am 15. Dezember vor genau zwei Wochen, wurde seine Leiche bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Versunken in Trauer hatte Big Foot das Kommen der Soldaten nicht gehört. Leise nach Indianerart hatten die Bleichgesichter das Lager umstellt. Oberst Forsyth ließ alle Zelte nach Waffen durchsuchen. Was die Soldaten fanden, gab ihm zu denken. „Das soll alles an Waffen sein?“ wunderte er sich im Stillen. Mit dem Ergebnis der Durchsuchung war Forsyth nicht zufrieden. Darum mussten alle Indianer zur Leibesvisitation auf dem Dorfplatz in der Mitte des Lagers antreten. Dort verkündete der Dolmetscher Forsyths den in armselige Decken gehüllten Indianern, dass der Große Weiße Vater in Washington ihm den Befehl erteilt habe, sie alle hier auf der Stelle zu entwaffnen und den ganzen Stamm ins Militärlager nach Omaha zu bringen. Ob es nun die Kräfte der Geister oder die eisige Kälte war, vermochte keiner zu sagen, als Yellow Bird, der Mediziner in Trance verfiel, verzückt zu tanzen begann und wenig später mit allen Gliedern wie wild umherzuckte.

„Fasst ihn! Treibt ihm die Faxen aus! Der Mann ist gefährlich!“ rief Oberst Forsyth. „Dieser hier ist noch gefährlicher!“ brüllte Sergeant Mc Cane und griff Black Coyote unter die Wolle, die von seinen Schultern bis zu den Knien herabhing. Der Schwarze Coyote trat einen Schritt zurück. Er wehrte sich, ließ sich die von ihm für viele Nuggets erworbene Winchester nicht entreißen. Der Sergeant blieb am Mann, bedrängte mit roher Gewalt den Schwarzen Coyoten, griff ihm an die Kehle. Es gab ein Handgemenge. Ein Schuss fiel. Aber keiner

konnte bei diesem Gerangel später sagen, wer den Schuss abgefeuert hatte. Nur, was dann passierte, war der Anfang vom Ende eines ungeheuerlichen Massakers. Die Soldaten eröffneten von allen Seiten und aus allen Rohren das Feuer auf die Indianer. Kanoriere schossen mit Hotchkiss-Geschützen von den Anhöhen und richteten ein derartiges Blutbad an, dass nicht nur Hunderte von Indianern im Kugelhagel des Sperrfeuers starben, sondern überdies auch noch mehr als zwei Dutzend Kavalleristen, niedergestreckt von der eigenen Truppe.

Das Massaker von Wounded Knee brach den letzten Widerstand der Prärieindianer. Nur ganz unten im Südwesten der Vereinigten Staaten von Amerika würde der Chiricahua-Apache „Heeh-rooh-nee-mooh“ noch einige Jahre danach die Bleichgesichter bekämpfen, bis auch er mit seinen Kriegerern am Rio Grande beim grenzüberschreitenden Guerillakrieg im Kreuzfeuer mexikanischer Soldaten und US-amerikanischer Truppen aufgeben musste.

Geronimo, wie ihn die Mexikaner nannten, verlor seine Eltern, als er noch ein kleiner Junge war. Er überlebte das Massaker, das der Händler James John und seine Skalpjäger an 400 Apachen verübten, die sie zu einem fröhlichen Fest eingeladen hatten und während des friedlichen Zusammenseins nichtsahnend umbrachten. Kaltblütig wurde das Feuer eröffnet, alle Apachen getötet und anschließend skalpiert. Ein Trauma schlimmster Art, das Geronimo niemals vergessen würde.

Mangas Coloradas, der Häuptling der Mimbrenjos, nahm sich seiner an und machte einen Krieger aus ihm, der später mit besonderer Kühnheit an der Seite von Cochise kämpfte und sich ob seiner Taten die ersten Lorbeeren verdiente, ehe er zum letzten großen Kriegshäuptling seines Volkes wurde.

Das war die Zeit, wo auf Feuerland zum ersten Mal Gold gefunden wurde. Rasch verbreitete sich die Kunde von den Goldfunden bis nach Europa. Am südlichsten Zipfel des Erdteils Amerika, dem Ende der Neuen Welt, sollte es jede Menge Gold geben. Europäisches Gesindel, Abenteurer, Spekulanten, neureiche Geldbarone, Winkeladvokaten und andere fragwürdige Existenzen machten sich auf, um auf Feuerland ihr Glück zu machen. Rechtzeitig galt es, sich die Schürfrechte für Gold und andere, wertvolle Bodenschätze zu sichern. Mit den Eingeborenen Feuerlands würde man schon fertig werden. Charles Darwin, der neue Stern der Erleuchtung am Himmel der Wissenschaft, hatte verlauten lassen, dass diese Feuerländer die minderwertigste Rasse Mensch sei, die er je auf seinen Forschungsreisen mit der Beagle gesehen habe. Das kam einem Freibrief zum Töten gleich, ausgestellt als Blankovollmacht von einem überaus wohlhabenden Mann englischen Adels, dem es vergönnt war, mit goldenen Löffeln geboren zu werden: Charles Darwin, der gottlose Evolutionär einer weißhäutigen Horde bornierter Affen. Und schon setzte die Bank von England auf Wunsch des Londoner Anthropologischen Museums ein Kopfgeld gar bis zu 8 Pfund Sterling auf jeden getöteten Feuerlandindianer aus.

Huitzil und Yolinda waren längst schon gestorben. Aber Maria, die Tochter Yolindas, die in einer Höhle in den Anden Patagoniens geboren wurde, hatte den Sohn des Hirten Machaco geheiratet und eine Tochter auf Feuerland geboren. Und diese Urenkelin namens Ushia wusste noch, wie ihre Urgroßeltern Huitzil und Yolinda nach Feuerland gekommen waren. Sie erzählte es als Gute-Nacht-Geschichte ihren Kindern.

Deren Nachkommen wurden im Laufe der Jahre zu Zeugen unglaublichen Geschehens, das ihnen Zeit ihres Lebens unvergesslich in Erinnerung blieb.

„Huitzil und Yolinda, eure Urgroßeltern hatten einen langen Weg hinter sich, als sie hier auf Feuerland ankamen“, begann Ushia die Geschichte. „Meine Mutter Maria, eure verstorbene Oma, - Gott hab sie selig - behauptete immer wieder mit unerschütterlichem Gleichmut, dass die Liebe ihrer Eltern so stark gewesen sei, dass sie befähigt wurden, den Elementen zu trotzen und durch Wasser und Feuer, über Eis und Schnee gehen zu können, ohne dabei Schaden zu nehmen. Ihre Liebe war wie die klare Luft des Himmels, die der Mensch mit jedem Atemzug braucht, um leben zu können.“

Die Kinder am Holztisch in der Blockhütte hörten ihr gespannt zu. Draußen schneite es. Im Kamin knisterte das Feuer, als Ushia Scheite aus trockenem Buchenholz nachlegte. Dann füllte sie die Suppenschalen der Kinder mit Chili con Carne. Dazu gab es Iwiñ Kofke, geröstetes Brot.

„Wie geht es weiter?“, wollte der kleine Manuel wissen.

„Esst schön brav eure Suppe auf, damit ihr groß und stark werdet“, sagte Ushia. „Und dann zum Spülstein, sauber gewaschen und ab ins Bett, wo ich euch die Geschichte weiter erzählen werde!“

Das taten die Kinder, aßen ihre Suppe, wuschen sich mit eiskaltem Wasser am Becken des Spülsteins und verschwanden hinter dem Eckvorhang, um folgsam ins Bett zu gehen. Schlafen konnten sie noch nicht, denn die beiden braunhäutigen Halbblutkinder einer onablütigen Tehuelche und eines Chilenen iberischer Abstammung warteten kuschelig unter warmen Felldecken liegend immer noch gespannt auf die Fortsetzung der Geschichte aus dem Munde ihrer Mutter.

„Das Erste, was Huitzil auf Feuerland tat, war, den Wanderfalken auf seiner Schulter fliegen zu lassen. Yuami, so nannte Huitzil den Vogel, hob mit einem Schrei des Entzückens von seiner geballten Faust ab, als er den Arm zum Himmel emporstreckte. Im Licht der Morgensonne flog der herrliche Vogel gen Süden und blieb so lange fort, dass niemand eigentlich mehr an seine Wiederkehr glaubte.

Während der Zeit, wo Yuami auf Erkundungsflug bis ans Ende der Welt unterwegs war, bauten Huitzil und seine Gefährten für die Sippschaft ihrer Familien Hütten am Rande der Heide, züchteten Schafe, banden faustgroße Steine in Ledertaschen an Stricke und fingen mit diesen Bolas einherziehende Wildrinder. Mit roten, flatternden Stirnbändern jagten unsere Vorväter auf kleinen, ausdauernden Pampapferden über die weiten, patagonischen Savannen

Feuerlands, warfen den Kühen und Stieren ihre Bolas um die Beine und brachten sie so rasch zu Fall.

Diese Gauchos mit dem Blut der Mapuche in den Adern, verstanden es, Fleisch zu machen, es vortrefflich über dem offenen Feuer zuzubereiten und beherrschten zudem auch das Haltbarmachen des Fleisches, indem sie es mit Salzkrusten umgaben und pökelten.“ Ushia unterbrach die Erzählung. Sie musste niesen, griff in die Seitentasche ihres schlichten, beigefarbenen Baumwollkleides und putzte sich die Nase mit einem Tüchlein aus weißem Linnen.

„Jesús!“ sagten die beiden Jungs wie aus einem Munde.

„Gracias!“ bedankte sich Ushia und hatte Tränen in den Augen, als sie fortfuhr: „Holla mi chicos, in der Chili con Carne war jede Menge Rindfleisch vom Feinsten, klein geschnitten und scharf nach Art der Mexika gewürzt. Vielleicht ein bisschen zu scharf. Doch wie ich sehe, muss euch die Suppe recht gut geschmeckt haben, denn es ist nichts mehr übrig im Topf.“

„Kam der Vogel, ich meine, kam Yuami zurück?“ fragte Manuel satt und schläfrig.

„Ja, aber sein feuerrotes Brustgefieder war ganz vereist!“

„Oh, wie schlimm! Was geschah dann mit dem Falken?“ wollte Ernesto, der jüngere Bruder Manuels mit wachen Augen wissen.

„Es tarde, basta por hoy, chicos! Mañana, si! Das erzähle ich euch morgen. Jetzt aber wird geschlafen!“ Ushia löschte das Licht der Kerze am Bett der beiden Burschen. Manuel schlief schon. Sie küsste ihn auf die kastanienbraune Stirn, strich Ernesto über den Wuschelkopf seiner blauschwarzen, kurzlockigen Kraushaare, lächelte und wartete, bis auch ihm die Augen zufielen. Dann stand Ushia von der Bettkante auf, zog leise den Vorhang zu und setzte sich mit einer Tasse heiß aufgebühtem Mate an den Holztisch im Wohnraum, wo sie bei Kerzenschein und dem Lesen der Bibel auf ihren Mann wartete.

Es war schon nach Mitternacht, als die Tür aufging und Choinquitel, ihr Mann, von Schnee bedeckt in die Hütte taumelte. Er suchte Halt, brauchte unbedingt Halt, den er nur in den Armen seiner Frau finden konnte, die vom Tisch aufsprang und ihm mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen entgegeneilte. Sie versuchte ihn aufzufangen, als er fiel. Ushia war eine starke Frau im besten Alter, die harte Feldarbeit gewöhnt war, aber ihren Mann konnte sie bei diesem Sturz nicht halten, nur so auffangen, dass er nicht mit der ganzen Länge seines schweren Körper vor ihr auf die blanken Bohlen hinschlug. Beide sanken zu Boden. Er fiel auf sie, und seine Worte waren kaum zu verstehen, als er leise stöhnte und von unsäglichen Schmerzen geplagt mit letzter Kraft schwer atmend stammelte: „Flieht! Sie kommen, kommen über die Heide!“ Choinquitel spuckte Blut.

„Wer?“

„Julio Propper, er und seine Mörderbande!“ Da sah sie, dass ihr Mann skalpiert worden war. Überall war Blut. Sein blanker Schädel, überzogen von einer bläulich geäderten Glasur klaren, hauchdünnen Eises, war über und über mit krustig gefrorenem Blutschorf bedeckt.

„Oh, mein Gott, Liebster, was haben sie dir nur angetan!“ dachte Ushia starr und wie gelähmt vor Entsetzen, unfähig auch nur ein einziges Wort über die Lippen bringen zu können. Sie wollte schreien, konnte es aber nicht. Ein klägliches Wimmern entrang sich ihrer Kehle. Sie blickte ihn an, bettete seinen Kopf an ihre Brust.

„Flieht!“ flüsterte er, sie flehentlich anblickend. Es war sein letztes Wort, der Kopf sank zur Seite. Er atmete nicht mehr, starrte sie mit seinen großen, dunklen Augen an, leer, ausdruckslos und ohne jedes Feuer von Leben. Choinquitel war tot. Sie schloß mit zarter Hand die Lider seiner Augen und weinte bitterlich.

Manuel und Ernesto hörten sie schluchzen, standen mit ungutem Gefühl von ihrem Lager auf, griffen wie aus einem bösen Traum erwachend blindlings nach ihrer Kleidung, die auf einem Hocker neben Bett lag, und sahen durch einen Spalt der Vorhangs, wie ihre Mutter über den am Boden liegenden Körper eines Mannes gebeugt, händeringend mit leiser, tränenerstickter Stimme jammerte: „Er ist tot, mein guter, lieber Choinquitel ist tot. Oh, diese weißen Männer, diese Mörder! Es ist furchtbar! Ich muss weg, weg von hier mit den Kindern, durchs Moor auf die andere Seite der Insel zur Laguna!“ Einen Augenblick lang hielt sie inne und dachte in ihrem großem Schmerz: „Ich muss die Kinder wecken, wir müssen weg, jetzt, ja sofort!“ Da sah sie ihre beiden Jungs, schlaftrunken aber fix und fertig angezogen mit Jagdhemd, Leggings und Mokassins aus dünnhäutig feinem, braunem Wildleder. Die kleinen Jungs hatten sich ganz allein angezogen, und das mitten in der Nacht, als hätten sie geahnt, dass da etwas Ungeheuerliches auf sie zukam.

Ihre Mutter war aufgestanden. Sie wankte, hielt sich am Tisch fest, das Herz zerissen von Gefühlen ohnmächtiger Wut und Schmerz. Aber ihr blieb keine Zeit zum Trauern. Das Leben ihrer Kinder war in höchster Gefahr.

„Für sie muss ich stark bleiben, darf keinerlei Schwäche aufkommen lassen“, dachte Ushia. Sie musste dieser ungeheuer brutalen Realität ins Auge schauen. Es galt, höchstkonzentriert und mit klarem Verstand zu handeln. Ihren Vater erkannten die Kinder gottlob nicht, denn Choinquitel war bis zur Unkenntlichkeit von Kopf- und Körperwunden entstellt, seine Kleidung überall zerfetzt und blutdurchtränkt.

„Der Mann ist tot! Schaut nicht hin! Ich werde ein Guanakofell aus der Vorratskammer holen und ihn damit zudecken.“ Sie ging nach nebenan und kam wenig später aus der Kammer zurück, bedeckte den Leichnam ihres Mannes mit einem großen Fell.

„Hier liegst du warm unter einem Fell. Lebwohl, mehr kann ich nicht für dich tun, Liebster“, dachte sie beim jähen Abschied von ihrem toten Mann. Ein stechender Schmerz schnitt ihr durchs Herz, während sie zu den Buben sagte:

„Ich werde jetzt das Nötigste einpacken.“ Sie horchte: „Nein, zu spät! Nur Fellmützen, warme Ponchos, Messer, Brot und die Laternen. Oh, es gibt böse Menschen, schlimmer noch als die Geister der Yosi. Hört ihr, sie kommen! Beeilt euch! Wir müssen weg!“ Schnell raffte sie alles zusammen und verknotete das Bündel, die Jungs an ihrer Seite, gekleidet in warme Ponchos mit Fellmützen auf dem Kopf, Messer im Gürtel und Laternen in der Hand.

„Los, gehen wir!“ Mit einem Griff zum Türhaken warf sie sich in höchster Eile ihren wärmsten Poncho über den Kopf, schulterte das Bündel und öffnete die Tür einen Spalt weit. Sie starrte ins Dunkel, schaute sich nach allen Seiten um und sagte: „Jetzt!“

Hundegebell und Stimmen waren in der Dunkelheit zu hören, als sie mit den Kindern zur Tür hinaushuschte. „Kommt! Zum Moor! Kein Laternenlicht, nicht hier!“ flüsterte sie und nahm die Buben fest bei der Hand.

Auf leisen Sohlen schlichen sie davon, gingen wenig später schweigend und in gebückter Haltung durch die Nacht, den kleinsten Strauch als Deckung nutzend. Sturmwolken schoben sich wie eine schwarze Wand vor die Scheibe des Mondes. Hinter ihnen krachten Schüsse. Sie gingen weiter. Das Gespenst der Angst war als steter Begleiter an ihrer Seite, steckte hinter jedem Busch. Eine Eule schrie, als ginge es um ihr Leben. Dann war Totenstille.

Erst als Ushia die Irrlichter des Moores mit verlockender Gefährlichkeit am Wege aufflackern sah, zündete sie ihre Laterne an. So würde ihr Licht eines unter vielen sein und die Meute der Verfolger verunsichern, sie auf eine falsche Fährte locken und vom einzig möglichen Weg durch den Sumpf abbringen. Gut möglich, dass sie sich täuschen ließen und im Schlamm des Moores umkamen.

Es war schaurig in dieser Finsternis allein nur beim Schein der Laterne durch das Moor zu gehen. Aber noch schauriger war der Blick zurück, wo in der Ferne auf der Heide die Hütten der Hirten lichterloh brannten. Die quirlig umher tanzenden Irrlichter im glucksenden Morast waren zwar von gespenstischer Unheimlichkeit, aber das Geflacker der einzelnen Flämmchen wirkte trotz ihrer Vielzahl auf der dunkeln, weiten Oberfläche des Moores so verloren, eher unscheinbar und viel kleiner noch, als das der brennenden Hütten, die wie übergroße Fackeln eines ungeheuren Fanals mit breitem, hellem Feuerschein in den Nachthimmel emporloderten.

„Oh, Mutter Maria de los Andes, hilf deiner Tochter in ihrer Not! Mach ihrem Leid und dem ihrer Kinder ein Ende, ehe es andere tun werden“, flehte Ushia auf Knien mitten auf dem schmalen Weg durchs Moor. Sie spürte die kleinen Hände der Jungs mit sanftem Druck auf ihren Schultern und sah das Inferno des Höllenbrandes, wusste, dass es *Onas* waren, die letzten ihrer Vorfahren, die eines uralten, polyasienesischen Volkes, deren Kinder geboren wurden, um auszusterben.

„Macht eure Laternen an! Wir brauchen mehr Licht!“ Die Jungs griffen in die Hosentasche ihrer Leggings, holten Punks hervor, rieben sie mit beiden Händen,

bliesen darüber und zündeten damit die Kerzen ihre Laternen an. In diesem Augenblick erschien über dem tiefen, schwarzglänzenden Moor die Gestalt einer Frau, gekleidet in einem langen, weißen Gewand, bestickt mit breitem, indigoblauem Saum, ganz umgeben von der strahlenden Aura eines herrlichen Sternenkranzes.

Ihr rotbraunes Antlitz war wunderschön, und sie lächelte, von überirdischem Glanz verklärt, so wie Maria, ihre Mutter, als sie ihrer Tochter Ushia in einer verlassenen Selk´nam Hütte auf der Heide am Rande des Hochmoores das Leben schenkte.

Das Lächeln ihrer Mutter würde sie nie vergessen, das von Maria de los Andes, der unehelichen Tochter Yolindas, ihrer Urgroßmutter, die ihr Kind mitten im kalten Winter in einer Felsenhöhle hoch im Gebirge der Anden gebar.

„Kommt, ich bringe euch hinüber!“ sagte die Frau und schwebte über das Moor dahin, wies ihnen mit hellem Schein den Weg voraus, führte sie auf einem abzweigenden Pfad zwischen Schlambänken hindurch auf sumpfiges Marschland. Unterwegs zum anderen Ende des Morastes packte sie der Hunger. Jeder kaute ein Stück Brot aus dem Bündel. An einer seichten Stelle des Moores tranken sie wie Tiere aus einem Tümpel Wasser. Sie kauerten am Boden nieder und schöpften das Wasser mit der hohlen Hand, tranken es hastig, sprangen aber im Nu wieder auf die Beine, um die Frau nicht aus den Augen zu verlieren. Ihnen wurde klar, dass sie auf einem seltsamen Pfad durchs Moor geführt wurden, den keiner von ihnen kannte. Es musste noch einen zweiten Weg zur Lagune geben, der sich auf glitschigem Grund dahinschlängelte.

Im Licht der schaukelnden Laternen folgten sie der Frau, setzten im Vertrauen auf ihre Worte den Weg fort, dabei höchst wachsam und bemüht, keinen Fehltritt zu tun, denn um sie herum gluckste, schmatzte und blubberte es von allen Seiten. Mit einem Mal hatten sie das Gefühl, sich verirrt zu haben. Sie wussten, das wäre das Ende. Sie wurden müde. „Haltet aus! Bis zur nächsten Biegung!“ sagte Ushia, „Bald wird die Morgendämmerung hereinbrechen!“

Der Wille zum Überleben war da, auch wenn die Kräfte nachließen. Sie schleppten sich dahin, waren so erschöpft, dass sie nur langsam vorankamen. Es wurde mit jedem Schritt schwerer, aber auch ein wenig heller. Die Konturen der Frau verblassten mehr und mehr, wurden immer undeutlicher. Hinter der Biegung aber, da war sie wieder, die übers Moor wandelnde Frau, die unruhige Seele von Maria de los Andes, die als untote Ahne einmal mehr körperliche Gestalt in voller Lebensgröße und mit überirdisch strahlender Schönheit angenommen hatte. In ihrer Brust klaffte eine offene Wunde. Ganz deutlich war ihr freiliegendes Herz zu sehen. Ein Lächeln ging über ihr makellos schönes Antlitz. Zum Abschied nahm sie ihr Herz in beide Hände, hielt es zum Himmel empor, ehe sie nur Augenblicke später im Licht der Morgenröte verschwand.

„Wir sind gerettet, sind aus dem Moor heraus!“ sagte Ushia erleichtert, gekennzeichnet von den Strapazen der Flucht durch die Nacht mit ihren Kindern bis an den Rand der Tundra. Sie blickte über das weite Land. Lange vor ihrer

Zeit, als Feuerland noch mit dem Festland verbunden war, wurde diese Ebene von den Ureinwohnern *Südländ* genannt. Damals grasten hier Riesenfaultiere und Wildpferde, heute weiße Guanakos und Pampahasen, die zwischen hohen Gräsern und Binsen umherhuschten. Es gab grüne Flecken mit Moosen und Flechten, kleine Oasen mit glitzerndem Sonnentau, mauvefarbenedes Heidekraut, Sträucher voller roter Preiselbeeren, schmackhafte Pilze und Wurzeln in rotbrauner Erde. Pachamama meinte es gut mit ihnen. Sie hatten es geschafft! Hunger brauchten sie auf dem Weg zur *Laguna de Margaritas* jedenfalls nicht zu leiden. Ihr Glück wurde Ushia erst in diesem Augenblick so richtig bewusst, als sie ihre Jungs umarmte, ans Herz drückte und voller Dankbarkeit freudig erregt über ihre wundersame Rettung und die herrliche Welt der allen Wettern trotzensden Natur Feuerlands sagte: „Ihr ward großartig, richtige kleine Männer, auf die man als Mutter mächtig stolz sein kann.“

Manuel fragte, zum Umfallen müde mit würdevollem Ernst, wie ein großer, alter Häuptling, seiner Herkunft voller Stolz gedenkend: „Im Moor, war das Oma?“ Und Ernesto drängte es zu wissen: „War es wirklich die tote Ahnenoma aus der Welt der guten Geister?“

„Ja, diese Frau im Moor war eine Vision der Seelenverkörperung von Maria de los Andes.“

Allein Ushia, ihre Tochter wusste, wie sehr die Mutter gelitten hatte, als man ihr das Herz bei lebendigem Leib herauschnitt. Der Mörder war ein Weißer, ein Goldgräber und Menschenjäger, der sich geschworen hatte, dass rote Gesindel der *Onas* und *Yagänen* auszulöschen: Julio Propper.

Für ihn war das Töten der Feuerlandindianer ein Geschäft: Köpfe, Skalps, Hoden, Brüste, die Ohren von Männern, Frauen und Kinder, alles hatte seinen Preis, aufgewogen in feinstem Pfund Sterling Silber. Die Goldquellen waren nicht ergiebig genug, die Viehzüchter aus Europa brauchten mehr Land, wo ihre Tiere weiden konnten, ohne von den hungernden Indianos in ihrer wilden Verzweiflung mit Pfeil und Bogen erlegt werden zu können.

Der Gedanke an Julio Propper, diese Bestie von einem weißen Unhold mit seinen gnadenlosen Killerkommandos, war so unvorstellbar schrecklich, dass Ushia nur mit äußerster Mühe die Bilder des Grauens auf der Blutebene vor der Stadt von Rio Grande verdrängen konnte. Mit versteinertem Gesicht und Tränen in den Augen sagte sie zu den Jungs: „Legt euch zum Schlafen auf eure Ponchos. Das hell strahlende Licht der Sonne wird euch nicht stören, wenn ihr die Fellmützen über die Augen zieht. Ich werde einstweilen in der Nähe Pilze, Wurzeln und Beeren sammeln. Ruht euch aus.“

Ihr streng wirkendes Gesicht nahm heitere Züge an. Die Jungs glaubten, dass ihre Mutter vor Freude weine, als sie ihre Ponchos auf der Erde ausgebreitet hatten und sich darauf am hellichten Tag zum Schlafen niederlegten.

Ushia hätte sich am liebsten zu ihnen ins Gras gelegt, so müde war sie. Aber sie wusste, dass sie jetzt nicht schwach werden durfte: „Träumt schön. Es wird nicht allzu lange dauern, bis ich zurück bin. Dann werden wir Feuer machen und



gemütlich im warmen Sonnenschein unter freiem Himmel unser Frühstück essen.“

Ushia sollte niemals mehr zurückkommen, wurde von umherstreunendem Goldgräbergesindel gefangen genommen, vergewaltigt und nach Ushuaia verschleppt, wo man sie zur Prostitution zwang. Ihr ging es genauso dreckig in dieser Spelunke am Hafen, wie den übelst misshandelten Strafgefangenen im Stadtgefängnis des Presidio, Sträflinge hartgesottener Kalibers, die dort zu wilden Tieren wurden, wenn sie es noch nicht waren.

Ushia litt Höllenqualen, nahm Drogen, wurde von einer Bande gemeiner, weißhäutiger Zuhälter ausgebeutet, bis Körper, Geist und Seele schon nach kurzer Zeit zerrüttet und sie ein rettungslos verlorenes Wrack geworden war.

Sie wollte sich mit dem Messer den Todesstoß versetzen, doch die Hoffnung, ihre Kinder eines Tages wiederzusehen, hielt sie am Leben. Aber auch diese, ihre letzte Hoffnung, an die sie sich klammerte, sollte sich nicht erfüllen. Am Ende ihrer Kräfte und ohne eine Spur von Lebenswillen, starb sie im Armenviertel von Ushuaia an den Folgen einer Masern-Epidemie.

Die Stadt, nach der sie benannt wurde, sollte der Ort ihres Todes sein. Im letzten wachen Augenblick ihres Dahinscheidens sah sie eine Frau im langen, weißen Gewand über ihrem Bett schweben. Es war ihre Mutter: Maria de los Andes.

Ushia lächelte, wusste nun, dass sie erlöst von allem Bösen ihren Platz im Kreis der Ahnen gefunden hatte, wo auch eine Ona auf ewig und immerdar mit ihresgleichen leben könne.

Als Manuel und Ernesto erwachten, brannte kein Lagerfeuer, an dem ihre Mutter saß und kochte. Die Sonne stand schon hoch am wolkenlos blauen Himmel. Ein leichter Wind wehte. Das grüngoldene Meer der Steppengräser wogte hin und her.

„Wo bleibt sie nur?“ fragte Manuel, und Ernesto meinte: „Sie ist auf der Suche nach einem Leckerbissen, der uns besonders gut schmecken wird.“

„Pampahasen?“

„Gut möglich. Kann mir durchaus vorstellen, warum unsere Mutter solange unterwegs ist. Diese Hasen sind flink wie Ratten. Einfach zu fangen sind sie nicht.“

„Sicher nicht. Nur mit List. Aber machen wir schon mal ein Feuer.“

„Gute Idee, dann geht´s nachher schneller. Ich habe Hunger wie ein Puma.“

„Mir knurrt auch mächtig der Magen, Pumaherz Ernesto“, sagte Manuel gähmend, stand von seinem Lager auf und sammelte mit seinem Bruder umherliegendes Holz, das der Wind über die Pampa geweht hatte. Sie schichteten Binsenreisig und trockenes Steppengras auf einen Haufen und zündeten es mit Streichhölzern aus dem Bündel ihrer Mutter an. Brot, das sie noch im Bündel fanden, spießten sie mit ihren Messern auf und rösteten es über dem offenen Feuer. Gerade eben wollten sie mit Heißhunger in einen Kanten

des getoasteten Brotes beißen, da hörten sie hinter sich das Knacken eines Strauchzweiges.

„Es wird Mutter sein“, sagte Ernesto in sein Brot beißend, welches er sich mit der Spitze des Messers in den Mund schob. Manuel war das Geräusch nicht ganz geheuer. Er hielt das Messer mit dem Brot weiter überm Feuer, vergaß hinein zu beißen und hatte ein ungutes Gefühl, als er sich umblickte. Da sah er sie, nicht die Mutter, nein, eine Schar von wilden Indianos, ihre Gesichter bemalt mit Kriegsfarben.

„Wo sind die anderen?“ fragte sie der Anführer der Steppenkrieger, den Speer erhoben zum Wurf.

„Wir sind allein!“ gab Manuel kleinlaut zur Antwort, als er den ersten Schreck überwunden hatte.

„Kaum zu glauben, zwei Knaben wie ihr, hier allein in den Pampas! Ist das eine Mutprobe, oder seid ihr von eurem Stamm in die Wildnis ausgesetzt worden, weil ihr etwas verbrochen habt?“

„Nein, wir mussten letzte Nacht fliehen und warten auf Ushia, unsere Mutter. Eigentlich müsste sie schon längst zurück sein, wenn sie die weiße Frau nicht wieder ins Moor gelockt hat.“

„Wer? Eine weiße Frau?“ Wie das? Nein, die haben wir heute Morgen nicht gesehen, aber weiße Männer, die aus dem Moor kamen und auf dem Kriegspfad sind, um uns alle zu töten. Wie böse Geistervögel schwirren sie umher, schwärmen als Mörderbanden überall auf der Pampa aus, unterwegs von Massaker zu Massaker.“

„Was ist ein Massaker?“ wollte Ernesto wissen.

Grimmiger konnte ein Lächeln nicht sein, kalt und wild, ohne Verständnis für die Frage des Knaben, sagte der große, breitschultrige Anführer der Steppenkrieger: „Wollt ihr eure *cochones pequeños*, eure kleinen Eier, behalten, wäre es das Beste für euch, wenn ihr mit uns kommen würdet. An der Laguna Margarita werden wir uns mit den *Yagánen* der Insel Navarino treffen. Sie, die Nomaden der See, und wir, die *Onas*, die letzten Landnomaden eines aussterbenden Volkes, werden dort ein Bündnis schließen, rote Brüder vereinigt am Ende der Welt, die mit vereinten Kräften ausziehen werden, um die Jagdgründe ihrer Väter bis zum letzten Blutstropfen gegen den weißen Mann zu verteidigen.“

Manuel und Ernesto schauten sich an. Was mit ihrer Mutter geschehen war, konnte keiner von ihnen wissen. Tot konnte sie nicht sein. Eine Frauenleiche hatten die Pampaindianer in der näheren Umgebung nicht gesehen. Ushia aber blieb trotz erneuter Suche der Indianer verschwunden. Hier allein konnten sie nicht bleiben. Weiße Mörder waren unterwegs. Bei den Selk'nam waren sie zunächst einmal gut aufgehoben und einigermaßen in Sicherheit.

Ohne ein Wort zu sagen, packten Manuel und Ernesto ihre Sachen und schlossen sich den Pampasindianern an. Auf dem Weg nach Süden kamen sie im Herzen von Feuerland durch Wälder, in denen seltene Vögel lebten. Kleine,

bunte Papageien, Starlinge und Eulenvögel mit feuerrotem Gefieder. Im Dammerblau der Abendstille erreichten sie den Lago Yehun.

Kondore kreisten hoch am Himmel über den schneebedeckten Gipfeln der Berge, die sich am Nordufer des Sees erhoben. Ibise tauchten ihre langen Rotschnabel ins Wasser, so klar wie das kristallene Glas eines Spiegels. Komorane saßen auf Klippen und beobachteten mit scharfem Auge die Fische in ihrer Nähe. Fischotter flitzten umher und machten ihnen die Beute streitig, begleitet vom Geschnatter wild umher flatternder Gane, die urplötzlich alle wie auf ein geheimes Kommando hin emporstieen und dicht über der Wasseroberfläche in Schwärmen davonflogen. Dabei wurde so manche Gans im Flug vom Pfeil eines Indianers erlegt. Junge Krieger wateten ins Wasser und ergriffen ihre Beute, die sie über einem Feuer am Seeufer goldbraun brieren. Dazu gab es im Feuer geröstete Chuu, Gefrierkartoffeln, auf die Schnelle gesammelte Preiselbeeren und eine gute handvoll Maiskörner aus dem Proviantbeutel. Eine herrliche Mahlzeit, die allen schmeckte und so manche Strapazen des Weges vergessen ließ.

Als sie die Laguna Margarita erreichten, wurden sie schon im Lager erwartet. Eine Unterabteilung der Yaganen war bereits eingetroffen. Es wurde Zeit, die gemeinsame Vorgehensweise zu besprechen. Nach der Begrüßung wurde man sich einig, dass zuerst, nach alter Väter Sitte, das *Ritual* des *Hains* gefeiert werden solle, um die Gunst des Großen Geistes für den bevorstehenden Kampf zu erbitten.

Gott Kenos, der im Auftrag von Temaukel, dem Großen Geist, die Erde und alle Lebewesen erschaffen hatte, müsse mit Gebet, Gesängen und Tänzen für sein grandioses Schöpfungswerk gehuldigt werden. Auch die Kloketen, die Jugendlichen, die in diesem Sommer ins Mannerdasein überführt werden sollten, mussten als junge Krieger Proben ihrer Ausdauer und Standfestigkeit beweisen.

Manuel und Ernesto wurden zur Mannerhutte gebracht, wo Frauen keinen Zutritt hatten. Während auf dem Zermonienplatz in der Mitte des Huttendorfes alle Vorbereitungen für das Fest getroffen wurden, erlebten Manuel und Ernesto mit anderen Auserwählten der Mannerweihe, was von einem echten Krieger der Selk´nam verlangt wurde. Unter Anleitung eines alten Machi wurden sie mit Mut- und Schmerzproben in die Welt der Männer eingeführt. Obwohl Manuel und Ernesto als Knaben im Alter von 10 und 12 Jahren die jüngsten unter den Jugendlichen waren, kam ihnen zugute, dass sie auf dem Weg hierher an einem wirklich echten Kriegszug mit unvorhersehbaren Gefahren teilgenommen hatten. Ohne zu klagen und mit großem Mut hatten sie in kleineren Ruckzugsgefechten mit den Weißen bewiesen, dass sie als Krieger zu gebrauchen seien. Messerwurf und das Schießen mit Pfeil und Bogen beherrschten sie aus kurzer Distanz schon genau so gut wie ein Krieger.

Als die Söhne Ushias von dem Medizimann nach ihrer Herkunft befragt wurden, erzählten sie ihm von ihrer Mutter und der Großmutter Maria de los Andes. Da leuchteten die Augen des Schamanen und er sagte: „Ihr kommt aus einem guten Stamm, seid Nachfahren von Huitzil und Yolinda, Freunde meines Urgroßvaters Machi Anasazi, der sein Wissen von Schamane zu Schamane weitergab. Seid mir willkommen. Ihr steht unter meinem Schutz, auch wenn ihr halbblütige *Onas* geworden seid.“

Geisterauftritte der Männer in Masken und Verkleidung grimmig böser Yosi waren der Höhepunkt des Festes. Bei diesem Ritual zur Sommersonnenwende wurden in diesem Jahr seit langem wieder alte Kriegsgesänge angestimmt. Jenen Frauen, die das Ganze für ein Theater hielten, verging das Lachen, denn die Selk´nam und Yagánen tanzten in brüderlicher Eintracht um das Ratsfeuer am Ufer der Laguna Margarita. Das bedeutete, dass es beiden Stämmen blutiger Ernst war, dass sie, die See- und Landnomaden Feuerlands mit vereinten Kräften gegen die Weißen bis zum letzten Mann kämpfen würden. Die Frauen wussten, dass jetzt einmal mehr eine Zeit voller Entbehrungen und Leid auf sie zukommen würde. Erneut flammten die Kämpfe auf. Auch auf dem patagonischen Festland, dort, wo im Süden Chiles zahlreiche Einwanderer aus Europa nach der gewaltsamen Besiedlung des Landes von wilden Indianern mit Vehemenz und ungebrochenen Kampfgeist attackiert wurden.

Ein letzter Aufstand der Mapuche scheiterte bei Ranquil im Jahre 1934. Da gab es auf Feuerland zwar noch Yagánen, die mit ihren Booten zum Fischfang ausfuhren und so wie in alten Zeiten als Seenomaden zwischen den Inseln des Südmeeres einherjagten; aber nur die Kühnsten, die es verstanden, sich bis in die lebensbedrohlichen Gebiete am Rande der Antarktis vorzuwagen, hatten auch Chancen vor der Verfolgung der Weißen einigermaßen sicher zu sein.

Von den *Onas* gab es nur noch einige Wenige. Viele waren im Kampf gegen den Weißen Mann gestorben, andere an den eingeschleppten Seuchen der Europäer. So auch Manuel. Sein indigenes Immunsystem war zu schwach, um den Masern trotzen zu können. Er starb wie seine Mutter Ushia an dieser Krankheit, dahingerafft von schmerzhaft gräßlichen Pocken und hohem Fieber.

Ernesto, oder Che Ernesto, wie ihn die Mapuche nannten, kämpfte mit ihnen während des letzten Aufstandes, konnte vor seiner drohenden Verhaftung in den argentinischen Teil von Feuerland fliehen und nahm eine andere Identität an. Unter dem Namen Esteban Kiepje lebte er mit einer Mapuche auf einer kleinen Schafsfarm, ganz unten am Ende der Welt von Tierra del Fuego.

Seine Frau brachte eine Tochter zur Welt. Lola, wie die schöne, rassige Indigene hieß, wuchs mit der Sprache ihrer Mutter und des Vaters auf. Friedlich verlief ihre Kindheit, sorglos und glücklich in der Abgeschiedenheit einer herrlich freien Natur. Nach dem Tod ihrer Eltern lebte Lola an der Südküste Feuerlands in einer Hütte am Beagle Kanal mit Yshton, einem Falkner, der ihr die Kunst des Schamanentums lehrte. Lola Kiepje starb 1969. Sie war die letzte *Ona*. Mit ihr erlosch auch die Sprache der *Onas*.

Ausgerottet von Alaska bis Feuerland waren die meisten Stämme des Roten Mannes zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im Kollektiv wurde dieser Völkermord von Spaniern, Engländern, Schotten, Iren, Franzosen, Holländern, Yankees, Portugiesen, Kroaten, Italiern, Russen, Polen und Deutschen sowie anderen Europäern vollbracht. Der Weiße Mann blieb ohne Schuld und frei von Sühne. Auch in Zukunft würde er mit der ihm zu eigenen Habgier einer selbtherrlichen Rasse Völker anderer Hautfarbe ob ihrer Bodenschätze ausbeuten und dabei die Natur ihres Heimatlandes zerstören.

Müsste aber der Weiße Mann jemals für all die an den Indianern begangenen Greuelthaten büßen, dann gäbe es im Jenseits für ihn nur das Ewigfeuer der Hölle und keine Ewigen Jagdgründe, die das Herz und die Seele des Roten Mannes zutiefst beglücken. Im Reich Manitous, der paradiesischen Natur des Großen Geistes, würden sie in den herrlichen Jagdgebilden überirdischer Freiheit leben.

Hunger verspürten sie keinen mehr, also brauchten sie auch nicht auf die Jagd zu gehen. Doch das Glücksgefühl der Jagdlust blieb bestehen, ohne Töten zu müssen. Mit höchster Achtung und stiller Anbetung betrachteten sie die einzigartige Welt des Großen Geistes und kamen bei dieser Vielfalt an Pflanzen und Tieren aus dem Staunen nicht mehr heraus. Auch Yuami, den Feuerlandfalken, konnten sie dort mit feuerrot aufgeplustertem Brustgefieder als letzten seiner Art in alle Ewigkeit fliegen sehen und seine pfeilschnellen, ästhetisch schönen Flugkunststücke mit der himmlisch reinen Vorfreude kleiner Rothäute immerzu bewundern. Ja, sie alle waren Kinder und Kindeskindern aus der Vielvölkerfamilie der *Indionas*, die im Laufe von Jahrtausenden in die Ewigen Jagdgründe des Großen Geistes eingegangen waren.